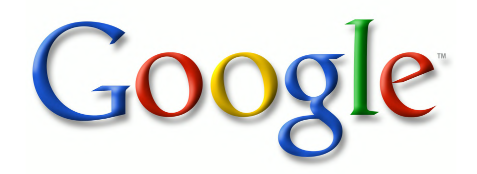




Historische Werke

von

Arnold Herrmann Ludwig Heeren,

Ritter des Guelfen-Ordens,

Hofrath und Professor der Geschichte in Göttingen.

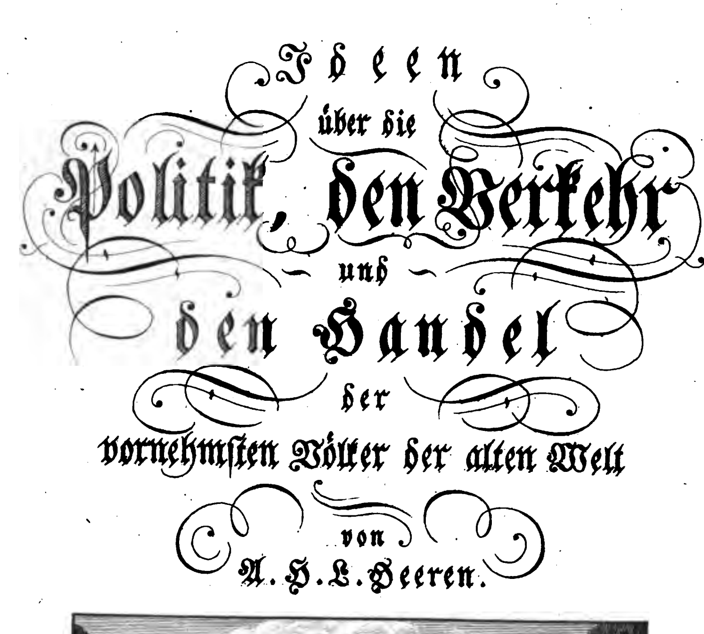


Zwölfter Theil.

Göttingen,

bei Vandenhoeck und Ruprecht.

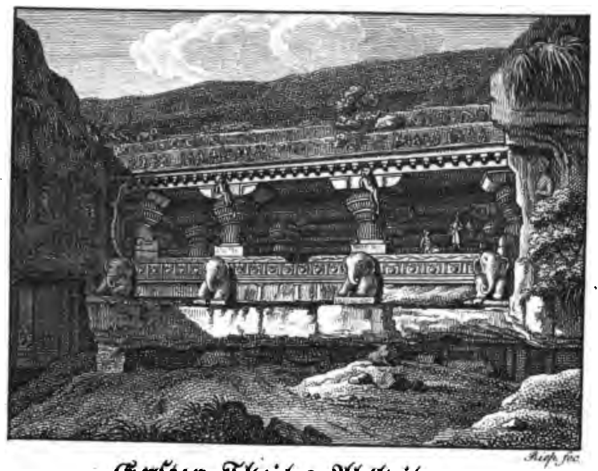
1824.



Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt

von

A. H. L. Heeren.



Erster Theil 3 Abtheilung.

Göttingen,
bey Vandenhoek und Ruprecht
1824.

Ideen
über die
Politik, den Verkehr
und
den Handel
der
vornehmsten Völker der alten Welt.

Erster Theil,
Asiatische Völker.

Dritte Abtheilung,
Inder.



von

A. H. L. Heeren

Ritter des G. O., Hofrath und Professor der Geschichte in Göttingen, Mitglied der K. Gesellsch. der Wissensch. daselbst, der Akademie der Inschriften zu Paris, der Brittisch-Asiatischen Gesellschaft in London, der Akademien in München, Italien, Copenhagen, Berlin, Mitau, Stockholm, Amsterdam, Utrecht, Corfu u. a.

Vierte sehr verbesserte Auflage.

Göttingen,
bey Vandenhoeck und Ruprecht.
1824.

Vorrede.

Da die nachfolgenden Untersuchungen über die Inder fast ganz aus Indischen Quellen, welche uns die Bekanntschaft mit der Sanskrit-Litteratur seit nicht viel länger als dem letzten Jahrzehend eröffnet hat, geschöpft sind, so glaube ich zuerst von denen mir zugänglichen, und von mir benutzten, dahin gehörigen Werken eine kurze litterarische Uebersicht geben zu müssen; um so mehr, da bei der ersten Ausgabe, die damals noch bestandene Sperre von England mich so vieles davon vermissen ließ. Es sind dieß folgende, welche sämmtlich unsere öffentliche Bibliothek mir darbot:

The Ramayuna of Valmiki, in the original Sangscrit, with prose translation and explanatory Notes, by *Will. Carey* and *Joshua Marshman* Vol. I. containing the first Book, Serampoor 1806. 4to 656 S. Vol. III. containing the latter part of the second Book; Serampoor 1810. 493 S.

Von den sieben Büchern, welche das ganze Epos enthält, sind nur die beiden ersten in den drei Bänden in Original und Uebersetzung erschienen; aber ein unglückliches Geschick hat gewollt, daß auch der zweite von diesen, da die Exemplare durch Schiffbruch verlohren gegangen seyn sollen, nicht nach Europa, wenigstens nicht in den Buchhandel, kommen sollte, da er in England auch nicht für Geld zu haben ist. Ich habe mich daher, zu meinem großen Leidwesen, — denn unstreitig ist neben dem Mahabarat der Ramajan die reichste und reinste Quelle für die Kunde des höhern Indischen Alterthums, — mit Th. I. und III. begnügen müssen. Bei der ersten Ausgabe konnte ich nur durch einen Zufall den ersten Theil mir verschaffen.

Nalus, carmen Sanscritum e Mahabarata; edidit, latine vertit, et adnotationibus illustravit *Fransciscus Bopp*. Londini 1819. 8vo. 216 S.

Bhagavad Gita, id est: Θεσπέσιον μέλος, sive almi Chrischnae et Arjunae colloquium, de rebus divinis, Bharateae episodium. Poëtam recensuit, adnotationes criticas et interpretationem latinam adjecit *Aug. Guil. a Schlegel.* Bonnae 1823. 4to.

The Mega Duta or *Cloud Messenger*, a poëm in the Sanscrit language by Calidàsa; translated into English verses with notes and illustrations by *Horace Haymon Wilson*, Calcutta 1813. 4to. 120 S.

Gita Govinda by Jajadeva in: Works of *Jones*, Vol. I.

Sacontalà, or the fatal Ring by Calidasa; in: Works of *Jones*, Vol. VI.

Hitopadesa of Vishnusarman in: Works of *Jones*, Vol. VI.

Instituts of Hindu Laws, or the ordinances of *Menu;* verbally translated of the original Sanscrit; with a Preface by Sir Will· *Jones;* Calcutta 1796. 8vo.

A Digest of Hindu Law, on contracts and successions, with a commentary by Ingannatha Fercapanchanana; translated from the original Sanscrit by H. T. *Colebrooke* in three Volumes. London 1801. 8vo.

Upnekhat, studio *Anquetil Duperron.* Paris. 1801. 11 Vol. 4to.

Baghavadam, ou doctrine divine, ouvrage Indien canonique par *Obsonville.* Paris 1788. 8vo.

A Grammar of the Sanscrit language by *Charles Wilkins*, London 1804. 4to.

Cosha, or Dictionary of the Sanscrit language, by Amera Sinha with an English Interpretation by *Colebrook;* Serampoor 1808. 4to.

Amara-Singha, sectio prima de coelo a P. *Paullino* a St. Bartholomaei; Romae 1798.

Ej. Vyaçarana seu Samscridaneae linguae institutio. Romae 1804.

Ej. Systema Brahmanicum. Romae 1802.

Ej. Grammatica Samscrèdanica. Romae 1790.

Chrestomathia Sanscrita, quam ex codd. Mnscrptis edidit *Othmarus Frank*; Monachii 1820. Vol. I. II.

Asiatic Researches, or transactions of the Society instituted in Bengal, Vol. I–XIV. Den letzten Band kenne ich nur aus Auszügen.

Annals of Oriental litterature, Part. I. II. III. London 1821.

Indische Bibliothek von A. W. von Schlegel, Heft 1 : 4.

Die Kupferwerke für die Darstellung der Indischen Monumente, so wie die Schriften über Indien, Reisen u. s. w. halte ich nicht für nö-

thig hier aufzuzählen, da sie gehörigen Orts immer nachgewiesen sind.

Ich hoffe, daß die Leser hier nicht leicht eins der bisher nach Europa gekommenen Werke der Sanskrit-Litteratur von Bedeutung vermissen werden. Die Schriften des Pater Paullino sind weniger des Gebrauchs als der Vollständigkeit wegen von mir aufgeführt worden. Die Grammatik von Carey, und das Wörterbuch von Wilkins, wie wichtig sie auch sonst seyn mögen, waren es doch nicht so sehr für meine Zwecke. Bei dem Gebrauch der Uebersetzungen ist von mir mit strenger Kritik verfahren worden. Nur solche, deren Treue auch von den Kennern der Sprache anerkannt ist, keine poetische, am wenigsten bloße Nachbildungen, wie deren Jones einige geliefert hat, sind von mir gebraucht worden. Sollte mir dennoch der Vorwurf gemacht werden, daß man, ohne Kenner des Sanskrits zu seyn, nicht über Sanskrit-Litteratur schreiben dürfe; — so ist meine Antwort, daß meine Untersuchungen nicht die Sprache, sondern die Sachen betreffen. Die weitere Rechtfertigung muß mein Werk selbst geben.

Aber über das, was ich geben wollte, besonders über den ersten Abschnitt, da der zweite dessen nicht bedürfen wird, muß ich mich näher und bestimmter erklären. Mein Zweck ist hier eine kritische Ansicht der Quellen der Indischen Alterthumskunde, der Monumente sowohl als der Schriftsteller zu geben, so weit wir sie bisher kennen. Dieser Abschnitt soll also die nöthigen Vorkenntnisse umfassen, welche, außer der Sprache, derjenige bedarf, der sich mit Sanskrit-Litteratur und Indischer Alterthumskunde beschäftigen will. Daß eine solche Einleitung zu diesem Studium nicht nur nützlich, sondern unentbehrlich sey, kann Niemand verkennen. Als vor nunmehr zehn Jahren die erste Ausgabe dieser Untersuchungen in der dritten Auflage der Ideen ꝛc. als neuer Zusatz erschien, war durchaus Nichts vorhanden, was diesem Bedürfniß hätte abhelfen können; und der schnelle Absatz, den damals der veranstaltete besondere Abdruck derselben fand, giebt mir die gegründete Hoffnung, nicht vergeblich gearbeitet, sondern der Sanskrit-Litteratur in Deutschland ihren Eingang wesentlich erleichtert zu haben. Aber auch seit dieser

Zeit ist mir nichts bekannt geworden, was diese Lücke ausfüllen könnte *).

Ich schreibe also keine allgemeine Indische Alterthumskunde; außer in so fern der zweite Abschnitt sie von denjenigen Seiten zu geben sucht, denen dieses Werk überhaupt gewidmet ist. Ich verspreche keine Indische Mythologie, Philosophie, oder Religionslehre. Am wenigsten ist es mein Zweck, eine Vergleichung der Mythen und

*) Der kurze Aufsatz, über den jetzigen Zustand der Indischen Philologie, den der Hr. Prof. A. W. von Schlegel auf 27 Seiten dem ersten Stück seiner Indischen Bibliothek vorgesetzt hat, kann dazu wohl nicht hinreichen. Hat es demselben gleich nicht nöthig geschienen, seinen Vorgänger auch nur mit Einem Wort darin zu erwähnen, so ist es diesem doch angenehm gewesen, ihn in seinen Urtheilen meist mit sich übereinstimmen zu sehen. — Eine Kritik des gegenwärtigen Werks, von einem, wie ich glaube schon verstorbenen, Gelehrten, ist nur in einem einzigen Blatt mir zu Gesicht gekommen: Hallische Allg. Litt. Zeitung. 1816. St. 232. Da ihr Verfasser aber selber sagt, daß er diese Gelegenheit benutzen wolle, sein System über Indien mitzutheilen; da er meine wichtigsten Erörterungen kaum berührt, oder ganz mit Stillschweigen übergeht, und andere von mir fordert, die nicht in meinem Plan lagen; so habe ich freilich nicht viel daraus lernen können.

lehren anderer Völker mit denen der Inder anzustellen, und etwa die Uebergänge von den einen zu den andern nachzuweisen. Ich wage mich nicht auf diese schlüpfrige Bahn, welche nicht mehr die des Historikers ist. Gern bescheide ich mich also, meine Leser nur in die Vorhalle der Indischen Alterthumskunde zu führen. Aber gewiß es ist nicht überflüssig, erst in dieser Vorhalle sich etwas genauer umzusehen, ehe man das Heiligthum selber betritt!

Die Kunde des höhern Indischen Alterthums aus Indischen Quellen, ist, nach meinem Urtheil, eine der wichtigsten Bereicherungen, welche unser Zeitalter erhalten hat, und hoffentlich noch in einem viel größeren Umfange erhalten wird. Es ist nicht blos der ästhetische Werth der Werke der Sanskrit-Litteratur, wie bedeutend auch dieser ist; es ist nicht weniger ihr historischer, der sie uns schätzbar macht. Zwar nicht in dem Sinn, wie die folgenden Untersuchungen es zeigen werden, daß wir uns in den Stand gesetzt sehen, eine fortlaufende chronologisch-kritische Geschichte des ältesten Indiens zu geben. Bei unsern bisherigen Hülfsmitteln ist dieß vergebliche Arbeit; und

wird es wahrscheinlich auch wohl bleiben. Aber indem wir uns durch sie in ein entferntes Zeitalter unter ein fernes Volk versetzen, das eine hohe Stuffe einer ihm eigenthümlichen Civilisation erreicht hatte, eröffnet sich uns eine neue Welt, die desto mehr uns fesselt, je fremdartiger, je verschiedener sie von der unsrigen ist. Und wäre diese Bereicherung der Weltgeschichte nicht mehr werth, als eine chronologische Tabelle, mit leeren Namen und Jahrzahlen? Werden wir gegen eine solche den Ramajan und den Mahabarat, oder bei den Griechen die Ilias und die Odyssee, vertauschen?

Mit allem dem steht unsere jetzige Kunde der Sanskrit-Litteratur erst auf einer ähnlichen Stuffe, als etwa gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts die Griechische in Italien stand. Welche Blüthen, welche Früchte trug gleichwohl nicht diese für den Occident? Und wenn wir auch nicht ein gleiches von der Sanskrit-Litteratur erwarten können, so dürfen wir doch den Wunsch und die Hoffnung hegen, daß auch ihre Blüthen sich entfalten, und nicht ohne Früchte unter uns bleiben werden!

Den 27. Julius 1824.

Inhalt.

Inder.

Erster Abschnitt.

Kritische Ansicht der Indischen Alterthumskunde.

Bei Indien soll der Leser billig seyn. Es ist das fernste der Länder. Wenige haben es gesehen. Die es sahen, sahen meist nur einen Theil, und erzählen oft nur vom Hörensagen.

Strabo B. XV. zu Anfang.

Die Untersuchungen, welche die Forscher der Religion, so wie der Gelehrsamkeit des Orients anstellten, führten sie fast immer auf Indien zurück. Nie aber zog dieß ferne Land in dieser Rücksicht mehr die Augen der Europäer auf sich, als in unsern Tagen. Seitdem es den Britten unterworfen ward, erregte neben seinen Waaren auch seine Wissenschaft und Litteratur die Aufmerksamkeit der Eroberer. Sie selber glaubten hier die Quellen entdeckt zu haben, aus welchen dem übrigen Asien nicht nur, sondern auch dem Abendlande, seine Religion und seine Weisheit zugeflossen sey. Sie haben gesucht, auch Europa diese Quellen zugänglich zu machen, durch gelehrte Abhandlungen sowohl über die wichtigsten Gegen-

stände der Religion und der Cultur der Inder, als durch Uebersetzungen ihrer Werke *). Seitdem lebten diese Forschungen auch in Deutschland auf; die Freunde des Indischen Alterthums vermehrten sich; selbst die heilige Sprache des Volks fand Eingang mit ihrer Litteratur und Poësie; und ihre Werke in der Ursprache und Urschrift fangen schon an, aus den deutschen Pressen so gut, wie aus denen an den Ufern des Ganges und der Themse, hervorzugehn.

Wäre es möglich, den ganzen Einfluß, den das gebildeteste Volk des Orients auf die übrige Welt ge-

*) Niemand wird Sir William Jones, erstem Präsidenten der im Januar 1784 neu gestifteten Asiatischen Gesellschaft zu Calcutta, den Ruhm streitig machen, dieses Studium nicht blos geweckt, sondern auch auf die Stuffe gehoben zu haben, auf welcher es der Beachtung des kultivirten Europas würdig geachtet ward. Wer freilich hätte auch eine so vielseitige Bildung, eine solche Kenntniß der Sprachen, einen so weiten historischen Blick, einen so reichen poetischen Geist, wer überhaupt solchen Sinn für den Orient mit dazu gebracht? Wie gern verzeiht man es ihm, wenn sein schöner Enthusiasmus zuweilen der besonnenen Kritik zuvoreilte? Dafür weckte er ihn zugleich bei andern; und so konnte, — und das war die Hauptsache, — das Indische Alterthum in Indien selber erforscht werden. — Ich bemerke für die Folge, daß von den Schriften jener Gesellschaft, den Asiatic Researches, wovon 13 Bände heraus sind, mir die 12 ersten (B. 1 - 4. in der Quart-, B. 5 — 12. in der Octav-Ausgabe) zur Hand waren. Die Abhandlungen von Jones selber stehen auch in seinen Works Vol. I - VI. 4.

habt hat, klar, und in seinem ganzen Umfange darzulegen, — wer mag zweifeln, daß dadurch eine der größten Lücken in der Geschichte der Bildung unsers Geschlechts ausgefüllt werden würde? Aber dieß Volk, stets nur mit sich selber beschäftigt, und um andere sich nicht weiter bekümmernd als es mußte, wenn sie als Eroberer eindrangen, hat uns selber, wie es scheint, keine Nachrichten darüber aufbewahrt; und die Folgerungen, welche sich aus der Vergleichung seiner Kenntnisse und Einrichtungen mit den Kenntnissen und Einrichtungen anderer Völker ziehen lassen, können wohl einen gewissen Grad der Wahrscheinlichkeit, schwerlich der Gewißheit, erhalten. Wenn sie aber auch nur dieses sollen, so ist dazu die Beantwortung der Fragen nöthig: Was wissen wir eigentlich von der alten Weisheit dieses Volks? Von seiner Religion, seiner Poesie, seiner Kunst, von seinen politischen Einrichtungen, von seinem Verkehr und seinem Einfluß auf andere Nationen? Aus welchen Quellen sind uns jene Kenntnisse geflossen? In wie fern sind dieselben rein oder getrübt? Erst alsdann werden wir es uns selber sagen können, ob wir, und wie weit wir im Stande sind, ein Gemählde desselben in jenem Zeitalter zu entwerfen, wo es noch, sich selber überlassen, und nicht unter das Joch fremder Eroberer gebeugt, frei und ungehindert sich entfalten konnte.

Allein jene Untersuchung gehört aus mehreren Ursachen zu den schwierigsten. Schon der Reichthum des sich aufgehäuften Stoffs erschwert sie; und dennoch stößt man wieder bei diesem Reichthum auf die größten und bedeutendsten Lücken. Aber wie viel größer noch die in-

nern Schwierigkeiten sind, die hier den Forscher erwarten, Schwierigkeiten, welche nur eine genaue Kenntniß des Orients, und des Geistes und der Denkart der Nation, besiegen kann; — dieß kann erst die weitere Folge deutlich machen.

Es ist wahr, Ein großer Vortheil bleibt dieser Untersuchung vor der über die meisten andern Völker des Alterthums voraus. Das Volk selber lebt noch. Indem es sich durch Gebräuche und Religion scharf absonderte von allen andern Völkern; indem es selbst gänzlich es verschmähte, Proselyten anzunehmen, rettete es dadurch seine Fortdauer als Nation. Auch die Fremden, die sich unter ihm niederließen, ja die es selbst beherrschten, blieben nicht minder scharf von ihm abgesondert, als in ihrem Vaterlande. Aber eben dieses erschwert den Umgang, erschwert die Belehrung, die man von ihnen schöpfen kann. Zwar versagen sie diese nicht unter allen Umständen hartnäckig dem Fremdling, der sich ihnen zu nähern versteht. Aber nur zu oft brachten diese ihre vorgefaßten Meinungen hinzu; oder es mangelten ihnen auch die Vorkenntnisse, welche nöthig waren, den Unterricht zu benutzen; und von der andern Seite sind auch die Beispiele nicht unerhört, daß das Streben den Fremden zu schmeicheln, die Lehrer zur Untreue und zu arglistigen Verfälschungen verleiten konnte *).

*) Mit edler Freimüthigkeit hat dieß H. Wilford (Asiatic Researches T. VIII. p. 250 sqq.) in Betreff seiner Abhandlung über Aegypten und den Nil (As. Res. T. III.) gestanden. Sein Indischer Lehrer hatte in den Handschriften, aus denen er schöpfte, die Namen der Länder verfälscht.

Die Nation selber verlebt ihr geistiges Leben gleichsam nur in der fernen Vergangenheit. Das jetzige Zeitalter ist ihr das Zeitalter tiefer Verderbniß; und ein noch tieferes steht nach ihren Ahndungen bevor, bis die Wiederherstellung eines frühern Glücks eine neue und bessere Ordnung der Dinge herbeiführen wird. Aber dieses von uns eben genannte jetzige Zeitalter ist kein anderes als das, welches der Abendländer überhaupt das historische nennen würde. Nur mit dem Blick der Geringschätzung, ja selbst der Verachtung, sieht der Bramine darauf herab. Sein Geist findet eine reichere Nahrung in jenen fernen Zeiten, wo der große Vischnu entweder als Rama den Krieg mit den Dämonen führte; oder als der gefeierte Held Krischna der Wiederhersteller einer bessern Ordnung der Dinge ward. Was sollte ihn bewegen, in diese Zeiten des Elendes herabzusteigen? Was könnte ihn zu den Studien führen, denen wir unsere kritische Geschichte verdanken? Umsonst wird man diese also bei ihnen selber suchen; und doch ist sie es, nach der der Europäer fragt. Die große Aufgabe also für den, der dieß Volk darstellen will, ist, mit dem Inder Inder zu werden, ohne darum aufzuhören Europäer zu seyn. Wer es sich klar gemacht hat, wie schwer zu erfüllen diese Forderung ist, wird um desto mehr auf eine billige Beurtheilung seiner Leser Ansprüche machen müssen, je mißtrauischer er gegen sich selber ist. Hätte er auch selber gewandelt an den Ufern des Jumna und Ganges, hätte er auch selber gesessen zu den Füßen der Lehrer von Benares, — er würde es sich doch sagen müssen, wie unmöglich die gänzliche Erfüllung jener Forderung sey. Wie viel mehr

also für den, der unter seinem nördlichen Himmel nie die Pracht der Indischen Natur erblickte; der von dem Reichthum ihrer Litteratur nur einzelne Bruchstücke kennt; der selbst bei diesen sich nur mit, vielleicht entstellten, Uebersetzungen begnügen muß?

Aber doch sind wir — Dank sey es den Vorarbeiten jener Männer, — so weit gekommen, daß wir einen gewissen Standpunkt nehmen können, von dem herunter wir das Gebiet der Alterthümer und der Litteratur Indiens im Ganzen überblicken; wenn auch manche einzelne Regionen desselben in Nebel gehüllt bleiben mögen. Es wird also die Hauptaufgabe seyn müssen auszumachen: wie viel wir übersehn; und was sich in diesem Umkreise entweder klar und deutlich, oder auch nur dunkel und und ungewiß, hervorhebt? Die Bestimmung von dem, was wir wissen und nicht wissen, ist immer ein großer Gewinn; kommt einst die Zeit, wo auch jene Nebel zerstreut seyn werden, so mag alsdann ein späterer Schriftsteller dieß weitere Gemählde mit sicherer und glücklicherer Hand ausführen; das Unvollständige und Mangelhafte, was der Vorgänger geben konnte, wird bis dahin seinen Werth haben; und kann ihn selbst auch in den Augen des Nachfolgers nicht verlieren, wenn er gerecht und billig urtheilen will.

Nachdem auf diese Weise der Gegenstand der Untersuchung festgestellt ist, ergiebt sich von selbst im voraus, daß hier keineswegs davon die Rede seyn kann, die Lehrgebäude der Indischen Religion und Philosophie auseinander zu setzen; noch irgend eine Hypothese aufzustellen, wie z. B. über die früheste Verbindung Indiens mit

Aegypten; über die Verbreitung der Indischen Cultur nach dem Occident u. s. w. (wenn gleich gelegentlich auch von diesen Gegenständen die Rede wird seyn müssen;) so wenig als davon, geradezu die Behauptungen der Männer zu widerlegen, die darüber geschrieben haben. Unser Zweck würde erreicht seyn, wenn wir nur die festen Standpunkte fänden, aus denen ihre Forschungen sich ansehn und würdigen lassen.

Die allgemeine Meinung, sowohl des Alterthums als auch der neuern Zeit, kommt darin überein, daß sie die Inder entweder als das älteste aller gebildeten Völker, oder doch als eins der ältesten betrachtet. Allerdings ist bereits hier der kritische Forscher zu der Frage berechtigt: worin hat denn diese Meinung von dem hohen Alterthum der Inder ihren Grund? Reicht die Versicherung der Inder selber schon zu ihrer Bejahung hin? Haben wir nicht Ursachen dagegen um so mehr mißtrauisch zu seyn, je mehr sie selber ihr Alterthum zu übertreiben scheinen? Je klarer es immer mehr zu werden scheint, daß nichts weniger als eine zuverlässige Chronologie bei ihnen zu suchen sey? Allein die bestimmtere Beantwortung der Frage kann sich erst aus dem weiteren Fortgang der Untersuchung ergeben. Hier scheint es nur nöthig, den etwas schwankenden Begriff von hohem Alterthum vorläufig etwas genauer fest zu setzen. Man braucht, wenn man den Indern ein hohes Alterthum beilegt, sich deshalb nicht auf ihre chronologischen Aeren von Millionen von Jahren zu berufen; man braucht nicht einmal, wie mehrere der Brittischen Forscher, bis zu den Zeiten der Noachischen Fluth hinauf-

zusteigen, wo nach ihren Berechnungen das vierte Zeitalter der Inder, die verderbte Zeit, beginnen soll. Was über ein Jahrtausend über den Anfang unsrer Zeitrechnung hinaufgeht, begreifen wir unter dem Namen des hohen Alterthums. Höher steigt bei andern Völkern, die Juden ausgenommen, die historische Zeit nirgend hinauf. Was weiter zurückliegt, hüllt sich in das Gewand der Sage und der Hieroglyphensprache; und wenn gleich keine scharfe Grenzlinie sich hier ziehen läßt, so wird diese Bestimmung doch im Allgemeinen hinreichen. Ob die Bildung der Inder schon um Ein, vielleicht ein Paar tausend Jahre weiter zurückgeht, ist freilich keinesweges eine ganz gleichgültige Sache. Aber es ist doch auch gewiß, daß da, wo die fortlaufende Geschichte und ihr innerer Zusammenhang aufhört, auch das Interesse der genauen chronologischen Angaben geringer wird; und darin stimmen gewiß alle denkenden Leser überein, daß es besser sey zu gestehen, wir wissen dieß oder jenes nicht, als Vermuthungen für Gewißheit zu geben; wenn es gleich dem Schriftsteller unbenommen bleiben muß, auch Wahrscheinlichkeiten, ja selbst Vermuthungen, als solche vorzulegen.

Unsere Kunde des Indischen Alterthums fließt theils aus den Nachrichten der Griechen, theils denen der Inder selber. Die erstern sind bereits in der Untersuchung über das Persische Indien größtentheils gewürdigt und erläutert; auch sind die Schriftsteller selber zu bekannt, als daß es einer Kritik derselben bedürfte. Ich wiederhole daraus blos das allgemeine Resultat, daß, als der Macedonische Eroberer in Indien eindrang, fast vierte-

halb hundert Jahre vor dem Anfange unserer Zeitrechnung, die Nation schon im Ganzen auf derselben Stuffe der Bildung, sowohl in Beziehung auf ihr öffentliches als ihr Privatleben, erscheint, auf der sie nachmals stehen blieb; und uns dadurch vollkommen zu dem Schluß berechtigt, daß ihre Cultur um mehrere Jahrhunderte älter gewesen seyn muß, und bis ins hohe Alterthum, nach der obigen Bestimmung, hinaufsteigt. Die gegenwärtige Untersuchung wird sich also allein auf die Indischen Quellen selber beschränken; diese sind aber wieder von doppelter Art; theils Denkmähler, theils Schriften; von beiden muß daher einzeln gehandelt werden.

Die Denkmähler der Indischen Baukunst sind für die Kunde dieser Nation nicht viel weniger wichtig, als die an den Ufern des Nils für die der Aegypter. Wer hätte nicht, — wäre ihm auch alles Uebrige fremd geblieben, — doch wenigstens etwas von jenen Wunderanlagen auf den Inseln von Salsette und Elephante gehört? Auch bei Indien aber bestätigt sich die Bemerkung, daß, je genauer es erforscht wird, auch desto reicher der Stoff wird, den es in jenen Rücksichten dem Forscher darbietet. Aber wenn seine Denkmähler als Quellen der Alterthumskunde genutzt werden sollen, so entstehen auch hier die vorläufigen Fragen: Wie weit kennen wir sie? Wie weit sind sie schon zu jenem Zwecke genützt worden; wie weit können sie dazu benutzt werden? Was läßt, so weit wir sie bisher kennen, besonders für das Alter der Nation, aus ihnen sich folgern? Ihre Beantwortung ist es, die uns zuerst beschäftigen muß.

Was wir von Indischen Denkmählern wissen, verdanken wir fast allein den Britten. Weder Portugiesen, noch Holländer, noch Franzosen haben sich darum bekümmert; wenn man etwa einige, gelegentlich in Reisebeschreibungen gegebene, Nachrichten abrechnen will. Allein bloße Nachrichten, selbst Beschreibungen, erläutern wenig, wenn nicht getreue Abbildungen hinzukommen. Die Britten haben uns mehrere Prachtwerke über Indien geliefert. Aber sie gingen dabei meist von andern Gesichtspunkten aus. Es war weit mehr die Indische Natur, überhaupt das jetzige Indien, welches sie durch ihre Darstellungen vergegenwärtigen wollten, als die Indische Vorwelt. In diesem Geist ist das große Werk von Hodges gearbeitet *). Die beiden Bände von Kupfern enthalten nur zwei Blätter, die der Darstellung alt-Indischer Tempel, der Pagoden von Deogur und Tanjore, gewidmet sind. Bei einem Werke dieser Art ist daher Alles nur auf die Wirkung berechnet, viel weniger auf die Treue und Genauigkeit der Darstellung. Außerdem ist auch die ganze Manier von Hodges am wenigsten dazu geeignet, Denkmähler der Architektur darzustellen. Sie giebt nicht mehr als Umrisse und Ansichten.

Noch ehe in England, so viel ich weiß, irgend etwas Bedeutendes für die Darstellung Indischer Denkmähler geschah, erwarb sich ein Deutscher das Verdienst,

*) Views of Hindostan Vol. I. II. Andere, wie *Pennants* views of Hindostan, die keine Abbildungen alter Denkmähler geben, übergehe ich mit Stillschweigen.

die Bahn zu brechen, und die Felsenmonumente von Elephante darzustellen. Dieß war Niebuhr *); und für die Treue der Darstellungen giebt sein Name hinreichende Bürgschaft. Wir verdanken ihm einen Grundriß der Felsenpagode; die Zeichnung einer Säule daraus mit ihren Maaßen; und sieben Blätter mit Abbildungen der Reliefs, welche die Wände enthalten. Seine Zeichnung ist auch noch jetzt das Genaueste, was wir über Elephante haben; indeß giebt sie von den vielen nur wenige Reliefs; mit ihnen aber doch eine Idee von Indischer Sculptur. Ein großes Feld bleibt also auch nach ihm hier noch für künftige Zeichner offen.

Doch war Niebuhr's Arbeit um so verdienstlicher, da sie zuerst die Brittische Thätigkeit aufgeregt zu haben scheint. Wenige Jahre nach seinem Werk erschienen in London: "die alten Denkmähler Indiens von Rob. Gough" **). Allein das Werk selbst giebt den deutlichsten Beweis, wie ärmlich damals die Kunde Indischer Alterthümer noch in England war. Es enthält nur Anzeigen von den Schriftstellern, welche von Elephante und Salsette gesprochen hatten; Niebuhr ist wörtlich übersetzt; und die beigefügten Kupfer sind Copien der seinigen. Nur Ein neues Blatt ist hinzugekommen, welches die Grundrisse auch der Felsenpagoden von Salsette und einigen andern, nebst einer Ansicht jener Insel, und ein Paar Inschriften daselbst enthält. Die Kennt-

*) Niebuhr's Reise. B. II. 1778. Kupfertaf. III—XI.

**) A comparative view of the Ancient Monuments of India (by R. *Gough*). London 1785.

niß der Indischen Denkmähler ist also durch dieß Werk wenig erweitert. Eine genauere Kenntniß der Felsentempel von Salsette sind wir erst dem Lord Valentia schuldig.

Als um eben diese Zeit unter dem Vorsitz von Jones sich die Asiatische Gesellschaft zu Calcutta bildete; ließen sich neue Aufklärungen über die Denkmähler Indiens erwarten. Zwar schloß sie dieselben von ihren Untersuchungen keineswegs aus; doch waren diese mehr auf Sprachen, Litteratur, und wissenschaftliche Gegenstände gerichtet. Ihre Erläuterungen der Indischen Denkmähler beschränken sich auf die Beschreibungen einiger Pagoden; besonders der von Ellore, und von Mavalipuram; und einige Pfeiler mit Inschriften. Wie dankbar wir auch jene aufnehmen, so würde doch das Verdienst noch größer geworden seyn, wenn mehrere Abbildungen, und nach einem größeren Maaßstabe, dabei hätten geliefert werden können.

Wenn gleich seit der Erscheinung des Werks von Gough in einigen Reisen und andern Schriften *) auch die Abbildungen einzelner Denkmähler gegeben wurden; so war das Prachtwerk der Brüder Daniell **) doch das erste, welches den Monumenten der Indischen Baukunst ausschließend gewidmet war. Man kann nicht sa-

*) Wie in *Maurice* History of Hindostan 1794 cet. *Crawford* Sketches of Hindostan u. a.

**) Antiquities of India from the Drawings of *Thomas Daniell*, engraved by himself and *Will. Daniell*, taken in the years 1790 and 1793.

gen des Indischen Alterthums, denn auch die Gebäude der neuern Zeit, besonders der Mogolischen Periode, blieben von ihrem Plane keineswegs ausgeschlossen. Aber auch dieses Werk, so viel ich nach dem, was ich davon gesehen, urtheilen kann, scheint mehr für das Auge, als für den Unterricht berechnet zu seyn. Die bunte Manier giebt schwerlich eine getreue Idee von Architektur, da sie unwillkührlich verschönert; und daß dieß auch zuweilen absichtlich geschehen sey, gesteht selbst ein neuerer Reisender *). Wie oft drängt sich nicht dem Beschauer der Zweifel auf, ob diese Bilder nicht zu schön seyn, um getreu zu seyn? Die Herausgeber waren außerdem nur Künstler, nicht Gelehrte. Die Denkmähler sind nicht nach Zeiten und Völkern geordnet: es fehlt der wissenschaftliche Commentar, der uns die vorläufigen Kenntnisse gäbe, wohin jedes zu setzen sey; mithin bleibt es unmöglich, eine Geschichte der Baukunst in Indien daraus zu entwerfen.

Das, noch vor dem Tode seines Verfassers in Paris beendigte, Werk des Herrn Langlès **) giebt zwar nur Abbildungen schon bekannter Monumente nach den Originalen der Daniells und anderer; allerdings aber ist es sehr verdienstlich, da das in kostbaren und seltenen Sammlungen Zerstreute hier vereinigt ist, und das Studium erleichtert wird. Aber die Vergleichung mit Niebuhr scheint mir in Rücksicht der Treue bei den von

*) *Valentia* travels Vol. I. p. 357.

**) Monumens anciens et modernes de l'Inde en 150 planches par *L. Langlès*. Paris 1813.

beiden dargestellten Monumenten von Elephante sehr zum Vortheil von Niebuhr zu sprechen; und der Maaßstab bei der Darstellung scheint mir zu klein, um eine richtige Vorstellung zu geben. Das Große in der Architektur kann nur groß dargestellt werden. Zugleich giebt dieses Werk einen sprechenden Beweis, wie wir erst an der Schwelle der Indischen Monumentenkunde stehen. Denn selbst dieser gelehrte Orientalist hat es nicht gewagt, die Gebäude nach ihrem Alter, Erbauern, und Stil abzusondern; sondern folgt vielmehr der geographischen Ordnung, vom Süden nach dem Norden fortgehend.

Unter den neuern Reisenden hat sich vor andern Lord Valentia das Verdienst erworben, von einzelnen, vorher noch gar nicht, oder nur unvollkommen bekannten Denkmählern, getreue Abbildungen zu liefern *). Seitdem sind zwar mehrere Reisen nach Indien, und Werke über Indien erschienen; aber bedeutende Abbildungen und Beschreibungen von Monumenten sind mir nicht vorgekommen.

So fehlt also noch viel, daß die Denkmähler Indiens ihren Wood oder Stuart gefunden hätten! Alle Urtheile über Gebäude ohne treue Abbildungen und nach keinem zu kleinen Maaßstabe sind schwankend und gefährlich. Aber dennoch tappen wir nicht mehr ganz im Dunkeln. Die obigen Werke klären bereits Vieles auf; und führen zu Schlüssen, welche für die Indische Alterthumskunde wichtig sind.

*) Man sehe die zu seiner Reise gehörenden Kupfer.

Die Denkmähler der Indischen Baukunst zerfallen von selber in drei Classen; die erste: Felsentempel unter der Erde in ausgehauenen Felsen, oder Tempelgrotten; die zweite: Felsentempel über der Erde, oder behauene und bearbeitete Felsen, die jedoch auch zugleich unterirdische Anlagen zu enthalten pflegen; die dritte endlich: Eigentliche Gebäude. Alle kommen darin überein, daß sie auf Religion Beziehung haben; und zwar sowohl auf die noch in Indien vorhandenen Secten des Vischnu, und des Shiwa oder Mahadera; als auf die aus dem diesseitigen Indien längst verdrängte Secte des Buddha, die jedoch noch auf Ceylon, wie auf dem Continent des jenseitigen Indiens, lebt. Ich nannte jene Classen in der Folge, welche zugleich die ihres Alters zu seyn scheint. Will man auch dieses nur Vermuthung nennen, so ist es doch eine sehr wahrscheinliche Vermuthung. Denn schwerlich wird man annehmen wollen, daß ein Volk, welches bereits an Gebäude über der Erde gewöhnt war, dann erst angefangen habe, seinen Göttern Wohnungen in Grotten zu bereiten; so wie es aus eben dem Grunde nicht weniger natürlich scheint, daß die Aushöhlung der Felsen ihrer äußeren Bearbeitung schon vorangegangen sey. Wie dem aber auch seyn mag, so mußten jene drei Classen unterschieden werden; deren genauere Ansicht uns zuerst beschäftigen soll.

Die Felsentempel der ersten Art finden sich in sehr verschiedenen Theilen Indiens; und sind wahrscheinlich uns noch keineswegs alle bekannt. Wenn in den Ebenen von Bengalen und Panjab die Natur sie nicht anzulegen erlaubte, so ist dagegen die ganze diesseitige

Halbinsel von den felsigten Ghautgebirgen angefüllt, die noch lange nicht hinreichend erforscht sind. Die Natur selber ladet hier zum Aufenthalt in unterirdischen Grotten ein; in welche weder der senkrechte Strahl der Sonne, noch die Ströme des herabstürzenden Regens in der nassen Jahrszeit eindringen. Auch in vielen anderen Gegenden der Erde wählten sie sich die Menschen zu Wohnungen; und je mehr sie selber dem Kunstfleiße ein Uebungsfeld darbieten, um desto weniger ist es zu verwundern, wenn dieser, so bald es nur nicht an Geräthschaften fehlt, bei einem solchen Volke erwacht *). Wie der Sterbliche sich selber Wohnungen erbaut, so erbaut er sie auch seinen Göttern; die Ahndung des Ewigen war es, die die Hütten zu Tempeln emporhob; Tempelgrotten mochten aber um so natürlicher entstehen, je mehr man die Unvergänglichkeit der Denkmähler zugleich beabsichtigte. Dieses Streben nach Unvergänglichkeit aber, wovon die Idee ja in den Denkmählern selber liegt, leuchtet bei allen Völkern desto klarer hervor, je tiefer wir in ihr Alterthum zurückgehn. Aber der Umfang, der in Indien diesen Anlagen gegeben ist; die Größe des Plans; die Sorgfalt der Ausführung; der Reichthum der Kunstwerke, die ihre Seitenwände zieren;

*) Schon die nackten Buschhottentotten machen Zeichnungen an den Wänden ihrer Höhlen. Von da bis zu den Indischen Felsendenkmählern wie viele Mittelstufen! Und doch muß die Kunst auch diese betreten haben! Eine Geschichte der Kunst in den Grotten — wären nur hinreichende Materialien dazu vorhanden — müßte zu vielen neuen Ansichten führen!

der, wenn gleich oft bizarre, doch wiederum so ausgebildete Geschmack; — diese Dinge sind es, welche die Bewunderung jedes denkenden Beobachters erregen. Bald drängt sich bei ihrer Beschauung auch die Bemerkung auf, die man bei den Riesenwerken des hohen Alterthums so oft zu machen Gelegenheit hat, daß Werke der Art nicht in wenigen Jahren, nicht in einigen Decennien vollendet werden konnten; sondern daß eine lange Periode ruhiger und ungestörter Thätigkeit, daß vielleicht mehr als Ein Jahrhundert dazu gehörte, sie zu Stande zu bringen. Wir werden die bis jetzt bekannten der Reihe nach durchgehen.

Die Felsentempel auf der kleinen Insel Elephante, (sie trägt bei den Europäern diesen Namen von einem über Lebensgröße aus Stein gehauenen Elephanten;) *) unweit Bombay, sind am häufigsten besucht worden. Der Haupttempel sowohl als die Nebenanlagen sind ganz in den lebendigen Felsen gehauen, und also vollkommene Grotten. Der Tempel selbst hat, ohne die Nebenkammern und Kapellen, etwa 130 Fuß in der Länge, und eben so viel in der Breite. Vor dem Haupteingange nach der Nordseite, (also vor der Sonne gesichert;) ist eine durch Kunst gemachte Esplanade, von der man eine große Aussicht auf das Meer genießt. Zwei Seiteneingänge lassen es nie an frischer Luft ihm fehlen. Der über der Tempelgrotte liegende Berg wird durch 26 Pfeiler, und 16 Pilaster gestützt; die Hälfte an jeder

*) Kopf und Hals sind jetzt abgefallen, und das Ganze droht den Umsturz. *Langlès* II, p. 148.

Seite, die der Baumeister von dem Felsen selber hat stehen lassen. Die Nebenkammern oder Kapellen sind etwas weniger hoch; sonst auf dieselbe Weise bearbeitet. Die Wände, ohne Inschriften, vormals aber mit einem schönen Stucco überzogen, sind dagegen mit Reliefs bedeckt; zum Theil so erhaben gearbeitet, daß die Figuren nur mit dem Rücken an dem Felsen hangen. Es kann also kein Zweifel seyn, daß sie so alt wie der Tempel selber sind. Aehnliche Bildhauerarbeiten kommen auch auf den Wänden der übrigen Felsentempel vor; dieselben Figuren kehren auf ihnen wieder: sie sind also im Ganzen aus dem Kreise derselben Mythologie entlehnt. Ist dieß die der jetzigen Inder? Gehören also diese Werke diesem Volke an; oder waren sie die Schöpfungen eines frühern, mit seiner Götterlehre untergegangenen, Volks? Wenn gleich ein genauer Commentar der Skulpturen von Elephante, (ohnehin ist bisher von vielen uns nur Weniges durch Abbildungen mitgetheilt;) nicht der Zweck des gegenwärtigen Werks seyn kann: so erfordern sie doch, um jene Fragen zu beantworten, eine schärfere Ansicht. Ich werde es daher versuchen, indem ich der Ordnung der Abbildungen bei Niebuhr folge, einige Aufklärungen darüber zu geben; wo ich aber ungewiß bin, lieber meine Unwissenheit bekennen, als leere Vermuthungen mittheilen.

Das erste der sieben Niebuhrschen Blätter *) ist am leichtesten zu erklären. Man erblickt hier gerade am

*) Kupfer zu Niebuhr's Reisen B. II. Pl. V. *Langlès* Pl. Voll II. 73.

Eingange ein kolossalisches Brustbild, 13 Fuß hoch; mit drei Köpfen und vier Armen. Es stellt, wie schon Niebuhr richtig bemerkt, die Indische Dreiheit *), Brama, Vischnu und Schiva oder Mahadera, ihre drei ersten Devas oder personificirten Gottheiten, dar. Der mittlere ist Brama, der zur Rechten Vischnu, der zur Linken mit der Schlange und dem Knebelbart Schiva. Auch hat sich diese Vorstellung bei den Indern ganz unverändert erhalten. Genau dieselbe Darstellung der einzelnen Figuren mit allen Attributen sieht man an einem bronzenen Idol im Museum Borgia; welches bereits von dem Pater Paulino abgebildet und erklärt ist **). Ungewiß dagegen sind die beiden großen männlichen Gestalten, welche jenem zur Seite stehen. Sie scheinen Diener, Tschubdars, zu seyn, welche den Gottheiten, so wie den Großen, zu Begleitern gegeben werden. Der zur Rechten, der auf einen Zwerg sich stützt, trägt über die linke Schulter die Schnur, welche die Braminen bezeichnet; die aber auf den Reliefs eben so oft auch Gottheiten gegeben wird. Auf jeden Fall muß man sie sich als höhere Diener, als dienende Götter, denken; wie schon ihre hohe Gestalt, die Braminenschnur, und der Umstand zeigt, daß sie wieder auf Niedere sich stützen.

Die Vorstellung auf dem folgenden Blatt (Tab. VI.) ist sehr merkwürdig. Sie stellt Schiva oder Maha-

*) Bei den Indern Trimurti. Die Erklärung des Namens aus dem Sanskrit giebt *Paulino* Syst. Brahman. p. 109.

**) Syst. Brahmanicum p. 105 sqq Tab. XV, a.

deva *) als Zwitter, halb als Mann, halb als Weib dar, mit Einer Brust; weßhalb man sonst wohl eine Amazone darin zu erkennen glaubte. Er ist kenntlich durch seine Insignien; in der einen seiner vier Hände hält er die Schlange; in der andern die Pauke; in der dritten die Geissel; mit der vierten stützt er sich auf den Stier Nundi; sein gewöhnliches Reitthier **). Daß solche Vorstellungen als Zwitter, bei denen ohne Zweifel ein tieferer mystischer Sinn zum Grunde liegt, von Schiva, auch wohl von den beiden andern großen Devas, gewöhnlich sind, hat bereits Paulino gezeigt ***). Ihm zur Linken stehen ein paar weibliche Gestalten; die eine mit einem Fliegenwedel, die andere mit einem ungewissen Geräth; beide also offenbar Dienerinnen. Zur rechten Seite steht wiederum Schiva selbst als Mann, mit seinem gewöhnlichen Attribut, dem Dreizack; dem Symbol der Herrschaft über die Ober-, Mittel- und Unterwelt. Hinter oder über ihm ist der vierköpfige Brama angedeutet; (nur drei Köpfe konnten hier sichtbar seyn;) die vier Schwäne, (das Thier, das ihn durch die Himmel trägt,) lassen daran keinen Zweifel. An der andern Seite, dem Brama gegenüber, ist Carticeja, der Sohn des Schira und der Parbutti, der Kriegsgott, mit dem Schwerdt in der Hand; der auf dem von ihm be-

1) Mahadeva, der große Deva, ist nur einer der vielen Beinamen des Schiva.

**) Man sehe *Paulino* Syst. Brahm. p. 88. 89.

***) *Paulin.* Syst. Brahm. p. 86. Er heißt deshalb auch Arthanari, das Mannweib.

siegten Riesen Kaymughusura sitzt. Neben Brama ist Ganescha, der Gott der Wissenschaft (den Griffel in der Hand). Sein Attribut ist außer dem Griffel der Elephantenkopf; den er sonst selber zu tragen pflegt *). Auf einer andern Wand ist selbst der Mythus seiner Entstehung dargestellt, den Niebuhr erzählt hat, ohne jedoch die Abzeichnung davon zu geben **); woraus zugleich erhellt, daß er, und weßhalb er, in das Gefolge des Schiva gehört. Die oben schwebenden Figuren in einer anbetenden Stellung sind ein Chor der Devas und Devanis, (männlicher und weiblicher Genien;) welche den Hofstaat des Schiva in seiner Residenz Kailas-Parbut bilden.

Auf dem nächsten Blatte (Tab. VII.) erscheint als Hauptfigur wiederum Schiva, kenntlich durch das Attribut der Schlange, in der einen seiner vier Hände. Er ist geziert mit der Braminenschnur; und stützt sich auf einen Zwerg, der den Fliegenwedel trägt. Ihm zur Seite steht seine Gattin Parvadi oder Parbutti, gleichfalls auf eine Zwergin gestützt. Die Gestalten und Attribute des vierköpfigen Brama, des Ganescha und des Carticeja sind dieselben; so wie auch hier wieder der Chor der Devas und Devanis erscheint.

Die sitzende männliche Hauptfigur auf dem untern Theile von Tab. VIII. ist schwer zu bestimmen; da mit

*) Bei Niebuhr ist durch ein Versehen nur der Elephantenkopf abgebildet ohne den Ganescha; er erscheint aber bei *Langlès* II. Pl. 75. und auch bei Niebuhr selbst gleich auf dem folgenden Blatte.

**) Niebuhr's Reisen B. II. S. 39.

den drei abgebrochenen Armen auch die Attribute verschwunden sind. Sollte er, wie die Aehnlichkeit des Kopfputzes, die vier Arme, und die Braminenschnur es wahrscheinlich machen, wiederum Schiva seyn; so wäre die neben ihm sitzende weibliche Figur wiederum seine Gattin. Die beiden Tschubdars ihnen zur Seite, beide mit der Braminenschnur geziert, bezeichnen auf jeden Fall einen der großen Devas, dem sie dienen. Das Verhältniß der Dienenden ist bei den übrigen Figuren, von denen die eine, eine weibliche, den Fliegenwedel trägt, hier so wie auf den vorigen Blättern durch die Kleinheit der Gestalt ausgedrückt. Die andere, zur andern Seite, trägt ein Kind, wie sonst die Lakschemi, die Gattin des Vischnu, dargestellt wird *). Ist diese Erklärung richtig, so würde die Vorstellung dadurch sehr merkwürdig werden, indem die Gattin des Vischnu als eine Dienerin des Schiva dargestellt wäre. Doch halte ich es für wahrscheinlicher, daß es eine Dienerin mit dem Sohne der Parbutti, dem Karticeja oder Kriegsgotte sey.

Die auf eben dieser Tafel auf dem obern Felde sitzende zweiarmige männliche Figur, ist ohne alle Attribute, wenn man nicht die ausgebreitete Decke, auf der sie sitzt, für eine Lotusblume halten will. Aber der Sitz auf einer Lotusblume wird mehreren Indischen Gottheiten eingeräumt; und kann also schwerlich ein sicheres Kennzeichen abgeben. Unmöglich kann ich sie mit Lang-

*) Man sehe die Bronze im Museum Borgia, bei *Paulino* Syst. Brahman. Tab. XII.

lès für Budda halten *), der hier gar nicht her gehört, und von dessen Cultus sich in diesem Tempel sonst keine Spur findet.

Die Vorstellung auf der folgenden Tab. IX. ist eine der merkwürdigsten. In der männlichen Figur wird man auch hier, wenn gleich die Attribute mit dreien der Hände verloren gegangen sind, Schiva nicht verkennen. Alles deutet dahin, daß eine Scene aus seiner Geschichte hier dargestellt ist, die nicht schwer zu errathen scheint. Es ist Schiva, wie er endlich seine Gemahlin Parbutti, von Camadeu, dem Gott der Liebe, ihm zugeführt, in seinem Paradiese, Kaylas-Parbut empfängt. Lange Hindernisse hatten dieser, für das Wohl der Welt so wichtigen Verbindung entgegen gestanden, die doch endlich besiegt wurden. Hier scheint dieser Vorgang noch in der Einfachheit dargestellt zu seyn, wie die älteste Indische Mythologie ihn erzählt haben mag. Andere Gottheiten, unter ihnen der vierköpfige Brama, sind zugegen; ein Diener bringt eine verdeckte Schüssel, wahrscheinlich eine Andeutung des festlichen Mahls; eine zahlreiche Schaar von Devas und Devanis feiern den festlichen Tag. Wer ein Beispiel sehen will, wie sehr dieser anfangs einfache Indische Mythus durch die Behandlung der Dichter ausgesponnen sey, vergleiche die Erzählung, wie sie einem neuern Alterthumsforscher von seinem Indischen Lehrer mitgetheilt ward **).

*) *Langlès* II, p. 161.

**) *Polier* Mythologie des Indous T. I. p. 204 cet.

Das Schreckbild auf Tab. X. kann keinem Zweifel unterworfen seyn. Es ist Schiva, der Rächer und Vernichter; ausgerüstet mit allen Attributen des Schrekkens: dem Schwerdt, dem zum Tode bestimmten Kinde, der Schlange und der Pauke. Statt der Braminenschnur trägt er hier die Kette aus Schädeln. Eine ähnliche Abbildung desselben mit noch mehrern Attributen giebt ein Gemählde im Borgianischen Museum, das Paulino bekannt gemacht hat *).

Es konnte bei diesen Erklärungen nur der Zweck seyn, die jedesmalige Hauptidee der Vorstellung zu geben; keineswegs aber vollständige Commentare darüber zu liefern; weshalb ich auch die letzte Tafel bei Niebuhr, wovon ich nur im Allgemeinen sagen kann, daß sie gleichfalls ein Paar Scenen, die auf Schiva sich beziehen, darzustellen scheint, lieber mit Stillschweigen übergehe. Mehr aber bedurfte es auch nicht, um daraus einige Folgerungen, mit hinreichender Zuverlässigkeit, zu ziehen, welche mir für die Kunde der Indischen Denkmähler nicht unwichtig zu seyn scheinen.

Zuerst also: Die Darstellungen auf Elephante sind aus dem Kreis der jetzigen Indischen Mythologie entlehnt, und lassen sich daraus in der Hauptsache erklären, wenn gleich damit nicht gesagt ist, daß alle Bildwerke derselben sich daraus im Einzelnen deuten lassen. Bei dem großen innern Reichthum dieser Mythologie, und unserer noch sehr beschränkten Kenntniß derselben, läßt sich dieß nicht einmal erwarten, und wenn manche

*) *Paulino* Syst. Brahman. p. 88. 89. Tab. X.

einzelne der hier dargestellten Gegenstände selbst in der jetzigen Kunde der Braminen verlöscht seyn sollten, so würde dieses nur ein Beweis mehr für das hohe Alter dieser Denkmähler seyn. Ausgemacht aber bleibt es, bei dem Volke, das diese Grotten aushöhlte, und diese Skulpturen verfertigte, herrschte bereits derselbe Cultus, und derselbe, wenn gleich vielleicht noch engere, Kreis von Mythen, wie gegenwärtig.

Zweitens: Nicht aber blos das ist klar, daß diese Darstellungen aus dem Kreise der Indischen Mythologie genommen sind; sondern auch die einzelne Gottheit ist nicht zu verkennen, der dieses Denkmahl gewidmet war. Es war ein Tempel des Schiva. Alle uns bekannten bildlichen Vorstellungen auf den Mauern desselben stellen diesen Gott entweder selber dar, oder haben doch Beziehung auf ihn. Die herrschende Idee ist, ihn darzustellen wie er in seiner Residenz dem Kailas-Parbut thront, umgeben von seinem Hofstaat der Dewas und Dewanies. Könnte aber daran noch irgend ein Zweifel seyn, so würde er doch durch die höchst obscönen Darstellungen weggeräumt werden, welche sich an den Wänden von Elephante finden, wenn gleich Niebuhr ihrer nicht erwähnt. Das Hauptsymbol des Schiva ist der Lingam oder Phallus, das Organ der Zeugung, der auch in allen seinen neuern Tempeln dargestellt, und ein Gegenstand der Verehrung ist. Er findet sich auch hier in der Hauptkapelle im Hintergrunde *). Die Obscönität jener Vorstellungen an den Wänden übersteigt fast

*) *Gouch* Monuments etc. p. 14.

Alles, was die verdorbenste Phantasie des Occidents hervorzubringen vermocht hat *). Daß aber daraus keinesweges auf Sittenlosigkeit der Nation zurückzuschließen sey, ist schon von mehrern bemerkt worden.

Drittens: Es ist also nicht weniger gewiß, daß der Cultus des Schiva und die Secte seiner Anbeter schon in dem Zeitalter in Indien verbreitet war, als diese Felsengrotten ausgehöhlt wurden. Vom Vischnu und seinem Dienst findet sich dagegen in ihnen, so viel wir wissen, keine Spur. Voreilig wäre es allerdings, daraus schließen zu wollen, daß seine Secte damals noch nicht vorhanden gewesen sey; aber die Secte des Schiva erscheint doch als die herrschende; und die Meinung, daß sie die ältere sey, erhält dadurch eine größere Wahrscheinlichkeit.

Viertens: Fragt man: in welche Zeiten die Anlage dieser Grotten zu setzen sey, und mit welchem Recht ihnen gewöhnlich ein so hohes Alterthum beigelegt werde? so fehlt es uns freilich an sichern chronologischen Bestimmungen. Die Inder selbst bekennen darüber ihre gänzliche Unwissenheit **); und wo sollten wir also historische Angaben darüber suchen können? Als die Griechen unter Alexander und seinen Nachfolgern Indien kennen lernten, sahen sie nur das nördliche Indien, die Ebene zwischen dem Indus und Ganges, wo Anlagen dieser Art nicht zu suchen sind. Die erste sichere Spur einer

*) Ich beurtheile sie nach einer in London erschienenen, mir mitgetheilten, Abbildung.

**) Niebuhr Reise B. II. S. 41.

Indischen Tempelgrotte findet sich, so viel ich weiß, in einem Bruchstücke aus einer Schrift des Porphyrs über den Styx, das uns Stobäus erhalten hat *). Das kolossalische Götterbild darin mit einer doppelten Natur, läßt sich leicht auf ein Bild des Schiva deuten, wie wir es oben kennen gelernt haben. Wenn aber gleich Niemand wird behaupten wollen, daß in der dort gegebenen Beschreibung des Inders Bardesanes gerade von der Pagode von Elephante die Rede sey; so ist doch offenbar von einer ähnlichen, mit Bildwerk verzierten, Tempelgrotte die Rede, bei welcher zu gewissen Zeiten die Braminen sich versammelten, um Feste zu feiern; und wobei zugleich jene gerichtlichen Proben oder Götterurtheile angestellt wurden; welche von mancherlei Art bei den Indern im Gebrauch waren **).

Es sind also die Denkmähler selber, aus denen wir auf ihr Alter zurückschließen müssen; und Alles vereint sich bei ihnen, um dieses zu beweisen. Ihr Umfang sowohl, und die vollendete Ausführung, als die Natur der Arbeit selbst lehren bald, daß eine lange Reihe von

*) *Srob.* Eclog. phys. I. p, 144. meiner Ausgabe. "Die Indischen Gesandten", (sagt Bardesanes, ein Zeitgenosse des Heliogabalus) "berichten, in Indien sey eine große Höhle, in einem hohen Berge; und in derselben ein Götterbild, zehn bis zwölf Ellen hoch; mit kreuzweis gefalteten Armen, dessen rechte Seite männlich, die linke aber weiblich sey ꝛc.

**) Eine eigene Abhandlung darüber in den As. Res. I. p. 389. In jener Grotte war es die Wasserprobe. *Stob.* l. c. p. 148.

Jahren dazu gehörte, sie zu verfertigen. Die Steinart des Felsens, ein Thon-Porphyr, ist eine der allerhärtesten *); und konnte vielleicht nur durch Hülfe jenes berühmten Indischen Stahls, Wudz genannt, bezwungen werden, welcher schon im Alterthum durch seine Vortrefflichkeit berühmt war. Ist es glaublich, daß das Andenken eines solchen Unternehmens sich gänzlich verlohren haben sollte, wäre es nicht schon im hohen Alterthum ausgeführt? Auch hat die Natur selber ihm die Spuren dieses hohen Alterthums eingedrückt. Manche der Vorstellungen an den Wänden sind so verwittert, daß sie kaum noch zu erkennen sind; und welche Reihe von Jahrhunderten mußte bei einer so harten Steinart dazu erforderlich seyn? Endlich scheint auch der Styl, der in diesen Kunstwerken herrscht, nicht weniger ihr hohes Alter zu verbürgen. Sein Charakter ist bei großer Vollendung dennoch hohe Einfachheit. Die Göttergestalten erscheinen alle unbekleidet; aber sorgfältig versehen mit ihren Ornamenten, dem Kopfschmuck, den Hals- und Ohrenringen, den Gürteln und ihren Attributen. Von jenen Ueberladungen, welche die neueren bekleideten Indischen Idole entstellen, ist hier noch keine Spur.

Aehnliche, aber noch größere, Tempelgrotten finden sich auf der nahen Insel Salsette, gleichfalls Bom-

*) Ich kann dieß mit Gewißheit sagen, da ich eine Probe davon aus der Sammlung des H. H. Blumenbach, zugleich mit einer Probe des Wudz, und dem ersten daraus in London verfertigten Instrument, einem Federmesser, vor mir liegen habe.

bay gegenüber. Von den Tempeln auf Salsette haben wir zwar neben den Beschreibungen auch den Grundriß und eine Ansicht; aber von den darin befindlichen Bildwerken keinesweges so genaue Abbildungen, wie von denen auf Elephante; da Niebuhr sie nicht besucht hat. Die erste Nachricht davon verdanken wir dem Italiener Gemelli Carreri *); eine genauere Beschreibung, nebst einem, wenig verständlichen, Grundriß Anquetil du Perron in dem Vorbericht zum Zend Avesta **); weitere Nachrichten, und auch eine äußere Ansicht derselben, hat Lord Valentia gegeben ***). Erst in den letzten Jahren haben wir einen neuen Grundriß, und einige Abbildungen der Reliefs durch H. Salt bekommen †); die nebst den im Journal von Calkutta gegebenen Nachrichten, bereits von Langlès benutzt sind ††). Dieß Alles reicht zwar hin, sich eine Idee von ihnen zu machen; von den zahllosen in ihnen vorhandenen Bildwerken sind jedoch nur Proben gegeben.

*) *Gemelli Carreri* Voyage autour du monde. T. III. p. 36 sp. Es ist eine bloße Beschreibung, ohne Grundriß und Abbildungen.

**) Sie ist daraus übersetzt, und der Grundriß copirt bei *Gouch* ancient Monuments etc. p. 38 sq.

***) *Valentia* Travels Vol. II. p. 195. Pl, 10.

†) In den Transactions of the Bombay litterary society Vol. I.

††) *Langlès* Monumens de Hindostan T. II, p. 181-208. und Pl. 77-82.

Der Umfang und die Menge der Tempelgrotten auf Salsette *) ist um vieles grösser als auf Elephante. Der hohe Berg, welchen diese Insel enthält, ist von einer eben so harten Steinart als der auf Elephante; und doch ist er allenthalten ausgehölt. Die große Pagode ist gewölbt; hat 40 Schritt in der Breite, und 100 in der Länge. Außer den 4 Säulen am Eingange zählt man 30 im Innern; von denen 18 Capitäle haben mit Elephanten; die andern haben blos die Form von Sechsecken; (man könnte daraus vielleicht schließen, daß sie nicht ganz vollendet seyen;). Am Ende der Pagode, die in eine Ründung zuläuft, ist eine Art von Kuppel, so wie alles Andere aus dem lebendigen Felsen gehauen.

Diese große Pagode wird nur vorzugsweise so genannt; zwei andere scheinen ihr an Größe kaum nachzustehen; sie sind in einigen Gegenden sogar in mehreren Stockwerken über einander; und dazwischen und um sie herum so viele kleinere Grotten, daß deren Zahl nicht zu bestimmen ist. Fast alles ist mit Bildwerken verziert; Treppen, Teiche, freie Plätze, — Alles ist in den lebendigen Felsen gehauen.

Die Kunst erscheint auf den Denkmählern dieser Insel denen von Elephante so ähnlich, daß man nicht zweifeln kann, daß sie von demselben Volke und einem gleichen Alter sind; wiewohl ihre Aushöhlung noch eine viel längere Zeit erfordert haben muß. Die Verwitte-

*) Die Portugiesen nannten die Insel Canaria. Davon heißt der Haupttempel die Pagode von Kennery; die andern die von Mondeser und Dsiegvasary.

rung vieler Bildwerke giebt auch hier die sprechendsten Beweise der Jahrhunderte, die verfließen mußten, bis sie in ihren jetzigen Zustand kamen.

Von den Denkmählern auf Elephante unterscheiden sie sich aber durch die Inschriften, welche man hin und wieder an ihren Wänden lieset. Anquetil Dúperron hat deren 22 gezählt, und Proben derselben gegeben *). Das Alphabet, in dem sie verfaßt sind, hat mit keinem der vielen, jetzt auf der Halbinsel gebräuchlichen, Aehnlichkeit; und Niemand hat den Schlüssel dazu bisher entdeckt.

Allein der große Tempel von Kennery unterscheidet sich von dem auf Elephante hauptsächlich dadurch, daß er dem Budda geweiht ist. Man erblickt vielfach die Gestalt dieses Gottes, kenntlich durch das wollichte Haar und die verlängerten Ohren in sitzender Stellung mit untergeschlagenen Beinen; kleine Reliefs, wahrscheinlich Scenen aus seiner Mythologie darstellend (unter ihnen eins, wo das Vordertheil eines Schiffes mit Ankömmlingen angedeutet ist;) umgeben das Hauptbild **); sie sind aber zu klein dargestellt, als daß man es auch nur versuchen könnte, von ihnen eine Erklärung zu geben.

Dagegen aber kann man nicht zweifeln, daß der eine kleinere Tempel, der von Monpeser, dem Schiva gewidmet war; so wie der des Djegwasary,

*) Sie sind auch kopirt bei *Gough* l. c.

**) *Langlès* Pl., 80. Es kann nach der Stellung nur das Bild des Gottes, nicht aber von Andächtigen seyn, die wohl eine künstliche Haartracht der Art sich zulegten.

dem Indra. In dem ersten tritt uns das kolossale Bild des Schiva, umgeben von seinem ganzen Hofstaat, seine Gattin Parbutti empfangend, wie auf dem Relief von Elephante bei Niebuhr, entgegen *); in dem andern erblicken wir Indra nebst seiner Gemahlin, in derselben Stellung, wie in dem schon erklärten Relief **). Auf derselben kleinen Insel also, und neben einander herrschte einst der Cultus des Budda und des Schiva. Dürfen wir dieß als Beweiß annehmen, daß diese Bildwerke über die Zeiten der Vertreibung der Diener des ersten, durch die des letzten hinausgehn? Dagegen scheint sich nichts zu finden, was auf die Geschichte des Vischnu Beziehung hätte; vielmehr wird nach Valenzia's Bericht Vischnu an Einer Stelle als Diener des Budda dargestellt, der ihm mit dem Fächer Kühlung zuweht ***). "Nicht blos die Menge dieser Grotten ist es", setzt eben dieser Reisende hinzu †), "die uns zeigt, was einst die Bevölkerung dieser dürren Felsen gewesen seyn muß; sondern auch die Teiche, die Terrassen, die Reihen der Treppen, die von einer zur andern führen. Jetzt hört man hier keinen menschlichen Fußtritt, als etwa den des neugierigen Reisenden; die einst bebauten

*) *Langlès* Pl. 82.

**) *Langlès* Pl. 81.

***) Das Verhältniß der Dienenden zu den Höhern ist, wie schon aus der Beschreibung bei Gemelli Carreri hervorgeht, hier gleichfalls durch die Verschiedenheit der Statur bezeichnet.

†) *Valentia* II. p. 198.

Gefilde der Bewohner sind ein undurchdringliches Dikkicht geworden; der Schlupfwinkel der Tiger, und der Sitz von Seuchen und Verwüstung."

Ein anderes Felsendenkmahl derselben Art ist, so viel ich weiß, zuerst durch Lord Valentia beschrieben und abgebildet worden; die Tempelgrotte zu Carli *), etwa in der Mitte des Weges zwischen Bombay und Puna, der Hauptstadt der Maratten. Von keiner andern haben wir eine so schöne Abbildung als von dieser. Sie scheint in Rücksicht der Vollendung der Arbeit die erste unter allen zu seyn; wenn sie auch an Umfang den Anlagen auf Salsette nachsteht. Der Haupttempel hat hier 126 Fuß in der Länge, und 64 in der Breite. Die Decke ist gleichfalls gewölbt, von Pfeilern unterstützt, und endet auch in einer Ründung, in welcher eine Kapelle mit einer Kuppel steht. Nur die Mauern des Vorhofs, nicht des Innern, sind mit Reliefs bedeckt; theils stellen sie Elephanten, theils menschliche Gestalten beiderlei Geschlechts, dar. Mehrmals erblickt man die Gestalt des Budda, bald sitzend, nach Indischer Sitte, bald stehend; stets von Anbetenden umgeben. Auch hier sind der Inschriften viele; und zwar alle in denselben unbekannten

*) *Valentia* travels Vol. II., p. 162 sq. Pl. 8. Innere Ansicht der Grotte. Pl. 9. Grundriß derselben. — Auch zu Carli ist eine Reihe Grotten, von denen nur die größte abgebildet ist. Ihr Inneres scheint ganz dem von Salsette gleich zu seyn. Die Säulen tragen Elephanten, auf denen männliche und weibliche Figuren sitzen. Die gewölbte Decke ist mit hölzernen Schwibbogen unterlegt; ohne Zweifel viel spätern Ursprungs.

Charakteren, wie in den sieben Pagoden zu Mavalipurum *). Es scheint daher, daß auch dieser Tempel dem Budda gewidmet war. Da die Zeichnungen der einzelnen Figuren, wie die Inschriften, welche L. Valentia der Gesellschaft der Wissenschaften zu Bombay überließ, bisher nicht bekannt gemacht sind, so können wir weiter nicht darüber urtheilen. Es ist aber um so weniger zu bezweifeln, da der Tempel von den Braminen für ein Werk der Rakschus, oder bösen Dämonen, ausgegeben wird; und kein Cultus in demselben statt finden darf.

Anders ist es auf Ceylon, außer Salsette und Elephante, der einzigen Indischen Insel, auf der sich, so viel wir bisher wissen, Tempelgrotten finden. Erst in den letzten Jahren, seit dem Besitz der Britten, sind wir darüber durch die Reisen von Davy in das Innere genauer unterrichtet. Die größte Anlage dieser Art findet sich im südlichen Theil der Insel unter fast 7° N. B. in S. O. Richtung von der Hauptstadt Candy, bei Dambulu **). Die Felsentempel zu Dambulu sind nach Davys Zeugniß die größten, die vollendetesten, die ältesten, und auch am besten erhaltenen auf der Insel. Sie finden sich in einer Grotte, wo indeß die Natur schon vorgearbeitet hatte, vor welcher eine Mauer 400 Fuß lang hergeht. Der größte dieser Tempel hat 190

*) *Valentia* II, p. 163. Sie wurden von ihm sämmtlich kopirt.

**) *John Davy* Account of the Interies of Ceylon. London 1821. p. 232.

Fuß in der Länge, 90 in der Breite und 45 in der Höhe; ein Kleinerer 90 Fuß in der Länge und 70 in der Breite. Der dritte 75 Fuß in der Länge und nur 21 in der Breite. Es sind Tempel des Budda, dessen Cultus sich auf Ceylon ausschließend, und wahrscheinlich in seiner größten Reinheit, erhalten hat. Der Haupttempel enthält eine liegende Statue des Budda von 30 Fuß; wie gewöhnlich in kolossalischer Größe; außerdem eine Anzahl kleiner eben dieses Gottes oder seiner Verehrer, in verschiedenen Stellungen. Man zählt deren 53, die aber zum Theil auch wohl zu seinem Gefolge gehören. Noch jetzt lebt in ihm sein Cultus.

Aber auch in dem Herzen von Indien, in der Mitte der Ghaut-Gebirge, findet sich eine Anlage dieser Art, welche die bisher erwähnten noch weit übertrifft. Dieß sind die berühmten Grotten von Ellore, in der Nähe von Deogur und Aurungabad *). Die erste, so viel ich weiß, wiewohl sehr oberflächliche, Nachricht davon hat Thevenot gegeben **); eine genauere Beschreibung, besonders der Bildwerke, Anquetil Dûperron ***).

*) Unter 20° N. B. und 94° O. L. Es mag zufällig seyn, aber verdient doch bemerkt zu werden, daß Ellore gerade in der Mitte zwischen der N. Grenze Indiens und der S. Spitze des Cap Comorin liegt. Die Entfernung nach der O. Küste ist freilich größer als die nach der W. Küste; aber doch bleibt der Ausdruck, daß Ellore in der Mitte von Indien liegt, hinreichend gerechtfertigt.

**) *Thevenot* Voyage des Indes p. 220-223.

***) *Zend-Avesta.* Disc. préliminaire p. CCXXXIII-CCL. Und daraus bei *Gough* Monuments etc. p. 60 sq.

Er besuchte sie in der Begleitung von ein Paar jungen Braminen; auf deren Zuverlässigkeit auch die Richtigkeit der Erklärungen der Bildwerke beruht; denn keine Abbildungen derselben sind von ihm gegeben worden. Anquetil Düperron hat sich allerdings das Verdienst erworben, eine ziemlich ins Einzelne gehende Beschreibung jener Denkmähler zu geben; er scheint die meisten jener Grotten besucht zu haben, und zeichnete die ihm von seinen Begleitern gegebenen Erklärungen auf der Stelle auf. Aber wenn man auch die Richtigkeit von diesen nicht in Zweifel ziehen will, so geben doch alle noch so genaue Beschreibungen keine anschauliche Idee.

Einigermaßen ward diesem Mangel durch den Engländer Malet abgeholfen; dem wir eine neue Beschreibung mit einigen Abbildungen, und einem Grundriß des einen Haupttempels, verdanken *). Er bemerkt jedoch selber, daß seine Gesundheit ihm nicht erlaubt habe, alle Grottenanlagen, deren in jener Gegend noch viele seyen, zu besuchen; und daß er auch nicht einmal für die Genauigkeit der von ihm gelieferten Zeichnungen einstehen könne: da sein Zeichner erkrankt sey. Auch vermißt man in ihnen nicht selten den Indischen Charakter.

Mehr ist allerdings durch die Daniells geschehen, aus deren Prachtwerke Langlès seine Darstellungen in 34 Blättern nach einem kleinern Maaßstabe kopirt hat. Wir haben hier sowohl die Grundrisse, als die Ansichten im Aeußern und im Innern von 12 dieser Felsentempel;

*) As. Research. Vol. VI., p. 382 sq.

von den unzähligen Reliefs aber nur ein Paar schon früher bekannte Abbildungen *). Wie mangelhaft sind also nicht auch noch unsere Kenntnisse von jenen Werken der Skulptur! Aber doch reichen sie hin, eine Idee des Ganzen zu geben; und einige Folgerungen daraus zu ziehen, deren Richtigkeit schwerlich wird bezweifelt werden können.

Man denke sich ein Felsengebirge, meist bestehend aus einem rothen, sehr harten, Granit, in der Form eines Halbkreises oder Hufeisens; dessen beide Enden fast eine Meile von einander entfernt sind. In diesem Felsengebirge eine Reihe von Tempelgrotten, oft in zwei oder drei Stockwerken über einander; die bald mit einander in Verbindung stehen; bald von einander durch Zwischenräume getrennt sind; in denen sich aber wieder viele kleinere Grotten finden. Alle sind verziert mit unzähligen Reliefs; viele haben durch die Zeit, viele durch die Zerstörungswuth der Menschen gelitten. Es ist schwer zu sagen, welcher jener Felsentempel der Haupttempel sey; aber der größte derselben, und derjenige, von dem

*) Es sind gegeben die Grundrisse und Ansichten von dem Tempel von Djagannatha Pl. 35., des Parasu-Rama Pl. 36., des Indra Pl. 37-42., von Dumar-Leyna Pl. 43-45., von Djenussa Pl. 44. 46., von Ramihur Pl. 48. 49., von Keilas Pl. 50-55., Avatara Pl. 56., Ravana Pl. 57. 58, Tintobi Pl. 59. 60.; Dautali Pl. 61. 62., von Wisukarma (Wiskurma) 63-65., Dherwara Pl. 66.; und allgemeine Ansichsichten der Gegend von Ellorà Pl. 67-69. Die Ansicht des Tempels von Djaghannata nach Pl. 35. giebt die Titelvignette dieses Bandes.

wir den Grundriß und die meisten Ansichten besitzen, wird der Tempel von Keylas genannt *); d. i. die Residenz von Schiva oder Mohadeva. Alles, was die Baukunst an Größe, Pracht und Verzierungen über der Erde kennt, sieht man hier auch unter der Erde; Vorhöfe, Treppen, Brücken, Kapellen, Säulen und Säulengänge, Obelisken, Kolosse, und fast an allen Wände Reliefs, die auf die schon oben bemerkte Weise Götter und Göttergeschichten darstellen. Eine gewaltige Wirkung macht die Reihe stehender Elephanten-Kolosse, die den auf ihnen ruhenden Felsentempel zu tragen scheinen **). Auf dem freien Platze, zu welchem man durch den großen Eingang gelangt, steht dann in der Tempelgrotte ein zweiter Tempel, indem ein ganzes Stück des Felsen, das man stehen ließ, in Pyramidenform als Pagode behauen ward; "dessen wundervoller Bau, Abwechselung, Reichthum und Sorgfalt in den Verzierungen alle Beschreibung übertreffen" ***). Aber noch mehrere der andern dörtigen Tempelgrotten geben der von Keylas wenig oder nichts nach. Die des Indra und seiner Gattin Indrani enthält gleichfalls eine Pagode in der

*) Nach den angegebenen Messungen hat der Vorplatz 88 Fuß Tiefe bei 138 Fuß Breite. Der Tempel selbst, von dem Thor des Portikus bis zur Hinterwand 103 Fuß Länge bei 61 Fuß Breite; und bis ans Ende der Platform hinter dem Tempel 142 Fuß; so daß das Ganze an Umfang mit mehreren großen Gothischen Kirchen die Vergleichung aushält.

**) *Langlès* I, Pl. 52.

***) As. Res. III, p. 405.

eben beschriebenen Form; und kommt an Reichthum der Architektur und der Verzierungen der von Keylas fast gleich. Indra und Indrani, beide von ihrer Dienerschaft umgeben, sitzen — er auf einem liegenden Elephanten, sie auf einem Löwen. Alle diese Gestalten sind kolossal. Nicht weniger bewundernswürdig ist die unter dem Namen Dumas Leyna bezeichnete Grotte; ein Tempel des Schiva, und seiner Gattin Parbutti. Die Skulpturen an den Wänden stellen unter andern die Vermählung von Schiva und Parbutti dar, und bestätigen dadurch die oben gegebene Erklärung dieser Scene in der Grotte von Elephante *). Nach Anquetil Düperron ist eine der mittlern Pagoden dem Vischnu gewidmet; mehrere andere daneben seinen Weibern und Begleitern, namentlich seinem Baumeister Biskurma **), der ihm seinen Pallast in Baikonda, seinem himmlischen Wohnsitz, erbaute; eine andere dem Rama, seiner Gattin und ihrem Gefolge u. s. w. Wenige der Indischen Gottheiten, welchen Tempel geweiht wurden, kommen vor, die hier nicht den ihrigen hätten, oder zu haben schienen; ja in dem großen Tempel von Keylas scheint die hintere Gallerie ein wahres Indisches Pantheon zu seyn; von nicht weniger als 43 Göttergestalten hat Malet die Namen angeführt.

Das Alter der Felsengrotten zu Ellore ist auf historischem Wege so wenig als das der auf Elephante und

*) S. oben S. 25.

**) As. Res. VI, 421. Die dort abgebildete Grotte ist gewölbt, wie die zu Carli; aber mit steinernen Schwibbögen.

Salsette mit Sicherheit zu bestimmen. Nach dem Bericht der Braminen, den sie Malet gaben, sollte ihre Erbauung vor 7894 Jahren durch einen Rajah Ilu geschehen seyn *). Sie ginge also über die Cali-yug, oder dasjenige Zeitalter hinauf, in welchem wir nach den Rechnungen der Inder uns gegenwärtig befinden; das heißt, sie wird in fabelhafte Zeiten hinaufgerückt. Ein Mahomedaner dagegen wollte von einem Gelehrten, dessen Namen er vergessen habe, gehört haben, sie seyen zugleich mit der nahen Feste Deogur, jetzt Dulatabad, von einem Rajah Il angelegt worden; der vor 900 Jahren regierte. Eine solche Angabe, die auf nichts Sicheres sich stützt, kann in den Augen eines kritischen Forschers wohl nicht mehr Gewicht als die erste haben. Schon der einzige Umstand, daß Ein Rajah alle jene Anlagen gemacht haben solle, widerlegt sie hinreichend; ward aber damals jene Feste gebaut, so sieht man doch wenigstens einen Grund zu dem Ursprunge der Sage. Das Alter der Denkmähler von Ellore läßt sich also bis jetzt nur aus ihnen selbst, und vergleichungsweise mit den andern schon beschriebenen, festsetzen. Ich glaube mich durch diese Vergleichung zu einigen Resultaten berechtigt, die ich meinen Lesern nicht vorenthalten kann.

Erstlich: Alles trägt in den Grotten-Anlagen den rein Indischen Charakter; nichts Fremdes, weder in der Mythologie noch in der Kunst, ist darin wahrzunehmen. Sie müssen also aus Zeiten seyn, wo die Nation sich selber überlassen, ungebeugt unter das Joch eines aus-

*) As. Res. VI, p. 385.

wärtigen Eroberers, frei und ungehindert ihr Leben verlebte. Aber eine Stufenfolge scheint doch in diesen Anlagen unverkennbar. Wenn in den Tempelgrotten von Elephante und Salsette Alles höchst einfach, und die Skulptur in ihrer Kindheit erscheint, so kündigt dagegen in dem Haupttempel von Ellore sowohl der Reichthum und die Mannigfaltigkeit der Darstellungen, als die Vollendung der Ausführung sowohl der architektonischen Formen, als der Bildwerke, die höchste Blüthe der Indischen Kunst an. Es müssen, nach unserm Maaßstabe gemessen, Jahrhunderte dazu gehört haben, jene Wunderwerke zu vollenden; es muß aber einen Zeitraum gegeben haben, wo Ellore in dem Mittelpunkt Indiens und neben Deo-Gur, d. i. dem Götterberge gelegen, auch Jahrhunderte hindurch der Mittelpunkt der Religion der Hindus war. Können wir gleich diese Periode nicht chronologisch bestimmen, so spricht doch Alles dafür, daß die Felsengrotten zu Ellore jünger sind als die zu Elephante und Salsette.

Zweitens: In den Felsengrotten von Elephante und Salsette, so wie zu Carli, so weit wir sie kennen, scheint der Cultus des Schiva oder Mahadeva der herrschende gewesen zu seyn; aber neben diesem auch der des Budda. Sie müssen also aus Zeiten seyn, wo der letztere noch nicht aus Indien verdrängt war. Die Anlagen auf Ellore dagegen verrathen nichts, das auf den Cultus des Budda Beziehung hätte. Ob sich daraus sofort folgern läßt, daß, als sie ausgehöhlt wurden, der Dienst des letztern bereits von dem Continent von Indien verdrängt gewesen sey, wage ich nicht zu bestimmen. Aber

das ist gewiß, daß in diesem Zeitraum die beiden noch bestehenden Sekten des Schiva und Vischnu schon getheilt waren und neben einander bestanden, welches man bei den Grotten von Elephante und Salsette noch bezweifeln darf. Auch dadurch also wird es wahrscheinlich, daß die Grotten von Ellore jünger als jene ersten seyn.

Drittens: Als diese Werke, wenigstens die von Ellore, gemacht wurden, muß die Mythologie der Inder schon ihre volle Ausbildung erhalten haben. Wir finden auf den Wänden jener Grotten nicht blos die Gottheiten, sondern die Gottheiten mit allen ihren Begleitern, ihren Verwandten, und ihren Dienern dargestellt. Jedoch ist auch hier der Reichthum viel größer in den Grotten von Ellore, als in den übrigen; und auch daraus ließe sich schon auf ein späteres Alter schließen, wenn nicht noch ein sehr merkwürdiger Umstand hinzu käme. An den Wänden von Ellore sieht man große epische Gegenstände dargestellt, die es unbezweifelt zu machen scheinen, daß die beiden großen Indischen Heldengedichte, der Ramajan, und Mahabarat, wovon unten weiter die Rede seyn wird, den Stoff zu diesen Darstellungen dargeboten haben. In der großen Tempelgrotte Keylas erblickt man an der rechten Seite die Schlacht zwischen Rama und Ravuna, worin Hanuman, der König der Affen, eine große Rolle spielt *); den Hauptgegenstand des Ramajan; an der linken Seite, jener gerade gegen-

*) As. Res. VI, p. 406. Der letzte Umstand zeigt deutlich, daß die Fabel so, wie sie in dem Ramajan behandelt ist, dargestellt ward.

über, das Gefecht des Keyso Pandos, aus dem Mahabarat *). Die Heere bestehen meist aus Fußgängern; einige reiten auf Elephanten; andere sitzen auf Wagen; aber keine Reuterei. Die Hauptwaffen sind Bogen, wiewohl man auch Keulen und gezogene Schwerdter entdeckt **). In einer andern der Tempelgrotten von Ellore, der der drei Stockwerke (Teen Tal), erscheinen die fünf Brüder aus der Familie der Pandos, die sämmtlich zu den Hauptpersonen des Mahabarat gehören ***).

Viertens: Der Plan, nach dem die großen Tempelgrotten angelegt sind, ist zwar gewöhnlich einfach; aber immer groß gedacht. Man tritt zuerst in eine Vorhalle, die von mehreren Reihen von Säulen oder Pfeilern gestützt wird. Aus dieser, oft auf mehreren Stuffen, in die große Halle, bald mit flacher, bald mit gewölbter Decke †). Sie bildet meist ein länglichtes,

*) As. Res. VI, p. 407.

**) Eine Abbildung des Treffens zwischen Rama und Ravuna, ganz dieser Beschreibung gemäß, giebt das Indische Gemählde im Museo Borgia, das Paulino Syst. Brah. Tab. XVII. und XVIII. c. bekannt gemacht hat; wahrscheinlich, sey es mittelbar oder unmittelbar, eine Copie des Reliefs von Ellore.

***) As. Res. VI, p. 419.

†) Es ist also zwar klar, daß die Baumeister dieser Grotten die Idee eines Gewölbes hatten; nur folgt noch nicht daraus, daß sie sie in Gebäuden über der Erde auszuführen wußten. Die Vermuthung des L. Valentia, II, p. 189. daß nur die Tempelgrotten des Budda gewölbt gewesen

jedoch am Ende abgerundetes, Viereck; mit zwei freistehenden Säulenreihen, durch welche das Schiff des Tempels in drei Abtheilungen der Länge nach getheilt wird. Doch war dieser Plan nicht stets derselbe. Die eine Tempelgrotte zu Elephante hat drei Säulenreihen; eine andere zu Salsette sechs. Das Heiligthum, häufig eine Kapelle mit dem Lingam, findet sich gewöhnlich im Hintergrunde; in den großen Grotten von Ellore ist dieses ein eigener Tempel, aus einem Theil des lebendigen Felsen gehauen, den man stehen ließ. Zur Seite findet man links und rechts Felsenkammern, sichtbar zum Aufenthalt der Priester des Heiligthums bestimmt; und zuweilen läuft eine Gallerie von Pfeilern gestützt, um das Ganze, deren Wände sorgfältig decorirt sind.

Fünftens: Der Umfang und die Menge der Anlagen, besonders zu Ellore, scheint sich hinreichend aus ihnen selber zu erklären. Sie sollten Wohnungen und Heiligthümer, nicht blos des Hauptgottes, sondern auch seiner Familie und seines Gefolges seyn. So entstand das Bedürfniß auch für diese zu sorgen, und ihnen eigene Heiligthümer zu verschaffen. Die zahllose Menge der kleinen Grotten, wenn auch unstreitig zum Theil zu Wohnungen der Priester bestimmt, war es aber gewiß noch weit mehr für die Tausende von Pilgern und Büßenden, welche, wie noch jetzt bei den berühmten Pagoden Indiens, bei diesen Heiligthümern zusammen flossen.

seyen, scheint grundlos, da sich auch eine solche zu Ellore findet, die dem Viskurma, einem Diener des Vischnu, geheiligt war. As. Res. VI, p. 420.

Sechstens: Die Idee von Säulen ging hier von selbst aus dem Bedürfniß hervor, Pfeiler stehen zu lassen, welche die Decke des ausgehöhlten Felsens stützen. Die Gestalt dieser Säulen kann also keinesweges so schlank wie die der Griechischen seyn; doch nimmt man bei mehreren derselben ein sichtbares Streben wahr, ihre Gestalt so schlank zu machen, als die ungeheure Last, die sie zu tragen haben, es irgend erlaubt *); und welche Verwüstungen auch sonst die Hand der Zeit an diesen Werken ausgeübt hat, so scheinen doch die Säulen und Pfeiler durchgehends ihr getrotzt zu haben. Nicht ohne Grausen, wenn man jene ungeheure Last mit der anscheinenden Schwäche ihrer Stützen vergleicht, tritt man in mehrere jener Grotten. Dieß zu berechnen oder zu schätzen, mochte keine geringe Kunst des Baumeisters erforderlich seyn. In den Formen und in den Verzierungen dieser Säulen findet schon nach den wenigen Abbildungen die wir davon haben, eine große Verschiedenheit statt, wenn gleich die Säulen in derselben Grotte auch dieselbigen Maaße und Gestalten haben. Die Länge der Schäfte im Verhältniß gegen ihre Dicke ist sehr verschieden; die Schäfte sind zuweilen, wie in der Grotte von Kennery auf Salsette, mit Knäufen versehen, die man an ihnen gelassen hatte, sie zu verstärken. Die Kapitäle konnten nach ihrer Bestimmung nicht so fein gearbeitet seyn, wie in den Gebäuden über der Erde; nicht selten scheint die Idee des Ganzen von Pflanzen, besonders

*) Man sehe bei Gough Tab. I, bei Niebuhr Tab. IV, und bei Valentia Vol. II. Tab, 8. 10.

vom Lotus hergenommen zu seyn. Die genauere Charakteristik derselben, die ohne Abbildungen doch kaum verständlich seyn würde, muß ich den Baukünstlern überlassen; aber neben den Säulen müssen noch besonders die Obelisken erwähnt werden, die sich jedoch, so viel ich weiß, nur in den Grotten von Ellore finden. Der einzige bisher abgebildete, von runder Form *), erregt zwar den Verdacht, daß es ein Phallus seyn solle; indeß bemerkt Malet ausdrücklich, daß zwei andere von viereckter Gestalt seyen **).

Siebentens: Die bildende Kunst scheint bei den Indern wie bei den Aegyptern, vom Relief ausgegangen zu seyn; wie weit aber ihre Fortschritte darin gewesen seyn mögen, können wir bei den wenigen, bisher bekannten, Abbildungen, noch keineswegs mit Sicherheit beurtheilen. Die Kunst, flach gehaltene Reliefs zu bearbeiten, scheint den Indischen Künstlern fremd geblieben zu seyn; vielleicht weil das Meiste auf den Eindruck, den das Ganze, und dieses aus einer gewissen Ferne gesehen, machen würde, berechnet seyn mußte. Aber die Kunst gewöhnte sich bei ihnen gleich von Anfang an kolossale Formen. Fast alle Göttergestalten sind kolossal, von 11 bis 12 Fuß Höhe; daß das Verhältniß der Dienenden durch eine kleinere Statur, bis zu Zwergen herunter, ausgedrückt werde, ist schon oben bemerkt ***),

*) As. Res. VI, p. 392. In der Abbildung bei Langlès Pl. 37. nach Daniells verschwindet die Obeliskenfrom fast gänzlich.

**) As. Res. VI, p. 405.

***) Das Auffallendste bei diesen, wenigstens auf Elephante,

Die Wände wurden, wenigstens in Ellore, mit einem Mörtel (Tschunâ) überzogen, der sich mit dem Fortgange der Zeit immer mehr verhärtete *). Die Malerei mußte dann die Skulptur beleben; denn die Bildwerke an den Mauern waren, so wie in Aegypten, bemalt. Das Indische Clima, nicht so trocken wie das Aegyptische, scheint der Erhaltung der Farben weniger günstig gewesen zu seyn, aber in den Grotten von Ellore findet man doch allenthalben die Beweise davon. Von dem Relief ging die Kunst, gleichsam von selbst, zu den Statuen fort; indem mehrere der Reliefs so erhaben gearbeitet sind, daß sie nur am Rücken mit dem Felsen zusammenhängen. Der Charakter des Colossalen ward auch auf die Statuen angewandt; und zwar nicht blos auf Götterbilder, sondern auch, und zwar besonders, auf Thiere; wie Elephanten, Stiere, Löwen u. s. w., welches theils das Verhältniß zu den übrigen Anlagen erforderte; theils aber auch schon aus der Indischen My-

sind, außer ihrer kleinen Gestalt, die Haartrachten, zum Theil auf das vollkommenste den Perücken unserer Geistlichen ähnlich. Sie müssen, da nur einzelne Dienende sie tragen, eine besondere Klasse von diesen bezeichnen. Sind es etwa Mährchenerzähler? Nach der Indischen Mythologie hatte Rajah Vicrâmabatya 42 solcher kleinen Wesen um seinen Thron stehen. *Polier* I, p. 90. Zufolge der Herrn Stamford Raffle auf Java mitgetheilten Nachrichten trugen aber auch die Einsiedler solche künstliche Haarputze. History of Iava II, p 10.

*) As. Res. VI, p. 397. 408. 409.

thologie hervorging. Jene mancherlei Thierkolosse beleben gleichsam, nach der Versicherung von Augenzeugen, das Ganze, und scheinen ihm Bewegung zu geben. Auch fabelhafte Thiere waren dieser Mythologie nicht fremd; aber noch fehlt es uns an treuen Abbildungen; um sie mit denen der Perser und anderer Völker vergleichen zu können.

Endlich: Die Grotten von Ellore enthalten auch Inschriften, von denen Wilford ein Paar durch Hülfe eines Buchs, das den Schlüssel zu mehrern alt-Indischen Alphabeten enthalten sollte, und ihm von den Pandits, oder Gelehrten, mitgetheilt ward, (wofern diesen nur zu trauen ist;) gelesen, und aus dem Sanskrit erklärt hat *). Nach dieser Erklärung beziehen sich diese Inschriften zum Theil auf die Bildwerke, welche Scenen aus dem Mahabarat darstellen; und es ist eine, gewiß nicht unwahrscheinliche, Vermuthung, daß es selbst Verse aus diesem Gedicht seyn könnten. Die letzte derselben nennt den Namen des Künstlers, der das Bild verfertigte **). Sie sind merkwürdiger durch ihre Sprache als durch ihren Inhalt; da daraus hervorzugehen scheint, daß, als sie eingehauen wurden, das Sanskrit, wiewohl in jetzt veralteten Formen, die herrschende Sprache war; worin ein neuer Grund für das Alter jener Kunstwerke liegt ***).

*) As. Res. V, p. 135 sq.

**) Er heißt Sacya Padamrata p. 138.

***) H. Langlès, in der 7ten Lieferung, findet die oben erwähnte Angabe des Mohamedanischen Gelehrten wahr-

Aber die Kunst der Inder blieb nicht bei dieser ersten, und wahrscheinlich ältesten, Klasse von Bauwerken

scheinlich, daß die Grotten von Ellore vor 900 Jahren durch einen Rajah Il (Eel) ausgehauen seyen. Damals sey Deogur, die Hauptstadt von Decan, der Mittelpunkt eines großen Reichs gewesen; und Aethiopische Künstler hätten nach Aegyptischen und Aethiopischen Vorbildern diese Werke verfertigt. — Ich gestehe, daß ich eine solche Nachahmung, wenn auch einige Aehnlichkeiten statt finden mögen, nicht in Werken entdecken kann, die so ganz Indisch sind; und auch von Hrn. Málet auf den ersten Blick dafür erkannt wurden. As. Res. VI, p. 383. Wie läßt es sich denken, daß fremde Künstler auf einmal eine Indische Kunst hätten schaffen können, mit kaum sichtbaren und ganz ungewissen Spuren ihrer eigenen? Auf welchem schwachen Grunde aber die Aussage jenes Muselmanns beruht, der selber seine Quelle nicht anzugeben wußte, ist schon im Texte bemerkt; so wie auch, daß gewiß nicht die Regierung Eines Fürsten hinreichen konnte, solche Werke zu verfertigen. Gern will ich indeß zugeben, daß ein Theil jener Grotten, wo die später seyn sollende Secte der Sewras oder Juttis ihre Heiligthümer hatte, (wie auch auch schon die Engländer bemerkten, As. Res. VI, p. 384.) spätern Ursprungs als die andern seyn möge; aber daraus folgt nichts für das Alterthum der übrigen. Von dem Rajah Il ist historisch, meines Wissens, Nichts bekannt, als daß der Mohamedaner ihn für einen Zeitgenossen von Schach Momim Arif hielt, der vor 900 Jahren in Persien regiert habe. Es kann einen Rajah Il von Deogur gegeben haben; aber schwerlich konnte er ein großes Reich beherrschen; denn nach den wenigen Bruchstücken der Indischen Geschichte war dieß Land vor der Mahomedanischen Eroberung 1002. in viele kleine Herrschaften

stehen. Sie begnügte sich nicht damit, Tempel und Wohnungen in das Innere der Felsen auszuhöhlen; sie formte auch die Außenseite der Felsen zu architektonischen Denkmählern um; und brachte dadurch noch viel wunderbarere Wirkungen hervor, als durch die bisher beschriebenen Tempelgrotten; wenn gleich diese letztern sich auch hier finden.

Indien enthält Ein Werk dieser Art, welches so vor allen andern hervorragt, daß es hinreicht von ihm allein zu sprechen; die sogenannten sieben Pagoden, oder die Monumente von Mavalipuram, an der Küste von Koromandel *). Sie scheinen in der Reihe menschlicher Kunstwerke einen der ersten Plätze einzunehmen; allein auch hier muß zuerst die Frage beantwortet werden, wie weit wir sie kennen?

Bisher nur sehr unvollkommen! Die Reisenden, die sie besuchten, scheinen wenig mehr als die Anlagen an der Küste gesehen zu haben; in das Innere derselben, über Felsenwände und durch Dickichte von Tigern und Schlangen bewohnt, wagte Keiner einzudringen; und der Einzelne vermag es auch nicht. Die erste Nachricht davon ertheilte ein Hr. Campbell in den Asiati-

getheilt; Dow History of Hindostan I, p. 32. und enthielt also schwerlich Herrscher, die solche Werke hätten können ausführen lassen.

*) Unter 12 1/2° N. B. Eine Tagereise südlich von Madraß. Sie heißen die 7 Pagoden, weil man vom Meer her mehrere Pagoden erblickt; welche zum Theil bis ins Meer hereingehen, oder selbst von ihm bedeckt sind.

schen Untersuchungen *); jedoch nach einem Besuch vor acht Jahren, nur aus dem Gedächtniß. Ihm folgte in eben dieser Sammlung ein Hr. Goldingham **); und vor wenigen Jahren Hr. Haafner ***). Keiner dieser Reisenden liefert Abbildungen; und in dem großen Werke der Daniells sind ihnen nur zwei Blätter gewidmet; welche in dem Werke des Hrn. Langlès wiederholt sind †). Aus diesen und einigen zerstreuten Nachrichten erwuchs eine lehrreiche Beschreibung dieser Ruinen von dem verstorbenen Ehrmann in den geographischen Ephemeriden ††), die wieder einen schätzbaren Aufsatz des verstorbenen Freiherrn von Dalberg in eben dieser Zeitschrift veranlaßte †††). Wie beschränkt und mangelhaft unsere Kunde von ihnen sey, geht aus diesen Aufsätzen selber am besten hervor. Was wir davon wissen, beschränkt sich auf folgende Nachricht.

Die Ruinen von Mavalipuram bestehen nicht blos in einigen Tempelgrotten; sondern das Ganze ist vielmehr eine meist ganz in Felsen gehauene Königsstadt. Ein großer, vielleicht der größere Theil derselben, scheint

*) As. Res. Vol. I, p. 145.

**) As. Res. Vol. V, p. 69 sq.

***) Haafner Reise längst der Küste von Coromandel Th. II, S. 192 f. Er ist der einzige, der tiefer eingedrungen seyn will. Ich gestehe, daß seine Reiseabentheuer mir oft zu wunderbar vorkommen.

†) Monuments de l'Inde Pl. 23. 24.

††) Allgem. geograph. Ephemerid. 1809. September.

†††) Allgem. geograph. Ephemerid. 1810. May.

vom Meere verschlungen; aber noch ein paar Meilen ins Land herein erheben sich die Scheitel bearbeiteter Felsen; und allenthalben in ihnen Grotten, Säle, Gemächer, und andere Anlagen. Denn nicht Alles sind Tempel; man sieht unter andern auch eine zu einer Tschultry oder Herberge ausgehauene Grotte, die durch mehrere Reihen von Pfeilern gestützt wird. Auf einem der Gipfel der Berge ist ein Felsensitz, in dem man einen Königsthron erkennen will. Außer diesen ausgehauenen Grotten aber hat auch die Baukunst im eigentlichen Sinn hier ihre Denkmähler errichtet. Sie bestehen in Mauern, welche nach Art der sogenannten cyclopischen aus über einander gelegten Quaderblöcken gebaut sind; und wiederum sieht man auch ganze Hügel von Backsteinen. Dieß ist aber auch Alles, was wir davon wissen. Die beiden Abbildungen bei den Daniells sind nur Ansichten; die eine von dem Eingange einer der Grotten, wo die Wand mit Skulpturen bedeckt ist; die andere von ein Paar der behauenen Felsentempel; welche allerdings auffallende Formen zeigen; man könnte sie fast mit unsern Gothischen Kirchen vergleichen. Auch hier sind die Felsenwände fast allenthalben mit Bildhauerarbeit bedeckt. Allein sie sind von den Daniells nicht sowohl abgebildet, als vielmehr nur angedeutet; einige Thierkolosse von Löwen und Elephanten ausgenommen. Auch hier also können wir nur nach den kurzen Nachrichten gehen, welche Goldingham davon gegeben hat. Diesen zufolge sind es großentheils Göttergestalten, bald mit vier, bald mit mehreren Armen, und den verschiedenen Attributen, wie der Braminenschnur, den Thieren, die ihnen geweiht sind u. a.; die

so wenig einen Zweifel übrig lassen, daß auch diese Götter von demselben Mythenkreise hergenommen sind, wie die in den oben beschriebenen Felsenhöhlen, daß bereits Goldingham ihre Uebereinstimmung mit denen in Elephante bei mehreren — wozu auch die Zwittergestalt, so wie mehrere Zwerggestalten gehören, — sofort erkannte. Sowohl dieses als das Bild des Lingam giebt also hinreichende Gewißheit, daß auch hier der Kultus des Schiva einheimisch gewesen sey; aber auch nicht weniger der Dienst des Wischnu; besonders in so fern er als Krischna auf der Erde erschien. Denn zufolge eben jener Nachrichten sind es dieselben Figuren von Menschen und Thieren, und selbst ganze Scenen, welche man in dem Heldengedichte Mahabarat, das jenen Mythus behandelt, beschrieben findet, welche hier abgebildet sind; wie z. B. Krischna unter den Gopis oder Schäferinnen u. a. Wir wissen also, wo der Schlüssel zu finden ist; und erst derjenige wird die gewünschten Aufklärungen hier geben können, dem es vergönnt ist, mit dem Mahabarat in der Hand jene Ruinen zu durchwandern. Selbst die von Goldingham abgezeichneten Inschriften, welche über den einzelnen Götterfiguren stehen, geben noch keine Aufklärung; da der Schlüssel weder zu dem Alphabet noch der Sprache gefunden ist, worin sie verfaßt sind. Wäre dieses Alphabet dasselbe, in welchem die Inschriften zu Kennery geschrieben sind, so wäre dadurch auch die Verbreitung desselben über beide Küsten der Halbinsel erwiesen *).

*) Eine Aehnlichkeit zwischen den Schriftzeichen von Mavalipu-

Die Anlagen zu Mavalipuram sind zum Theil unvollendet, und stellen einen unzweideutigen Beweis dar, daß ein furchtbares Naturereigniß, ein Erdbeben, das den Felsen spaltete, (wodurch vielleicht auch ein Theil der Stadt unter das Meer versenkt wurde, in welches weit hinein noch die Trümmer ragen;) die Arbeit unterbrach. Aber auch von dieser Naturbegebenheit hat sich das Andenken verloren; und das hohe Alterthum dieser Anlagen, an denen ohnehin der Zahn der Zeit so lange genagt hat, daß manche der Skulpturen schon unkenntlich geworden sind, wird schon dadurch wahrscheinlich. Bey unserer noch so mangelhaften Kenntniß dieser wichtigen Monumente halte ich mich doch zu folgenden Bemerkungen berechtigt:

Erstlich: Mavalipuram war zu gleicher Zeit ein Hauptplatz des Cultus; der Sitz von Königen; und höchst wahrscheinlich auch ein bedeutender Handelsplatz. Die noch vorhandenen Anlagen scheinen es unzweifelhaft zu machen, daß es eine Stadt von großem Umfange gewesen seyn muß. Auch sie giebt uns also einen neuen Be-

ram und denen von Kanara, (ohne Zweifel doch Kennery?) will Hr. Langlès bemerkt haben. Monuments de l'Inde p. 50. Ich für mein Theil aber gestehe, daß ich zwischen den Abbildungen der erstern von Goldingham und der letztern von Gough sie nicht wahrnehmen kann. Eher finde ich eine Aehnlichkeit mit denen zu Ellore, welche Wilford im V. Bande der As. Researches p. 141. bekannt gemacht hat. Es ist wenigstens eine Aehnlichkeit der Züge im Ganzen; wenn auch keineswegs die einzelnen Buchstaben genau dieselben sind.

weis der engen Verbindung, in der Handel und Religion in diesen Gegenden standen.

Zweitens: Die Indische Sage selbst macht diese Anlagen uralt; indem sie sie den Königen Judister aus dem Hause der Pandos, und Bali beilegt; beides Verwandte des Krischna, in dessen Mythenkreis sie gehören *). Es wird dadurch diese Anlage also in das mythische Zeitalter zurückgesetzt; welches freilich keine genaue chronologische Angabe zuläßt. Vergleicht man aber diese Denkmähler unter einander, so wird es höchst wahrscheinlich, daß sie gar nicht zugleich, sondern in langen Zwischenräumen entstanden sind; nicht blos wegen ihres Umfangs; sondern auch wegen der Verschiedenheit der Bauart. Ein Paar dieser Felsenpagoden scheinen gleichsam ein gewölbtes, aber doch spitzig zulaufendes, Dach zu haben; wie die Bogen in einer Gothischen Kirche **). Neben den Felsenpagoden erblickt man an-

*) *Polier* Mythologie des Indous I, p. 122. 338.

**) *Chambers* in As. Res. I, p. 151. Man sehe die Abbildung bei Langlès Pl. 23. Goldingham in As. Res. V, p. 74 führt eine Sage an, daß ein Nordischer Fürst vor etwa 1000 Jahren ein großes Bauwerk hätte ausführen wollen; aber mit den Indischen Bauleuten über den Preis nicht hätte eins werden können. Diese, 4 bis 5000 an der Zahl, seyen darauf entflohen, und hätten in 4 bis 5 Jahren diese Prachtwerke ausgeführt; bis jener Fürst sie zurückgerufen hätte. — Hr. v Dalberg A. G. Ephem. B. 32. S. 7. der diese Erzählung wiederhohlt, hat, ohne Zweifel aus Versehen, das Wort Indische ausgelassen. Ich bemerke dieß daher ausdrücklich, damit nicht etwa jemand sofort einen

dere, die, nach der ältesten Bauart über der Erde, aus blos auf einander gelegten Steinblöcken in pyramidalischer Form errichtet sind. Berechtigt uns diese Mannigfaltigkeit, die eine nähere Kunde, und mehrere und bessere Abbildungen unstreitig noch größer zeigen würden, nicht zu dem Schluß, daß die Monumente von Mavalipuram aus sehr verschiedenen Zeitaltern sind; zugleich aber auch, daß diese Stadt selber eine Dauer von Jahrhunderten gehabt haben muß?

Drittens: Die Skulpturen auf Mavalipuram beziehen sich sowohl auf den Cultus des Schiva als des Vischnu; hauptsächlich jedoch auf den des letztern. Dagegen findet sich, so viel wir bis jetzt wissen, von dem Dienst des Budda hier keine Spur. Dieser Umstand sowohl, als auch die Vollendung dieser Bildwerke, muß zu dem Schlusse führen, daß diese Denkmähler, wenn auch zu den sehr alten, doch nicht zu den ältesten in Indien gehören.

Viertens: Sehr merkwürdig aber ist die enge Beziehung, in welcher sie auf das Epos des Mahabarat stehen. Die Vorstellungen auf den Mauern drehen sich wenigstens größtentheils in dem Kreise der dort behandelten Mythen herum. Nach der Versicherung der Braminen aber soll die Stadt unter ihrem Sanskrit-Namen Mahabalipur *) (die Stadt des großen Bali) in dem Gedichte selbst erwähnt werden **). Ist dieß, so

Beweis für eine, aus dem Norden nach Indien verpflanzte, Baukunst daraus zieht.

*) *Chambers* in As. Res. 1, p. 146.

**) As. Res. I, p. 155.

liegt darin, so wie auch in den unverständlich gewordenen Inschriften, ein großer Beweis ihres hohen Alters. Aber mit der Wunderstadt Dwarka, die der Ramajan besingt, darf Mavalipuram nicht verwechselt werden *). Dwarka lag mitten im Meer, nicht an der Küste; und in dem Indischen Mythus geht Vischnu von Dwarka nach Mavalipuram **).

Fünftens: In eben die Gegend, wo wir die Trümmer von Mavalipuram finden, setzt Ptolemäus ***) eine Stadt Maliarpha. Er nennt sie eine Handelsstadt, (Emporium;) deren es nach seinem Berichte mehrere an jener Küste von Indien gab. Die Lage und die Namenähnlichkeit machen es allerdings sehr wahrscheinlich, daß dieß keine andere Stadt als Mavalipuram sey; und ist dem so, so haben wir zugleich den historischen Beweis, daß Mavalipuram sowohl in dem Zeitalter des Ptolemäus vorhanden, als ein bedeutender Handelsplatz war. Daß dieses aber keineswegs es verhindert, daß diese Monumente schon in ein viel höheres Alter hinaufgehen, bedarf nicht erst eines Beweises. Vielmehr würde, wofern Ptolemäus selber aus viel ältern Quellen geschöpft hätte, auch ihr höheres Alter dadurch erwiesen seyn.

Diese Felsendenkmähler sind die wichtigsten, welche bisher in Indien entdeckt sind. Geht nun gleich aus

*) Die Vermuthung des Hrn. von Dalberg; A. G. Ephem. B. 32. S. 12.

**) As Res. I, p. 156.

***) *Ptolem.* VII, cap. 1.

ihnen Allen hervor, daß die Bewohner Indiens, eingeladen von der Natur, die sie umgab, es in der Anlage und Verzierung von Grotten und Felsen weiter, wie irgend ein anderes Volk, gebracht haben, so ist doch auch zugleich klar, daß sie selber darum kein Höhlen bewohnendes Volk waren. Jene Anlagen finden sich nur an einzelnen Stellen; nicht als allgemeine Wohnungen der Lebenden und Todten, sondern als Wohnungen der Götter, und ihrer Diener. Alles spricht dafür, daß eine herrschende Priestercaste als unverwüstliche Heiligthümer, als Mittelpunkte ihres Cultus, vielleicht auch ihrer politischen Macht, sie anlegen ließ. Wenn, wie es noch aus der Folge dieser Untersuchungen deutlicher werden wird, auch bei den Indern Religion und Politik auf das engste verbunden waren, wie hätte man wohl auf den großen Haufen durch Kultus und Religion kraftvoller einwirken können, als durch diese zugleich schauerlichen und prachtvollen Werke? Todt und bedeutungslos stehen sie jetzt da, wenn man sie blos für sich betrachtet; erst dann beleben sie sich für den Forscher, wenn er sie in Verbindung mit der Religion und Mythologie des Volks, wie ihr Epos sie uns aufbewahrt hat, ansieht. Bald entsteht dann bei ihm die Ueberzeugung, daß sie im Ganzen genommen eben dem Zeitalter angehören müssen, in dem jenes sich bildete; und wenn die Töne von diesem nur aus fernen Jahrhunderten zu ihm herüber hallen, wird er nicht umhin können, wenn gleich keine Chronik das Jahr ihrer Erbauung angemerkt hat, so lange keine andere Beweise für den spätern Ursprung gegeben werden,

als man bisher aufzufinden vermocht hat, auch diese halb verwitterten Werke der Kunst aus ihnen herzuleiten.

Nach diesen Felsenmonumenten unter und über der Erde bleibt uns die dritte und zahlreichste Klasse von Denkmählern übrig, welche ganz von Menschenhänden erbaut wurden. Sie sind von verschiedener Art. Wenn aber von alten Denkmählern die Rede ist, so scheinen außer den Tempeln und ihrem Zubehör nur vielleicht einige Bergfesten auf ein höheres Alter Anspruch machen zu können. Aber auch dieß ist ungewiß; und unsere Untersuchung wird sich auf diese Tempel, mit einem, den Indern selbst unbekannten, Namen, von den Europäern Pagoden genannt *), beschränken müssen.

Manche derselben sind in den bereits oft erwähnten Werken abgebildet. Aber wer sie als Quellen der Indischen Alterthumskunde gebrauchen will, findet bald große Ursache zur Vorsicht und Mißtrauen; wenn ihr Alter auch nur mit einiger Wahrscheinlichkeit bestimmt werden soll. Der gänzliche Mangel einer Geschichte der Indischen Baukunst macht sich ihm sogleich sichtbar **). Will er nicht blind den Angaben von Braminen folgen, die sich vielleicht ein Verdienst daraus machen, ihn zu hintergehen, so wird er jedesmal anstoßen, wenn die Frage von dem Alterthum eines Gebäudes ist. Diese Lücke hier ausgefüllt zu sehen, wird wohl Niemand erwarten. Nur der Baukünstler vermöchte es, uns eine

*) Vehar im Sanskrit; *Langlès* p. IV.

**) Man sehe darüber einige Bemerkungen des Capitain M'Kenzie in As. Res. VI, p. 443.

solche Geschichte zu geben; aber sie läßt sich nach meiner Ueberzeugung noch keinesweges aus unsern Kupferwerken schöpfen; nur an Ort und Stelle, nach langer und vieler Beobachtung in allen Theilen Indiens, mag sie der Eingeweihte aufklären. Und doch muß ich hier einige Bemerkungen darüber dem Urtheil des Lesers unterwerfen.

Die Indische Baukunst, dieß lehrten schon die Felsentempel, ist eine Tochter der Religion. Sie blieb dieses fortdauernd, auch als man über der Erde Gebäude aufführte. Nur in den Pagoden, und den damit in Verbindung stehenden Anlagen, bildete sie sich aus; nicht in den Privatwohnungen. Was sind noch jetzt eigentlich die Städte der Hindus? Was die sogenannte schwarze Stadt von Calcutta, Madraß und die übrigen? Nicht viel mehr als Haufen von Hütten, wie das Klima sie erheischt, aus Bambus und ähnlichem Stoff, um die Pagoden gelagert. Indem aber so die Baukunst an die Religion geknüpft ward, blieb sie auch eben so unvergänglich als diese. Es konnte Zeiten geben, wo die Werke der Baukunst sparsamer errichtet wurden; wie in den Zeiten der Unterjochung; aber auch selbst dann ward der heilige Eifer der Inder nur zurückgehalten, nicht vernichtet. Tempel also wurden zu allen Zeiten in Indien errichtet, und werden es noch. Man hüte sich also, an Pagoden sofort die Vorstellung eines hohen Alterthums zu knüpfen; wenn es gleich allerdings einzelne derselben giebt, die dessen sich rühmen können.

Wenn es nun von uralten Zeiten her eine heilige Baukunst in Indien gab, in wie fern ist sie selbstständig

geblieben; oder in wie fern haben die fremden Herrscher ihren Charakter verändert? Vor den Zeiten der Mahomedanischen Eroberungen, gleich nach dem Jahr 1000 unserer Zeitrechnung, ist es uns nicht bekannt, daß fremde Eroberer, wenn gleich zuweilen ein Theil von Indien den benachbarten Persischen oder Arabischen Reichen unterworfen seyn mochte, sich dauernd darin niedergelassen hätten, dort einheimisch geworden wären. Und wenn auch vielleicht früher einzelne Arabische Niederlassungen an den Küsten der Halbinsel errichtet seyn mögen, so hat doch bisher noch Niemand, so viel ich weiß, eine Spur von Arabischer Baukunst, wie etwa Spanien sie aufbewahrt, in Indien gefunden. Aber seitdem dort die Mongolen sich niederließen, und ein glänzendes Reich dort bildeten, lebte unter ihnen auch die Baukunst auf; und so viele Palläste und Mausoleen, besonders in den Gangesländern, stehen noch als die Beweise ihrer Baukunst da. Die Ausbildung der Baukunst bei den Mongolen in Indien würde gewiß einen höchst interessanten Abschnitt in einer allgemeinen Geschichte dieser Kunst im Orient geben; ich fühle mich nicht dazu fähig; aber wenn ich gleich einen wechselseitigen Einfluß der Indischen und Mongolischen Baukunst auf einander nicht leugnen mag; so ist es mir doch sehr wahrscheinlich, daß weit eher die Mongolen etwas von den Indern, als die Inder von den Mongolen in ihrer Baukunst angenommen haben. Hätten die Inder es auch gewollt, würde ihre Religion es ihnen erlaubt haben? Jene Fremden entheiligten oder zerstörten ihre Tempel; konnten sie sie nach dieser ihren Mustern wieder aufbauen? Mir scheint

vielmehr, die Indische Baukunst habe sich in den Hauptzügen ihres Charakters von der Mischung mit Fremdem rein erhalten; wenn sie auch in Nebensachen, hauptsächlich in Verzierungen, einiges davon angenommen haben mag. Es entsteht also die Frage: worin der eigentliche Charakter der Indischen Baukunst besteht? Ich glaube ihn in Folgendes setzen zu müssen.

Erstlich: Die Indische Baukunst ging hervor aus der Pyramidenform. Dieß ist die Form der alt-Indischen Pagoden. In diesem ihrem Hauptcharakter unterscheidet sich die Baukunst des diesseitigen oder eigentlichen Indiens von der des jenseitigen, und wahrscheinlich des größten Theils des übrigen Asiens; wo die Formen der Baukunst deutlich die Nachahmung von Gezelten verrathen *). Wie durch diese Verschiedenheit der Urform der Charakter der Baukunst im Ganzen verschieden seyn mußte, fällt in die Augen; aber auch in den einzelnen Theilen. Denn

Zweitens: Die Form der Pyramide schließt schon durch sich selbst die Wölbung, und das Gewölbe aus. Aus der Beschreibung der Tempelgrotten ist zwar gewiß, daß die Inder die Idee des Gewölbes hatten; aber es ward auch schon oben **) bemerkt, es folge daraus nicht, daß sie sie auch in eigentlichen Gebäuden anwandten, oder auszuführen verstanden. Neuere Schriftsteller spre-

*) Man vergleiche besonders für das jenseitige Indien, Ava, Pegu 2c. die Abbildungen in der Reise von Symes von den Tempeln und Klöstern in dem Reich der Birmanen.

**) S. oben S. 45.

chen ihnen die Kunst, Gewölbe zu verfertigen, geradezu ab *). Aber in den Abbildungen ihrer ältesten Bauwerke endigen doch mehrere derselben in Kuppeln **). Setzt das nicht die Kunst zu wölben voraus; oder sind diese erst später aufgesetzt? Aber die Abbildungen kommen, wie bald unten bemerkt werden wird, nicht immer unter einander überein; und ich muß also diese Frage Baukünstlern, und besser unterrichteten Nachfolgern, zu entscheiden überlassen.

Drittens: Eben diese Pyramidenform machte zwar Pilaster und Säulen überflüssig. Aber man kannte diese schon aus den unterirdischen Anlagen; da man nicht blos bei der Pyramidenform stehen blieb, so fanden also diese auch in Gebäuden anderer Art ihren Platz. Nachgeformt aber scheinen sie mir offenbar den Mustern, welche jene Grotten darstellten. In den Verhältnissen und Verzierungen der Säulen blieben die Inder wohl hinter Aegyptern und Griechen zurück; aber in dem Reichthum der Verzierungen von Pilastern, unter andern auch durch nicht tragende Caryatiden, übertrafen sie wohl beide Völker ***).

Viertens: Da die Pagoden das Ziel der Wallfahrten oft für viele Tausende von Pilgrimmen wurden, so erforderte das Bedürfniß selber Gebäude anderer Art in ihrer Nähe, zu denen vor Allen die Tschultris

*) Man sehe besonders *Langlès* p. 54.

**) Wie z. B. die Pagode von Tanjore.

***) Man vergleiche als Beweis den reich verzierten Pilaster bei *Langlès* Pl. 7.

oder Herbergen gezählt werden müssen. Man könnte sie Caravansereien nennen, wenn sich nicht zu leicht eine falsche Nebenidee daran knüpfte. Die Religion der Inder macht die Anlage solcher Gebäude zur Pflicht; oder setzt sie wenigstens unter die guten Werke; und so dürfen wir uns nicht wundern, wenn ihre Zahl sich so sehr vervielfältigt hat; und sie in der Nähe berühmter Pagoden nie zu fehlen pflegen. In der Anlage und Verzierung von diesen, wo die Religion keine feste Formen vorschrieb, scheint die Indische Baukunst sich vorzüglich geübt zu haben *). Es war besonders hier, wo Säulen und Pilaster ihre Stellen fanden; gewölbte Tschultris kommen aber in den mir bekannten Abbildungen der Denkmähler Indiens nicht vor. Die Kunstverständigen mögen entscheiden, ob uns dieß zu dem Schluß berechtigt, daß, wenn auch die Gewölbe den Indern nicht unbekannt waren, sie doch selten, und vielleicht nur bei Kuppeln, angewandt wurden. Ein gemauertes Wasserbehältniß, (Tang) ist jedesmal in der Nachbarschaft des Tschultri.

Fünftens: In dem Bau der Pyramiden-Pagoden scheint mir ein Fortschreiten der Kunst unverkennbar zu seyn. Für die ältesten sehe ich diejenigen an, welche, nach Art der sogenannten Cyklopischen Mauern, aus bloßen auf einander gethürmten Quader-Steinen, ohne weitere Verzierungen, als Pyramiden erbaut sind. Der nächste Schritt scheint gewesen zu seyn, sie in dem Aeu-

*) Man sehe den prächtigen Tschultri von Madura, bei *Langlès* Pl. 6.

ßern zu verzieren, indem man mancherlei architektonische Ornamente an ihnen anbrachte. Dann ging die Kunst weiter. Die Bilder von Gottheiten, von Thieren wurden an ihren Außenseiten dargestellt; bald aber ganze Scenen aus den großen epischen Gedichten. Das Innere dieser Pyramiden-Pagoden pflegt schauerlich dunkel zu seyn. Dem Tageslicht wird der Zugang versagt; nur eine Lampe erhellt es, und zeigt die Gegenstände in einem zweideutigen Lichte. In dem Fortgange der Zeit scheint die Baukunst ihre schwerfällige Gestalt immer mehr abgelegt zu haben. Die Pagoden bekommen ein lichteres Ansehen; und werden endlich selbst zu großen Eingängen oder Pylonen in das Innere der Heiligthümer. Der ganze Bezirk nemlich des Heiligthums wird dann mit Einer, oder auch einer doppelten ja selbst mehrfachen Einfassung versehen. Innerhalb derselben wurden auch die andern Gebäude und Denkmähler errichtet, deren man benöthigt war. Große Säle, deren flaches Dach, wie bei den Aegyptischen, von einer Menge Säulen getragen wird; Gebäude, in denen die heiligen Thierkolosse ruhen; andere mit dem nöthigen Apparat zu den Processionen mit den Götterbildern, von einem Heiligthum in das andere; die heiligen Teiche sie zu waschen u. s. w. Hätten wir die Geschichte jener Gebäude, so würde sich wahrscheinlich zeigen, was bei den Aegyptischen außer Zweifel gesetzt ist, daß das Heiligthum anfangs nackt und allein da stand; bis andächtige Reiche die einzelnen Anlagen um dasselbe machten, wodurch es jetzt oft oft beinahe verdunkelt wird.

Ehe ich einzelne jener Pagoden, die durch ihr Alterthum sich auszeichnen sollen, erwähne, muß eine, für die Geschichte der Indischen Baukunst keinesweges erfreuliche, Bemerkung vorangeschickt werden. In dem Theile von Indien, welcher als die Wiege der Indischen Religion und Cultur betrachtet werden muß, hat der Fanatismus der Muselmänner die alten Denkmähler der Hindusreligion größtentheils zerstört. Am ärmsten ist das eigentliche Bengalen daran; mehreres hat sich in Bahar, besonders in Benares, der heiligen Stadt, erhalten. Die Küste Coromandel dagegen war jenen Verwüstungen viel weniger ausgesetzt. Daher finden sich auf ihr, und in dem Innern der Halbinsel, die meisten und berühmtesten jener Heiligthümer. "Hier", sagt Lord Valentia *), "hat fast jedes Dorf seine Pagode mit einem hohen steinernen Thorweg, von nicht schlechter Architektur; bei denen die Braminen entweder von ihren Einkünften, oder auch der Freigebigkeit der Regierung, leben. Die Heerstraßen, die zu diesen heiligen Gebäuden führen, sind mit Tschultris besetzt, für die Aufnahme der Schaaren von Pilgrimmen; die gleichfalls von Braminen besorgt werden." — So tritt also in Indien gerade der umgekehrte Fall wie in Aegypten ein. Wenn sich in diesem letztern Lande eben da, wo die Wiege seiner Größe war, in Oberägypten, auch die Ueberbleibsel seiner Baukunst vorzugsweise erhalten haben; und dagegen Unterägypten verhältnißmäßig arm daran ist: so gingen sie in Indien da zu Grunde, wo sie wahrscheinlich zuerst sich erhoben;

*) *Valentia* travels I, p. 355.

und wie alt auch einige derselben seyn mögen, welche die Halbinsel uns darbietet, so gehören sie doch vermuthlich nicht zu den ältesten, die Indien besessen hat.

In die Reihe derjenigen Pagoden, welche zu den ältesten, sowohl nach ihrem Bau, als nach dem Zeugniß der Hindus gehören, setze ich zuerst die von Deogur, oder Dulatabad, in der Nähe von Ellore. Es ist — ähnlich denen zu Mavalipuram — eine Gruppe von drei Pagoden in Pyramidenform aus über einander gelegten Quaderstücken ohne Skulpturen *). Auf dem Gipfel einer jeden erhebt sich der Dreizack des Mahadeva; ein Beweis, daß sie diesem Gotte gewidmet waren. Eine Bestimmung über ihr Alter wissen selbst die Hindus nicht weiter anzugeben, als daß sie sie zu den ältesten zählen; aber außer ihrem Bau scheint dieß auch schon ihre Lage zu bestätigen. Denn muß man es nicht höchst wahrscheinlich finden, daß sie eine Beziehung auf die benachbarten Felsendenkmähler hatten, die bereits beschrieben sind? Sollten sie nicht aus eben den Zeiten sich herschreiben, wo, wie oben gezeigt ist, Ellore der Mittelpunkt der Kultur der Inder gewesen zu seyn scheint? Ich werde noch einmal darauf zurückkommen.

Eine völlig ähnliche Bauart hat die berühmte Pagode von Tanjore. Auch sie besteht aus über einander gelegten Quadersteinen; ohne alle äußere Verzierungen, und ohne Kuppel **). Die Pyramide hat 200

*) Sie sind abgebildet bei *Hodges* Pl. XXIII.; und bei *Maurice* History of Hindostan Vol. VI.

**) Man sehe die Abbildung in *Maurice* Hist. of Hindostan.

Fuß Höhe; und nach Valentia's Urtheil ist sie das schönste Werk dieser Bauart in Indien. Ihr Inneres enthält einen Saal, der aber nur durch Lampen erhellt wird; der Versammlungsplatz der Braminen. Alle bestimmte Nachrichten über ihre Erbauung fehlen; und eben darin, in Verbindung mit ihrer Bauart, sucht man den Beweis für ihr hohes Alter. Der Lingam zeigt, daß sie dem Schiva gewidmet war; neben ihr steht die Kolossalstatue seines Stiers Nundi; in einem auf Pfeilern von ächt Indischer Bauart ruhenden Gebäude *). Sie ist aus Einem Stück braunen Porphyrs; und hat bei 16 Fuß Länge 12 Höhe. Kommt sie auch den Aegyptischen Kolossen nicht gleich, so giebt sie doch den Beweis, daß auch die Inder die Kunst verstanden, gewaltige Massen fortzubringen. Der Stier ist nicht weniger als der Gott selbst der Gegenstand der Verehrung; unter dem Getöse der Cymbeln und Flöten wurden neben seiner Behausung, wie neben der Pagode, die Feste begangen, die unwillkührlich an die Bacchischen Orgien erinnern.

I. P. 3. nach der Zeichnung von Hodges. Sie ist wesentlich verschieden von der bei *Langlès* Pl. 9. 10. nach den Daniells. Hier hat die Pyramide äußere Verzierungen, (scheinbare Fenster, fast wie der Obelisk von Axum, *Valentia* III. Pl. 7.) und endigt in einer kleinen Kuppel. Aber Valentia gesteht selbst, I, p. 356, daß die Daniells verschönert haben; ich gehe also nach der erstern Abbildung.

*) Bei *Langlès* Pl. 10. Aber auch hier ist nach Valentia die Zeichnung der Daniells nicht genau.

Merkwürdig, schon durch ihre Lage, sind die Pagoden von Ramiseram, der Insel zwischen dem Continent und Ceylon, von wo Rama seinen gefeierten Zug gegen Ravuna ausführte, den der Ramajan besingt. Es ist eine Gruppe von Pagoden, von denen Valentia eine Beschreibung, jedoch keine Abbildung, gegeben hat *). Die größte ist dem Rama, die zweite seiner Gattin Sita, eine dritte kleinere dem Mahadera gewidmet. Noch immer sind sie eins der ersten Heiligthümer der Nation; welches der Fremdling nicht in seinem Innern betreten darf. Nur mit Wasser aus dem Ganges, das die Pilgrimme und Fakire herbeiführen, dürfen die Götterbilder gewaschen werden. Das Ganze ist mit einer Einfassung umgeben, wovon das Hauptthor 40 Fuß Höhe hat. Ein großer Thorweg führt zu der Hauptpagode, er hat die Gestalt einer abgekürzten Pyramide; "und erinnerte mich, (sagt L. Valentia,) an die alt-Aegyptischen Monumente." Man erkennt darin jene uralte Bauart; indem die Steinblöcke senkrecht, und nachher wagerecht, blos über einander gelegt sind. Die Außenseite der Pagode war roth bemalt, und mit einer erstaunlichen Menge von Bildwerken verziert. Das Innere wird auch hier nur durch Lampen erhellt; "aber das Ganze, (sagt jener Reisende,) hat ein prachtvolles Ansehen, welches Worte umsonst zu beschreiben versuchen würden."

Zu den durch ihr Alterthum merkwürdigen Pagoden scheint allerdings auch die zu Madura zu gehören. Sie hat gleichfalls die Pyramidenform **); und die

*) *Valentia* travels I, p. 340.

**) Man sehe *Langlès* p. 3. Pl. 5. nach Daniells.

Aussenseite ist mit architektonischen Verzierungen, mit Pilastern und scheinbaren Fenstern, geschmückt. — Aber sie giebt zugleich einen Beweis, wie vorsichtig man in diesen Behauptungen seyn muß. Denn die um dieselbe befindlichen Anlagen, der Pallast, und besonders der Tschultri, sind neu; letzterer ward erst 1623 gebaut. Aber er ist höchst merkwürdig als Probe der damaligen Indischen Baukunst; zum Beweise, daß, wenn sie auch vielleicht in Nebensachen etwas von der der Mahomedaner angenommen hatte, sie doch auch hier noch sowohl in dem Charakter des Ganzen, als in den Verzierungen, ächt Indisch erscheint *).

Eine der ältesten und zugleich der heiligsten Pagoden der Inder ist die von Jagarnaut, (Djaga Natha) ein Beiname des Krischna, dem sie geweiht ist. Sie liegt fast am Nordende der Küste von Coromandel, und ist den Europäern unter dem Namen der schwarzen Pagode bekannt; weil ihre dunkle Farbe auf der sandigen Küste sie schon von weitem her den vorbei Schiffenden sichtbar macht **). Auch sie hat die Pyramidenform; und eine Anzahl kleiner Pagoden befinden sich in ihrer Nähe. Die größte hat 120 Fuß Höhe ***). Ueber ihr Alter sind die Meinungen getheilt. Die Bra-

*) Man sehe die Abbildung dieses prächtigen Gebäudes bei *Langlès* Pl. 6.

**) *Valentia* travels T. I, p. 55.

***) *Langlès* Pl. I, 25. 26. giebt die beste mir bekannte Abbildung nebst Grundriß, nach einer ihm mitgetheilten Zeichnung.

minen zählen sie zu ihren ältesten Heiligthümern *); wogegen Langlès ihr nur ein Alter von 700 bis 800 Jahren geben will **). Höchst merkwürdig aber ist sie für die Religionsgeschichte der Inder; wofern es gegründet ist, daß bei ihr der Castenunterschied aufhört; und Höhere und Niedere mit einander essen können, ohne sich zu verunreinigen ***).

Es ist bereits früher bemerkt, daß, wenn die Indische Baukunst sich in den Formen ihrer Tempel gleich blieb, sie dagegen in den Skulpturen, die sie schmücken, so wie in den Umgebungen, und besonders den Einfassungen derselben, sichtbar fortschritt. Indem nehmlich theils mehrere Pagoden neben einander erbaut wurden, (eine Sitte, die offenbar, so wie bei den Tempelgrotten, darin ihren Grund hatte, daß man neben der Wohnung des Gottes auch seiner Gattin oder seinen Begleitern Wohnungen bereitete;) theils auch andere Anlagen, vor allen jene Säle mit flachen Dächern, wie die Aegyptischen aus Steinblöcken bestehend, die von einer Menge Säulen getragen werden, daneben angelegt wurden, so ging man weiter, und fing an, den ganzen heiligen Raum mit Mauern einzuschließen, die, aus Quaderstei-

*) Den Mythus ihrer Erbauung durch den Rajah Xinderdon, im Zeitalter des Krischna, giebt *Polier* II, p. 162.

**) *Langlès* Notice geographique I, p. 120 etc. Seine Gründe scheinen mir hier, so wie fast immer, wo er eigene Behauptungen aufstellen will, sehr schwach zu seyn.

***) *Polier* II, p. 167. Ihm zufolge dauert diese Sitte noch jetzt fort.

nen gebaut, oft einen großen Umfang hatten; und deßhalb wieder großer und prächtiger Eingänge bedurften. Da es nicht meine Absicht seyn kann, alle diese Pagoden einzeln durchzugehen, so berufe ich mich hier nur auf die von Siringam mit einer siebenfachen Einfassung*); auf die dem Schiva und seiner Gattin geweihte von Kandjeweram**); vor allen aber auf die von Chalambron, in der Landschaft Tanjore***); die gleichsam als das Muster der übrigen betrachtet werden kann. Eine doppelte Einfassung umschließt hier die Heiligthümer †). Die äußere, ein regelmäßiges länglichtes Viereck, 220 Toisen lang, und 160 breit, und genau nach den Weltgegenden orientirt, ist aus Backsteinen, aber mit Quadern bekleidet; die innere dagegen ganz aus Quadern gebaut. Jede Seite hat ein prächtiges Thor aus großen Steinen mit Pilastern 32 Fuß hoch; und über jedem Thor eine Pyramide von 150 Fuß Höhe.

*) *Langlès* p. 25. Die äußerste Einfassung umschließt eine □Lieu. Die Mauern sind genau orientirt; und über jedem der vier großen Eingänge erhebt sich eine Pyramide, reich mit Skulpturen geziert.

**) Man sehe die Abbildung dieser Pagode bei *Valentia* Pl. 12. und *Langlès* Pl. 28. Sie ist besonders merkwürdig durch die Reihe von Thiergestalten, welche gleichsam als Wächter dazustehen scheinen.

***) Sie liegt 2 Lieus von der Küste, und 9 südlich von Pondichery.

†) Man sehe die ausführliche Beschreibung bei *Langlès* p. 26 sq. Nebst dem Grundriß Pl. 15.

Sie sind offenbar den Pagoden nachgebildet; aber von leichterer Bauart; und von unten bis oben mit Skulpturen bedeckt von Göttern und Thiergestalten *). In dieser zweiten Einfassung sind die heiligen Gebäude und Anlagen. Einen Theil des Areals derselben nemlich nimmt eine dritte Einfassung ein; um welche inwendig eine Kolonnade läuft. In ihr stehen drei Kapellen, die eine dem Lingam, die andere dem Vischnu geweiht; die dritte ohne Götterbild. Die Mitte des Areals nimmt ein großer, zu den Reinigungen bestimmter, Teich ein. Auch um ihn läuft ein Säulengang; und auf steinernen Stuffen steigen die Pilger und Pilgrimme in das heilige Wasser; sich ihren Betrachtungen zu überlassen. An der rechten Seite ist der Haupttempel, der Parbutti geweiht, deren Statue dem Eingange gegen über steht. Auch dieser Tempel hat wieder seine Einfassung, um welche inwendig ein Säulengang läuft; eine Vorhalle mit 6 Reihen Säulen führt zu dem Tempel; dessen Heiligstes stets durch viele Lampen erleuchtet ist. Vor dem Eingange erblickt man den Stier Nundi. Die Pilaster, welche den Eingang bilden, sind oben durch eine Steinkette verbunden; deren Glieder sehr künstlich aus Einem Block verfertigt sind. Säulen und Pfeiler sind von unten bis oben mit Skulpturen verziert. Gleich neben dem Tempel ist im Süden ein Saal, dessen flache Decke von 100 Säulen getragen wird; so wie ein ähnliches kleineres Gebäude im Norden. Aber die bewundernswürdigste Anlage ist an der andern Seite des gro-

*) Man sehe die Abbildung bei *Langlès* Pl. 16.

ßen Teichs. Ein Heiligthum oder Kapelle, in der Mitte einer ungeheuern Säulenhalle, 360 Fuß lang, und 260 breit. Gegen 1000 Säulen *), jede 30 Fuß hoch, und gerade Alleen bildend, tragen das flache Dach, das so wie in den Aegyptischen Tempeln aus großen, platt aufliegenden, Steinblöcken besteht. Alles ist mit Bildwerk bedeckt; man erblickt ganze Vorstellungen aus dem Mahabarat; wie überhaupt aus der Indischen Theogonie. Diese verschiedenen Hallen mit ihren Kapellen waren dazu bestimmt, bei den feierlichen Processionen das Götterbild aufzunehmen, das auf ungeheuern Wagen zu ihnen geführt ward. Nicht weniger als 3000 Braminen waren bei diesem Heiligthum angestellt; und wie unermeßlich mußte nicht der Zufluß der Pilger seyn, da die Kosten der Unterhaltung blos durch die milden Gaben von diesen bestritten wurden; weil das Heiligthum selber ohne Vermögen an liegenden Gründen ist.

Ich glaubte eine etwas ausführlichere Nachricht von diesem Tempel mittheilen zu müssen, um dem Leser einen Maaßstab von Indischer Architektur zu geben; nach dem die andern ähhlichen Anlagen gemessen werden können; aber auch zugleich als Bestätigung der obigen Bemerkung, wie die großen Indischen Denkmähler nach und nach entstanden sind; und wie behutsam man in den Bestimmungen über ihr Alter seyn muß. Die Braminen

*) Wenn gleich die Zahl 1000 nicht ganz genau seyn mag, so kann doch nicht viel daran fehlen; wie die Vergleichung des Saals mit 100 Säulen, die genau gezählt sind, beweiset. Vor dem Eingange stehen Maste mit Flaggen.

geben über den Ursprung dieses Heiligthums eine genaue Angabe aus dem Sidambara Purana *) (oder Geschichte dieses Tempels), der zu Folge es von den drei Monarchen Djurdjen, Choren und Panda gebaut, und gegen das Jahr 400 des Kali Jug, (oder 617 v. Chr.) **) vollendet sey. Die Namen jener Rajahs gehören in das mythische Zeitalter, das der Mahabarat besingt ***); und die chronologische Angabe, welche sie in die historische Zeit setzt, würde also schon deßhalb Mißtrauen erwecken; wenn wir nicht auch bekennen müßten, über die Zuverlässigkeit, selbst über den weitern Inhalt, des Sidambara Purana in völliger Ungewißheit zu seyn. Immer aber ergiebt sich daraus, daß die Inder selber jene Pagode für eine der ältesten halten. Kaum aber giebt es eine andere, wo die allmählige Entstehung der dazu gehörigen Anlagen mehr in die Augen fallend wäre, (wie selbst ein Augenzeuge es bemerkt) †); und vielleicht ließe aus diesen Anlagen allein sich gleichsam ein Abriß der Indischen Baukunst durch die verschiedensten Zeitalter geben. Denn der eine große Eingang war,

*) Sidambara ist ein Name der Parbutti, der die Pagode geweiht ist.

**) Nach der gewöhnlichen Rechnung. Man s. *Langlès* p. 36. 37.

***) Ueber Durdjen, der in die Zeiten des Krieges der Pandos und Coros gehört, s. *Polier* II, p. 140 sq.

†) *Valentia* travels I, p. 370. Der Haupttempel erscheint nach ihm als die älteste Anlage; welches auch die darin befindlichen Inschriften in unbekannten Alphabeten zu bestätigen scheinen.

nach Valentia's Bericht, erst vor Kurzem von einer frommen Wittwe mit einem Aufwande von nicht weniger als 40000 Pagoden (fast eben so viel Dukaten) wieder hergestellt worden; und an einem, noch unbedeckten, Säulengange ward noch gebaut *). Die Hauptpagode dagegen trägt, nach Valentia's Zeugniß, solche Spuren der ältesten Bauart, daß er sie selbst noch über die von Tanjore und Ramiseram setzt. Jene reichen Skulpturen aber in den großen Säulenhallen, meist nach dem Mahabarat, können unmöglich aus der Kindheit der Kunst seyn; und wer die Abbildung jener leicht gebauten und üppig verzierten Pyramiden über dem großen Eingange, wer jene reichen Pilaster und die kunstvollen Steinketten, die, blos zum Schmuck, sie verbinden, betrachtet, wird schwerlich sich überreden, daß die Kunst mit solchen Werken habe anfangen können.

Es wäre gegen den Zweck dieser Untersuchungen, von einzelnen Pagoden hier weiter zu sprechen **); da das, was ich zeigen wollte, daß selbst nach unsern noch so unvollständigen Nachrichten, ein Fortschreiten der Kunst in ihnen sichtbar ist, bereits klar hervorgeht. Möge der Künstler und Kritiker, (denn beide Eigenschaften muß er

*) *Valentia* a. a. O.

**) Anführen muß ich hier noch die Pagode von Tritchinapali, die, von der Pyramidenform abweichend, eine viereckte Gestalt haben, und Spuren von dem Cultus des Budda enthalten soll. *Langlès* p. 22. Pl 12. 13 Aber sowohl die Nachrichten als die Abbildungen sind zu unbefriedigend, als daß man weitere Schlüsse daraus ziehen könnte.

in sich vereinigen;) nicht lange mehr ausbleiben, der an Ort und Stelle diese Untersuchungen anstellt; und das, was hier nur in einem kurzen Umriß angedeutet werden konnte, zugleich weiter ausführt und berichtigt. Erst auf diesem Wege dürfen wir hoffen, zu sicherern Resultaten über das verhältnißmäßige Alter jener Denkmähler zu gelangen.

Aber eine wichtige Bereicherung hat die Indische Alterthumskunde und Architektur durch die Entdeckungen erhalten, die erst seit der letzten Ausgabe dieses Werks in der Inselwelt des jenseitigen Indiens auf Java, während der Herrschaft der Britten daselbst durch den auch als Alterthumskenner so ausgezeichneten Gouverneur Stamford-Raffles, gemacht sind. Seine fünfjährige Verwaltung hat uns Java genauer kennen gelehrt, als der zweihundertjährige Besitz der Holländer. Er drang auf seinen Reisen in das Innere ein; und entdeckte großentheils hier die Alterthümer, deren Beschreibung er einen eigenen Abschnitt in seinem vortrefflichen Werke gewidmet hat *). Das Innere der Insel, besonders der S. O. Theil, ist reich an Denkmählern Indischer Architektur und Skulptur; die nicht nur beweisen, daß diese hier einst verbreitet, sondern auch auf einen so hohen Grad ausgebildet waren, wie kaum auf dem festen Lande. Alle diese Denkmähler gehören aber in die Klasse der eigentlichen Gebäude; Grottentempel finden sich, so viel man bisher weiß, nicht. Die größten Anlagen sind die zu Branbanan, fast im Mittel-

*) *Raffles* History of Java II, p. 1–65.

punkt der Insel. Fünf Parallelogramme, von denen das größere stets das kleinere einschließt, enthalten nicht weniger als 296 kleine Tempel oder Kapellen. Der Haupttempel hat die Pyramidenform; und vor dem Eingange stehen Statuen von übermenschlicher Größe als Wächter. Das Ganze ist ohne Zweifel dem Braminen-Kultus gewidmet; und erinnert durch seine Einrichtungen an die oben erwähnte Pagode von Siringam mit der siebenfachen Einfassung *). Ob sichere Beweise des Budda-Cultus auf Java sich finden, besonders zu Boro-Bodo, ist noch zweifelhaft **). Die Gebäude sind zum Theil aus gehauenen, zum Theil aber aus Backsteinen; die letzten ohne Zweifel jünger als die ersten; aber das Alter dieser sämmtlichen Anlagen geht nicht in so entfernte Zeiten zurück, als derer auf dem festen Lande. Nach den Angaben von Raffles geht keine derselben über unsere Zeitrechnung hinauf; sondern die meisten und größten derselben scheinen zwischen dem sechsten und neunten Jahrhundert angelegt zu seyn ***). Sie gehören also dem Mittelalter an; und keinem der künftigen

*) S. oben S. 74.

**) *Raffles* II, 10. 29. Der Begleiter von Raffles, ein Bramine, leugnete es, weil die künstliche Haartracht von Wollhaar, die sonst zu den Insignien des Budda gehört, die Tracht von Andächtigen bei einer gewissen Büßung sey. Aber die ganze Anlage und Darstellung zu Boro-Bodo sind denen auf Ceylon so ähnlich, daß ich sie allerdings für einen Budda-Tempel halte.

***) *Raffles* II, 62.

Forscher zu übersehn, um vielleicht einiges Licht über diese sonst für die Indische Geschichte so gänzlich dunkle Periode anzuzünden. Java übrigens ist, so viel wir bisher wissen, die einzige der größern Inseln des jenseitigen Indiens, wo Monumente der Baukunst die einstmalige Herrschaft des Braminen-Kultus bezeichnen. Weder auf Sumatra, noch auf Celebes *), sind bisher dergleichen gefunden. Allerdings müssen wir aber zweifelnd sprechend. Jene Inseln sind noch nicht genau genug untersucht; die undurchdringlichen Wälder schließen oft Monumente ein, welche die unglaublich üppige Vegetation dem Auge selbst in der Nähe verdeckt; und wer mag bestimmen, was das noch gänzlich unerforschte Borneo, die größte aller Inseln auf unserer Erde, in ihrem Innern verbirgt? Wird der so rege Entdeckungsgeist unserer Zeit, der die ödesten Wüsten durchsucht, nicht auch auf diese Werkstatt der Natur, die geheimste und vielleicht die reichste von allen, seine Aufmerksamkeit richten?

Wenn aber bis jetzt jene Heiligthümer Indiens uns oft über ihr Alter in Ungewißheit lassen; so giebt es noch einige andere Denkmähler, die deutlicher sprechen; und die deßhalb von uns nicht mit Stillschweigen übergangen werden dürfen; Pfeiler, oder auch Tafeln mit Inschriften; welche zu erklären dem Brittischen Scharfsinn gelungen ist. Säulen mit Inschriften zu errichten, um das Andenken gewisser Vorfälle der Nachwelt zu überliefern, war Alt-Indische Sitte **); so

*) *Raffles* account of Celebes. II, in Appendix p. CCLXXXI.

**) As Res. III, p. 46. 47.

wie auch die Beschlüsse der Könige, wodurch Ländereien verliehen wurden, auf Tafeln, von Metall oder Stein, zur Sicherheit des Besitzes, eingraben zu lassen. Von den bisher erklärten, die zugleich Zeitbestimmungen enthalten, ist die älteste eine Landverleihung auf einer Kupfertafel, gefunden zu Mongeer in Bengalen, welche nach der Erklärung von Wilkins aus dem Jahre 23 vor Christo seyn soll *). Sie trägt indeß nur die Zeitbestimmung von dem 33sten Sombos, d. i. Jahr; und nur durch eine Induktion kann es wahrscheinlich gemacht werden, daß dieß von der Aera des Vicramaditya, die mit dessen Tode 56 vor Chr. beginnt, zu verstehen ist **). Mehrere der Helden des Mahabarat werden darin erwähnt; so wie ein Eroberer Paal Deb, der sich Indien von den Quellen des Ganges, bis zu Ramas Brücke nach Ceylon, die der Ramajan besingt, unterwarf. —

Wahrscheinlich aus demselben Zeitalter ist die Inschrift an dem Pfeiler zu Buddal in Bengalen, die gleichfalls Wilkins erklärt hat ***); bestimmt die Namen des Gurava Misra, der sie setzte, und seiner Vorfahren den Nachkommrn zu überliefern. Sie hat zwar keine Zeitbestimmung; aber die Schrift hat auffallende Aehnlichkeit mit jener †); ein König Pal-Deb, ver-

*) As. Res. I, p. 123.

**) As. Res. I, p. 142. die Note von Jones.

***) As. Res. I, p. 131.

†) Man vergleiche die Schriftproben, welche in den As. Res. von beiden gegeben sind.

muthlich derselbe der vorigen Inschrift, wird auch in ihr erwähnt. Sie ist so wie jene in Sanskrit; mehrere der Helden aus dem Mythenkreise des Mahabarat und Ramajan nicht nur, sondern auch Valmiki, der Dichter des letztern, kommen darin namentlich vor.

Um nicht vieles jünger, aus dem Jahr Chr. 67, würde eine dritte Inschrift auf einem Obelisk seyn *),

*) Der Obelisk enthält nach Capt. Polier As. Res. I, p. 379. 5 Inschriften in Sanskrit. Die erste, zu Ehren des Visala Deva, hat die Jahrzahl 1230. Die zweite, von der hier die Rede ist, hat As. Res. I, p. 380. das Datum: 123 der Aera von Vicramaditya, (d. i. 67 n. Chr.). Es wird ausdrücklich hinzugesetzt: the date is here *perfectly clear*; at least it is clear, that only the three figures are written: *without even room for a cypher after them.* Wer könnte nach einer solchen Versicherung zweifeln? Und doch lesen wir nun As. Res. VII, p. 175. in dem Aufsatze von Colebrook: the date instead of being 123 of the aera Vicramaditya, or A. D. 67. as appeared from the former copy (des Capt. Polier) was clearly ascertained from the present (des Capt. Hoare) to be 1220 of the above aera, or A. D. 1164. — Eine Autorität steht hier also gegen die andere. Aber Polier hatte sich verschafft — nicht eine Abschrift, sondern genaue Abdrücke (exact impressions I, p. 379.) der Inschrift. Die Leser mögen also beurtheilen, ob nicht Er mehr Glauben verdient? Zweifel könnte erregen das Datum der ersten Inschrift 1230, da diese demselben König zu Ehren gesetzt ist. Aber Polier bemerkt ausdrücklich, daß auch dieses Datum gelesen werden könne 123, weil die Nulle ein doppelter Kreis sey, der auch keine Ziffer, sondern ein Zierrath oder eine Endung seyn könne;

der oben auf einem Denkmahl steht, das dem Firuz Schah (der vom J. Chr. 1351=1388 zu Delhi herrschte;) beigelegt wird; wenn eine genauere Copie nicht gezeigt hätte, oder gezeigt haben soll, daß die Jahrzahl auf demselben anfangs unrichtig gelesen sey; und sie statt des erwähnten Jahrs 67 n. Chr. vielmehr in das Jahr 1164 unserer Zeitrechnung herab gerückt werden müsse. Die Inschrift ist gesetzt zu Ehren des Raja Visala (oder Vigrata) Deva; dessen Eroberungen sich bis zu den nördlichen Schneegebirgen ausgedehnt hatten.

Für eine der ältesten, von ihm erklärten, Inschriften hält Wilkins die in einer durch die Kunst gebildeten Tempelgrotte, mit gewölbter Decke, zu Gija (jetzt Nagurjeni) in Bahar *). Sie ist ohne Zeitbestimmung; aber in einer Schrift, welche von den vorigen wesentlich verschieden, und nach seiner Ueberzeugung unbezweifelt die älteste ist, die ihm bis dahin zu Gesicht kam. Die Sprache jedoch ist rein Sanskrit. Sie enthält eine Anrufung an die Göttin Durga oder Parbutti, Schiva's Gattin, deren Heiligthum ein frommer Fürst Ananta Varma Land geschenkt hatte.

Von einer fünften Inschrift, wichtig durch ihre Zeitbestimmung und durch ihren Inhalt, hat Wilkins blos eine Uebersetzung, ohne Schriftproben und ohne Anmerkungen gegeben **). Sie ward in einer wüsten Gegend

in welchem Falle beide aus dem Jahr 67 n. Chr. seyn würden.

*) As. Res. I, p. 279.

**) As. Res. I, p. 284. Wer die Inschrift gesetzt habe, wird nicht gesagt. — Die beiden folgenden I, p. 357. III, p. 39.

von Bahar, zu Buddha-Gaya auf einem Stein gefunden; wo einst Amara Deva, als Büßender lebend, von Budda besucht ward; der zu Anfang des Kali-Jug hier erschienen war. Amara Deva war einer der neun Weisen oder Gelehrten am Hofe des ruhmvollen Königs Vicramaditya, und sein erster Rathgeber. Er war es, der ihm hier einen Tempel oder Heiligthum erbaute. Dieß bezeugt die Inschrift, gesetzt auf einem Stein im Jahr der Aera des Vicramaditya 1005, (d. i. Jahr Chr. 949).

Eine andere, durch einen Indischen Gelehrten aus dem Sanskrit übersetzte Inschrift, enthält eine Verleihung von Land, die der Raja Aricesari Deva, (dessen Vorfahren und ihre Thaten poetisch aufgezählt werden,) für heilige Wallfahrten machte. Sie ist aus dem Jahr 939 nach dem Tode des Königs Saca; d. i. 1018 n. Chr. Die mitgetheilten Schriftproben sind denen der zuerst erwähnten Inschrift vom Jahr 23 v. Chr. sehr ähnlich; mehrere Buchstaben sind völlig dieselben. Die Sprache ist auch rein Sanskrit.

Eine noch spätere, gleichfalls eine Landverleihung, die der Raja Chrisnarama, der seine Herkunft von Budda ableitet, macht, ist von dem Jahre 1448 eben dieser Aera, Sacabda genannt; oder 1526 unserer Zeitrechnung. Ein Paar andere, ohne Zeitbestimmungen *), übergehe ich mit Stillschweigen.

Auch die in dem neunten Bande bekannt gemachten und erklärten Inschriften, gewöhnlich auf kupfernen Ta-

*) As. Res. II, p. 167. V, p. 132.

feln, neun an der Zahl, sind ähnliche Urkunden über die Verleihung von Ländereien oder Ortschaften: Sie sind in Sanskrit mit der Devanagari Schrift. Die älteste ist vom Jahr Christi 1173. Die Eingangsformeln sind stets große Lobpreisungen der Verleiher; und können, indem zuweilen ihre Genealogie zurückgeführt wird, wie in der im zwölften Bande bekannt gemachten Inschrift ohne Jahrzahl, auf die Folge der in Indien im Mittelalter herrschenden Geschlechter einiges Licht werfen.

Diese bisher erklärten Inschriften, (die Richtigkeit ihrer Erklärungen vorausgesetzt,) gehen also zwar nur wenig über den Anfang unserer Zeitrechnung hinauf; dagegen aber bis ans Ende des Mittelalters herunter. Allerdings also können sie für das höhere Indische Alterthum keine Aufschlüsse geben; aber außer den einzelnen historischen Nachrichten, die hier außer meinem Gesichtskreise liegen, führen sie doch über Schrift, Sprache, und Zeitrechnung zu einigen wichtigen Schlüssen.

Alle die bisher erklärten Inschriften sind aus dem Sanskrit erklärt; ja sie sind großentheils rein Sanskrit. Folgt also gleich keinesweges daraus, daß das Sanskrit in diesen Perioden die allgemeine Volkssprache Indiens war, so folgt doch so viel, daß sie in den Gangesländern, besonders in Bahar, die Schriftsprache, und höchst wahrscheinlich noch lebende, Sprache war.

Ferner: Wir lernen aus diesen Inschriften, daß zweierlei Zeitrechnungen, die von dem Tode des Königs Vicramaditya, und die von dem Tode des Königs Saca gebräuchlich waren; vermuthlich in verschiedenen Theilen oder Staaten Indiens. Der Anfang beider ist nicht

zweifelhaft; die des Vicramaditya beginnt 56 v. Chr.; und beide waren nach diesen Inschriften noch gebräuchlich die erste um die Mitte des zehnten, die andere im sechszehnten Jahrhundert. Die Einwendungen, welche in dem achten Bande der As. Untersuchungen von Bentley gegen das Zeitalter des Vicramaditya gemacht sind *), betreffen nicht seine Aera, sondern nur die Frage: ob die oben erwähnten neun Weisen und Dichter, besonders Amarasinha, Calidas, und Varana Mihira, an dem Hofe des ältern, oder an dem Hofe eines spätern Vicramaditya gelebt haben? worauf ich bei einer andern Gelegenheit bald wieder zurückkommen werde.

Das Alphabet, worin diese Inschriften geschrieben sind, ist entweder die unter dem Namen des Deva Nagari bekannte heilige Schrift, oder doch so nahe damit verwandt, daß sie daraus entziffert werden konnten. Diese, mit Erfolg gekrönten, Versuche gelehrter Britten zeigen also allerdings unwidersprechlich, daß der Gebrauch dieser Schrift schon über den Anfang unserer Zeitrechnung hinaufgeht, und jene Perioden hindurch fortdauerte; aber freilich sind wir darum noch weit davon entfernt, den Schlüssel zu einer allgemeinen Indischen Schriftkunde zu besitzen. Die Inschriften in den Felsengrotten und Felsentempeln von Salsette, Mavalipuram u. a. lassen sich keinesweges aus einer der jetzt bekannten alten und neuen Indischen Schriftarten, so wenig dem Deva Nagari als den übrigen, erläutern. Sie scheinen selbst wieder unter sich verschieden zu seyn; und es ist daher

*) As. Res, VIII, p. 243.

sehr wahrscheinlich, daß selbst schon im hohen Alterthume verschiedene Alphabete in Indien im Gebrauch waren. Wenn gleichwohl nach den obigen Angaben sich noch der Schlüssel zu denen von Ellore fand *); wenn diese nicht in einer unbekannten, sondern in der Sanskrit-Sprache, verfaßt sind; — dürfen wir die Hoffnung aufgeben, daß auch noch die übrigen werden enträthselt werden können? Hätten wir nur erst eine genaue Untersuchung darüber, in welchem Verhältniß die mancherlei Alphabete Indiens in Rücksicht ihres Alters und ihrer Ableitung gegen einander ständen! Schwerlich ist in einem andern Lande Asiens so viel geschrieben worden wie in Indien; denn wo träfe man eine solche Menge und Verschiedenheit der Alphabete? Aber die Behauptungen der Schriftsteller wichen hier noch so von einander ab, daß sie sich nicht selten geradezu entgegengesetzt waren. Man vergleiche die Behauptungen von Jones mit denen des P. Paullino! Nach dem erstern **) ist das Nagari das Alphabet, in welchem die Sprachen Indiens ursprünglich geschrieben waren; und welches noch in ganz Indien von den Grenzen von Cashgar bis Ceylon, und vom Indus bis Ava im Gebrauch sey; ja woraus selbst die Alphabete des westlichen Asiens abgeleitet seyen. "Wer dieß behauptet", sagt dagegen Paullino ***), "muß die andern Indischen Alphabete nie gesehen, oder wenigstens nicht mit dem Nagari verglichen haben."

*) S. oben S. 50.

**) As. Res. I, p. 423.

***) Grammatt. Samscred. p. 6. 7.

Dagegen zählt er vier Alphabete auf, deren man sich in Indien zum Schreiben des Sanskrit bediene: das Nagari, in Patna und den angrenzenden Ländern; das der Braminen zu Benares, in ihren dortigen Schulen; die Telinga-Schrift, in Orissa und dem Innern der Halbinsel bis Golconda; und endlich das Malabarische Sanskrit-Alphabet, welches auf Coromandel sowohl als auf Malabar blos zum Schreiben des Sanskrit gebraucht werde. — Indeß ist dieser Widerspruch mehr scheinbar als wirklich Jones war mit jenen Alphabeten so wenig unbekannt, daß er vielmehr gleich in seiner ersten Abhandlung das der Braminen in Bengalen von dem Nagari ausdrücklich unterscheidet *). Das Nagari-Alphabet, (dessen man sich keineswegs blos zum Schreiben des Sanskrit, sondern wie bei uns der lateinischen Buchstaben zum Schreiben mehrerer Sprachen bedient;) findet man in eben dieser Abhandlung nach seinen einzelnen Buchstaben erläutert; seitdem wir vollends die Sprachlehren und tiefeindringenden Untersuchungen eines Carey, Wilkins, Bopp und Frank erhalten haben, ist über die Elemente dieses Alphabets ein hinreichendes Licht verbreitet. Es hat 16 Zeichen für Vokale, da die langen und kurzen verschieden bezeichnet werden; und 34 für die Konsonanten; wiewohl sich nach Wilkins diese 50 Zeichen bei einfacher Articulation auf 28, nemlich 5 Vokale und 23 Konsonanten zurückbringen lassen **). Noch jetzt ist also das Nagari die zur Bezeichnung des

*) As Res Vol. 1, p. 9.

**) *Wilkins* Grammar p. 2. 3.

Sanskrit gewöhnlichste Schrift. Die sorgfältige Nachzeichnung alter Inschriften hat indeß nicht blos gezeigt, daß das Nagari in frühern Zeiträumen zum Schreiben der Sanskrit-Sprache gebraucht worden sey; sondern auch, daß die Züge desselben in dem Laufe der Zeit großen Veränderungen unterworfen gewesen sind; jedoch nicht einer so gänzlichen Umwandlung, daß nicht Sprachkunde und Studien hinreichten, die in dem alten Nagari verfaßten Inschriften aus dem neueren zu entziffern.

So lange die Geschichte und das Verhältniß der Indischen Alphabete noch nicht weiter an Ort und Stelle aufgeklärt sind, müssen wir uns also hier auf einige allgemeine Bemerkungen beschränken, die uns aus ihrer Vergleichung hervorzugehen scheinen.

Alle bisher in Indien entdeckten Inschriften, selbst die ältesten noch nicht erklärten, sind mit Buchstaben geschrieben; von Hieroglyphen findet sich keine Spur. Auch kann es keine Sylbenschrift wie die Chinesische seyn; die beschränkte Zahl der so oft wiederkehrenden Zeichen scheint dieß mit Gewißheit zu lehren. Das Lesen der Vedas, die heiligste Pflicht der Braminen, setzt Buchstabenschrift voraus. Buchstabenschrift kann in Indien nicht jünger als die Indische Kultur selber seyn; weil diese auf Schriften gegründet war.

Ferner: Die bisher entzifferten Inschriften wurden von der Linken zur Rechten gelesen; welches nach Wilkins die allgemeine Regel bei allen Hindu-

Sprachen ist *); und enthielten Zeichen für die Vokale nicht minder als für die Konsonanten **).

Drittens: Die bisher in Indien bekannt gewordenen Alphabete, auch die der Inschriften in den Tempelgrotten, können nicht, wie die Keilschrift im westlichen Asien, zunächst die Bestimmung gehabt haben, in Steine gehauen, und zu Inschriften gebraucht zu werden. Sie haben sämmtlich runde Züge, und sind schon deßhalb wenig dazu geschickt; die vielen kleinen Schnörkel, die ihnen eigen sind, machen sie dazu noch weniger brauchbar. Sind daher die Denkmähler Indiens auch nicht gänzlich ohne Inschriften, so sind sie doch selten, und immer nur kurz. Der ganze Charakter jener Alphabete scheint vielmehr dafür zu sprechen, daß sie zum eigentlichen Schreiben erfunden waren, und gebraucht wurden. Die Schreibmaterialien bietet Indien in Menge dar; und wenn wir gleich den Zeitpunkt nicht bestimmen können, wo das Blatt der Palme, das älteste unter ihnen, anfing, dazu gebraucht zu werden, so kann man doch nicht zweifeln, daß dieß in einem sehr hohen Alterthum geschehen seyn muß ***). Denn ist nicht die Religion,

*) *Wilkins* Grammar p. 2.

**) Ausdrücklich behauptete beides schon Jones Works p. 116. Hierin unterscheiden sich also die Indischen Alphabete wesentlich von den Semitischen; kommen aber mit den Alphabeten der Keilschrift darin überein.

***) Man sehe darüber die Untersuchung von Paullino Samscredamicae linguae institutio p. 327 sq., wo auch bewiesen ist, daß der Gebrauch des Baumwollenpapiers bei den Indern schon über die Zeiten der Geburt Christi hinaufgehe.

und mit ihr die Kultur dieses Volks, auf heilige Bücher gegründet, deren Inhalt und Umfang es schon zeigen würde, daß sie nicht anders als mit Buchstaben geschrieben werden konnten; wenn auch die Sage der Nation selbst das Deva Nagari, — wie selbst der Name es schon kund thut, — nicht als eine Erfindung der Götter anerkennete?

Die Untersuchung über die Schrift führt uns von selbst zu der über die Sprachen des alten Indiens; in so fern diese in den Werken ihrer Litteratur leben; vor allen also das Sanskrit.

Sollte auch ursprünglich in Indien nur Ein Volk gewohnt, nur Eine Sprache geherrscht haben, so wäre es bei dem gewaltigen Umfange, und der so verschiedenen Beschaffenheit des Landes dennoch wohl unvermeidlich gewesen, daß diese Eine Sprache in viele Dialecte zerfiel; vielleicht so von einander verschieden, daß ihre Aehnlichkeit nur entfernt blieb. Aber man erinnere sich der vielen eingewanderten, zum Theil erobernden Völker, die ihre Sprachen mitbrachten und behielten, und man wird sich über die Verschiedenheit der Sprachen in diesem Lande nicht mehr wundern. Indeß unterscheiden sich die einheimischen Indischen Sprachen von denen der erobernden Völker doch fortdauernd so scharf, daß man sie nicht mit einander verwechseln kann. Aber auch bei jenen zeigt sich nicht nur eine Verschiedenheit der noch lebenden Sprachen; sondern auch derer, die einst gelebt haben. Zu jenen erstern gehören gegenwärtig vorzüglich das Bengalische in den Gangesländern; das Marattische; das Telinga in dem Innern der Halbinsel; das

Tamulische auf Malabar; und das Hindostanische auf Coromandel; zu den letztern vor allen das Sanskrit, und das Prakrit *).

Keine andere der alten Sprachen Asiens hat in unsern Tagen mehr die Aufmerksamkeit auf sich gezogen, als das Sanskrit. Es frägt sich also vor Allem, was wissen wir davon? Und in wie fern können wir sie beurtheilen? Erst in dem letzten Decennium hat das Studium dieser Sprache auf dem Continent Wurzel gefaßt. Die Schriften des Pater Paullino von St. Bartolomeo, vormaligen Missionars in Indien, gaben hier, wie ungünstig man auch sonst über sie urtheilen mag, den ersten Anstoß **). Die kriegerischen Verhältnisse und die Continentalsperre hielten die wichtigen theils in England, wo bereits ein eigenes Institut, zu Hartford College, für die Erlernung der Indischen Sprache gestiftet war,

*) Man sehe hierüber besonders die Abhandlung von *Colebrooke* on the Sanskrit and Pracrit languages. As. Res, VII, p. 199. Ich schreibe, mit diesem größten Kenner der Sprache, immer Sanskrit, wovon er auch p. 200. die Ableitung giebt; der zu Folge es verfeinerte (polished) Sprache, hingegen Prakrit gemeine (vulgar) Sprache bedeutet.

**) Grammatica Sanscredanica, Romae 1790. Auch auf die Aehnlichkeit des Sanskrit mit den Persischen und Germanischen Sprachen machte er aufmerksam in der Schrift: de antiquitate et affinitate linguae Sanscredanicae, Zendicae, et Germanicae, Romae 1798. Dann erschien ein Vyacarana. seu locupletissima Sanscredanicae linguae institutio, Romae 1804. Grammatik und Wörterbuch.

theils in Bengalen erschienenen Hülfsmittel, Sprachlehren und Grammatiken *), zurück, bis die wieder hergestellte Ruhe sie uns mit so vielen andern zuführte. Dennoch war schon unterdessen der Deutsche Geist erwacht, und zwei junge Männer, die Herren Bopp **) und Frank ***), unterstützt von der Freigebigkeit der Baierischen Regierung, gingen nach England an die Quelle, und kamen mit reicher Ausbeute zurück. In ihre Fußstapfen traten die Schlegel und Andere; und wir dürfen nicht mehr zweifeln, daß die schon aufgekeimte Saat auch reifen, und reiche Früchte tragen wird.

Diese Hülfsmittel, in Verbindung mit dem, was wir durch Uebersetzungen von dieser Sprache wissen, wenn

*) A Grammar of the Sangskrit language; composed from the works of the most esteemed Grammarians; to which are added examples for the exercise of the Student, and a complete list of the Datoos or roots by *Will. Carey*, D. D. teacher of the Sangskreet, Bengalee und Mahratta Languages, in the college of Fort William. (Price eight Guineas.) 1808. Der hohe Preis läßt ein Werk von Umfang erwarten. Ich habe es nicht gesehn. A Grammar of the Sanscrits Language by *Charles Wilkins*, London 1808. Das, auch von mir gebrachte, Hauptwerk.

**) Franz Bopp über das Conjugationssystem der Sanskrit-Sprache, in Vergleichung mit jenem der Griechischen, Lateinischen, Persischen und Germanischen Sprache, nebst Episoden des Ramajan und Mahabarat. 1816.

***) Chrestomathia Sanscrita, quam ex codd. Mascptis adhuc ineditis Londini exscripsit, et in usum tironum versione expositione etc. illustrata edidit Othmarus *Frank*. Monachii 1820.

auch immer noch beschränkt, reichen doch hin, ein Urtheil über sie im Ganzen zu fällen; und wenn auch die Lobpreisungen, die zuweilen von ihr gemacht sind, übertrieben seyn sollten; so kann man doch nicht anstehen, sie für eine der wohlklingendsten, der reichsten und der gebildetsten, Sprachen der Welt zu erklären. Sie hat fast blos reine Vokale; nur zwei Diphthongen erscheinen in ihrem Alphabet; und ihre 38 theils einfachen theils doppelten Konsonanten sind meist Lippen- und Zungenlaute. Schwerlich giebt es noch eine andere Sprache, in der ein so richtiges Verhältniß zwischen Selbstlautern und Mitlautern wäre; sie übertrifft darin vielleicht noch selbst die Spanische. Mehr über ihren Wohllaut zu sagen, würde gewagt seyn, so lange man diesen nur nach dem todten Buchstaben beurtheilen kann. Sie ist aber zugleich eine der reichsten und gebildetsten Sprachen. Die ganze Fülle der poetischen Bildung ward ihr zu Theil; da Epiker, Lyriker und Dramatiker Jahrhunderte in ihr sangen; sie kennt den Reim, ohne doch immer seine Fesseln zu tragen, und selbst die Alliteration; und scheint alle, selbst die zartesten, Formen der Metrik sich zugeeignet zu haben, für die das Indische Ohr Empfänglichkeit besitzt *). Ging ihr wahrscheinlich rednerische

*) Wir besitzen jetzt über die Indische Metrik die gelehrte Abhandlung von *Colebrook:* On Sanscrit and Pracrit Poetry in As. Res. X, 389 etc. die sich ausschließend mit diesem Gegenstande beschäftigt. Die Sanskrit-Litteratur besitzt ausführliche Werke über die Prosodie, wie das des P i n g a l a und andere. Das gewöhnlichste Metrum sind Stan-

Bildung ab, (wofür die Verfassungen Indiens keinen Platz ließen;) so hat sie dagegen eine poetische Prosa, deren Ausbildung man sehr zu verfeinern strebte *), und daneben hat sie zugleich einen hohen Grad der wissenschaftlichen Ausbildung erstiegen; und ihr philosophischer Reichthum, indem sie selbst für die abstraktesten Begriffe einen Uberfluß an Ausdrücken hat, ist so groß wie ihr poetischer. Sehr früh scheint sie bereits ihre festen grammatischen Formen erhalten zu haben. Seine ältesten Grammatiker rückt der Inder schon in die fabelhaften Zeiten hinauf **); aber auch fortdauernd im Laufe der Jahrhunderte scheint die Grammatik die Indischen Sprachgelehrten beschäftigt zu haben. Die Biegung ihrer Nennwörter ist verschieden, je nachdem sie auf Selbstlauter oder Mitlauter sich endigen; sie hat acht Declinationen; sie bezeichnet vollständig alle Casus durch Veränderung der Endigungen, und hat selbst einen dreifachen Ablativ; so wie auch die einfache, zweifache und mehrere Zahl. Auch das Geschlecht bestimmt sich nach den Endungen; das männliche, das weibliche, und das Neutrum; aber es giebt kein Wort, das, wie in den

zen (Slokas) von vier Versen; jeden zu acht Sylben. *Colebrook* p. 438.

*) Man sehe darüber *Colebrook* p. 449. Hauptsächlich in dieser kommen die zusammengesetzten Worte vor; die man als eine Schönheit betrachtet.

**) Nemlich Panini, dessen Sprachlehre gleichsam der Text ist, über den die spätern Grammatiker kommentirt haben. Eine treffliche Uebersicht der Geschichte der Indischen Grammatiker giebt Colebrook As. Res. VII, p. 202 sq.

Occidentalischen Sprachen, zweierlei Geschlechts wäre. Die Biegung der Zeitwörter geschieht gleichfalls blos durch die Veränderung der Endigungen. Die Formen derselben zerfallen in zehn Klassen oder Konjugationen; außer dem Aktivum, Passivum, Deponens giebt es auch unregelmäßige, so wie befehlende und wollende Zeitwörter. Die Zeiten werden gleichfalls nach mehreren Abstufungen unterschieden; sie hat drei Präterita und zwei Futura, nebst vielen Participien; und die einfache, zweifache und mehrere Zahl, wird wie bei den Nennworten ausgedrückt *). Wenn in diesem Allen der denkende Beobachter eine unverkennbare Aehnlichkeit mit dem Occidentalischen Sprachenbau bemerkt, so trifft er in der Zusammensetzung der Worte bei ihr eine Freiheit, wodurch sie jene noch übertrifft. Es ist ihr vergönnt, durch die Elision einzelner Buchstaben mehrere Worte zu einem Ganzen zu verbinden; woraus besonders bei den Dichtern jene langgedehnten Worte entstehen, welche dem Ungeübten das Lesen erschweren; aber den geübten Augen des Inders keine Hindernisse in den Weg legen **).

Das Sanskrit, sagen die Inder, ist die Sprache der Götter ***); in ihr sind ihre heiligen Bücher, überhaupt

*) Dieß Alles nach der Grammatik von Wilkins, in Vergleichung mit Bopp.

**) Diese gewaltigen Zusammensetzungen, bis zu einem Worte von 152 Sylben, (As. Res. I, p. 360.) scheinen doch mehr Künsteleien im Schreiben gewesen zu seyn, als daß sie auf das Sprechen Einfluß gehabt hätten.

***) As. Res. VII, p. 199.

die Werke ihrer klassischen Litteratur, größtentheils geschrieben. Sie heißt daher, nicht mit Unrecht, die heilige Sprache. Sie ist jetzt eine todte Sprache, nur den Pandits oder Gelehrten verständlich, die sie erlernt haben. Man hat darum zweifeln wollen, ob sie je eine eigentliche lebende oder Volkssprache, oder nur eine Erfindung der Braminen, zum Besten ihrer Religion, gewesen sey *).

Ein unverständiger Zweifel, den das, was wir jetzt von dieser Sprache wissen, überflüssig widerlegt! Es ist überhaupt schwer zu sagen, was man unter einer solchen Spracherfindung sich denken solle? Wäre aber auch eine solche Erfindung gedenkbar, so wäre doch nie eine solche Ausbildung anders gedenkbar, als in dem Munde des Volks. Wie hätte eine Litteratur, in Prosa und Poesie eine der reichsten, aufblühen mögen in einer Sprache, die von Niemand gesprochen wäre? Wie hätten die Werke in ihr sich nicht blos erhalten, sondern ein klassisches Ansehn bei der Nation erlangen mögen? Eine einst lebende Sprache kann als todte Sprache in ihrer Litteratur sich erhalten, wie das Lateinische und Griechische; aber ihre Litteratur konnte nur entstehen, als sie lebende Sprache war.

Asien zeigt uns mehrere Beispiele ausgestorbener Sprachen; (ich brauche nur an die alt-Persischen Dialekte zu erinnern,) die noch in ihrer Litteratur sich erhalten; wenn gleich die Litteratur keiner einzigen an Reichthum mit der des Sanskrit auch nur entfernt scheint ver-

*) As. Res. VII, p. 201.

glichen werden zu können. Wo die Religion des Volks auf heilige Bücher gegründet ist, wird auch die Sprache, in der diese geschrieben sind, sollte sie auch im gemeinen Leben ausarten oder zu Grunde gehen, nicht ganz in Vergessenheit gerathen können; zumal wenn einer Priesterkaste mit dem äußern Kultus zugleich auch die Lesung jener Schriften anvertraut ist. Aber man erinnere sich vor allen Dingen, daß im Orient überhaupt die Litteratur in einer viel engern, bei mehrern Völkern unauflöslichen, Verbindung mit der Religion steht. Auch bei den Hindus ist dieses in einem hohen Grade der Fall; und die Sanskrit-Litteratur fand, als die Sprache in dem gemeinen Leben unterging, in der Religion eine nicht wankende Stütze.

Die Frage: ob das Sanskrit eine ursprüngliche Indische Sprache sey? ist verschieden beantwortet worden. Jones, der die Hauptvölker und die Hauptsprachen Asiens sich von Persien aus verbreiten läßt; ließ auch Indien durch Eroberer von dorther besetzen, die ihre Sprache mitbrachten *); und leitet daraus die große Aehnlichkeit her, die zwischen dem Sanskrit und dem Zend, dem ältesten der Persischen Dialekte, statt finden soll. Paullino, der ihm sonst so gern in Allem wi-

*) Works of *Jones* Vol. I, p. 26 sq. und über das Zend besonders p. 82. 83. in der Vorlesung über die Perser. "Ich war, sagt Jones, nicht wenig erstaunt zu finden, daß 6 bis 7 Worte unter 10 in Anquetil's Zend-Wörterbuche reines Sanskrit waren."

derspricht, stimmt ihm doch darin bei *). Größer würde allerdings die Autorität eines neuen Forschers, des D. Leyden seyn, auf den ich bald zurückkommen werde; wofern es bekannt wäre, daß seine Sprachkunde auch das Zend umfaßt hätte. So lange wir aber das Zend noch nicht weiter, als aus einem ärmlichen Wörterverzeichniß kennen, über welches auch die Kunde jener Männer nicht hinausgehen konnte, wird es erlaubt seyn, noch erst weitere Aufklärungen hierüber zu erwarten. Historisch läßt sich die Frage: ob das Sanskrit durch ein eroberndes Volk nach Indien gebracht sey, nicht mehr beantworten, da diese Begebenheiten über die Zeiten unserer Geschichte hinaufgehen; in meinen Augen hat sie überhaupt aber auch keine große praktische Wichtigkeit. Denn selbst diejenigen, die dieß annehmen, mögen doch nicht in Abrede seyn, daß das Sanskrit erst in Indien, mit der Nation selbst, seine Bildung erhalten hat. Eine Sprache ist aber da zu Hause, wo sie gebildet, nicht wo sie erfunden ward. Auch unsere Muttersprache stammt, wie man es jetzt wahrscheinlich findet, aus Persien her; aber Niemand wird es bezweifeln wollen, daß sie in Deutschland erst zur Deutschen Sprache geworden ist. Die Verwandschaft zwischen dem Zend und dem Sanskrit kann vielleicht bei der Nachbarschaft der Völker größer seyn, als die Verwandtschaft zwischen dem Deutschen und dem Persischen. Aber zur gebildeten Sprache ist, nach Allem was wir wissen, das Sanskrit so gut erst in

*) In der Abhandlung: De affinitate linguae Sanscredamicae et Persicae.

Indien geworden, als das Deutsche in Deutschland. Denn alle die klassischen Schriftsteller und Dichter in dem Sanskrit, deren Werk jene Bildung war, gehören eben so gut Indien an, als die in dem Deutschen unserm Vaterlande.

Wenn aber es nicht bezweifelt werden mag, daß das Sanskrit einst in Indien lebende Sprache war, so frägt es sich, ob dieß nur in gewissen Theilen von Indien, und in welchen, der Fall war? Oder ob sich die Sprache über ganz Indien verbreitet hatte? So wie ferner: wie denn diese Sprache zur Schriftsprache ward, und welches die Zeiten ihrer vollen Ausbildung waren? Wann und wie sie aufhörte lebende Sprache zu seyn? — Aufgaben, deren völlige Auflösung nur dann möglich seyn würde, wenn wir eine kritische Geschichte der Nation besäßen. Bei dem Mangel von dieser werden wir uns mit Wahrscheinlichkeiten begnügen müssen!

Wenn gesagt wird, das Sanskrit sey einst lebende Sprache gewesen, so wird damit nicht behauptet, daß es in eben der Reinheit, in der wir es in den klassischen Werken der Indischen Litteratur finden, je in einem Theile Indiens, viel weniger in ganz Indien sey gesprochen worden; sondern nur, daß die Schriftsprache aus der veredelten Landessprache gebildet sey. Daß aber das Sanskrit in diesem Sinne des Worts in einem großen Theile Indiens Landessprache gewesen sey, läßt aus der Vergleichung mit den noch lebenden Indischen Sprachen, und dem Verhältniß, in welchem es zu ihnen steht, mit größter Wahrscheinlichkeit sich zeigen. Nach den Aufklärungen, welche gelehrte Britten, die hier nicht irren

konnten, gegeben haben, kommt die in Caschmir geredete Sprache dem Sanskrit so nahe, daß die Abstammung desselben daraus nicht zu verkennen ist. Das Bengalische enthält nach Colebrook *) nur wenige Worte, die nicht offenbar aus dem Sanskrit herkämen. Die jetzige Sprache des Panjab scheint eben diesem Schriftsteller nur eine Ausartung des Prakrit zu seyn; eines dem Sanskrit nahe verwandten Dialekts, der nächst ihm auch am meisten durch Dichter ausgebildet wurde. Dürfen wir nach diesem es nicht als höchst wahrscheinlich annehmen, daß in diesem nördlichen Theile Indiens, besonders den Ganges-Ländern, vor allen Bahar, wo der Schauplatz so mancher der ältesten Indischen Dichtungen ist, das Sanskrit einst die Volkssprache war? Daß sie ohnehin in den öffentlichen Denkmählern hier gebraucht ward, ist schon oben aus den Inschriften gezeigt. Daß ferner das Hindostanische, welches in einem Theil des Innern der Halbinsel geredet wird, eine Tochter des Sanskrit sey, glaubt eben jener Sprachkenner mit Zuverlässigkeit behaupten zu können **). Ungewisser dagegen ist es, ob das Marattische, so wie die Dialekte an den Küsten der Halbinsel, das Telinga an den Ufern des Krischna und Godavery bis zu der Ostküste, und das Tamulische auf Malabar gleiches Ursprungs seyen? Denn wenn wir gleich hören, daß viele Worte in denselben aus dem Sanskrit herstammen ***), so beweiset dieses doch

*) As. Res. VII, p. 224. Auch für das Folgende.

**) *Colebrook* As. Res. VII, p. 221.

***) *Colebrook* l. c. p. 228.

nicht die Abstammung der Sprachen. Aber die Untersuchungen eines nur zu früh für die Indische Sprachenkunde verstorbenen Gelehrten, haben es erwiesen, daß die Herrschaft des Sanskrit sich noch viel weiter, auch über das östliche Indien einst ausgebreitet haben muß. Diese Länder, über welche die Religion des Budda, wenn auch wahrscheinlich mit manchen Abweichungen, sich verbreitet hat, haben auch eine Heilige Sprache, in welcher ihre Religionsschriften verfaßt sind, das Bali oder Pali. Nach den Forschungen des D. Leyden *), der sich lange in jener Weltgegend aufhielt, und dem wir die genauesten Nachrichten über die Beschaffenheit, Verwandtschaft und Abstammung der dortigen Sprachen verdanken, ist es keinem Zweifel unterworfen, daß das Bali eine Tochter des Sanskrit ist, sowohl den Worten als der Grammatik nach. Er hält sie nebst dem Zend für ihre älteste Tochter, die als heilige Sprache von Malakka bis China herrscht. Sie muß sich also mit der Verbreitung des Budda-Kultus verbreitet haben; ob schon als selbstständige Sprache, oder als unvermeidliche Ausartung des Sanskrit unter entfernten und anders redenden Völkern, wagen wir noch nicht zu entscheiden.

*) On the languages and the litterature of the Indo-Chinese nations, by J. *Leyden* M. D. in As. Researches Vol. X. p. 158-288. Der Verf. geht hier 13 Sprachen des jenseitigen Indiens durch, deren Natur und Verwandtschaft er zeigt; und spricht dann zuletzt von dem Bali, der heiligen Sprache jener Länder.

Sind aber jene erstern Dialekte Töchter des Sanskrit, sind zugleich die ältesten Werke der Indischen Litteratur in dieser Sprache geschrieben, so ist eben dadurch auch schon das hohe Alter der Sprache in dem Sinne dargethan, daß wir keine ältere Sprache in Indien kennen. Unbeantwortet aber bleiben dabei noch die Fragen: wann diese Sprache ihre volle Ausbildung erhielt? und wann und wodurch sie aufhörte lebende Sprache zu seyn? Die erste derselben kann eigentlich nur in dem, was über die Litteratur der Nation sogleich gesagt werden wird, ihre Beantwortung finden; über die andere können wir nur wahrscheinliche Vermuthungen geben.

Die Untersuchungen von Jones und seinen Freunden hatten sie zu dem Resultat geführt, daß das Jahrhundert zunächst vor dem Anfange unserer Zeitrechnung, wenn nicht als die erste, doch wenigstens als eine der glänzendsten Perioden der Indischen Litteratur betrachtet werden müsse *). Denn damals war es, nach dem Bericht der Inder, als an dem Hofe des Raja Vicramaditya **), dessen Aera mit seinem Tode 56 vor Chr. anfängt, neun der vornehmsten Indischen Dichter, vor allen Calidas, der Dichter der Sakontalâ, und Amara Sinha, der Verfasser des Wörterbuchs Amara Coscha, lebten. Gegen diese Meinung hat sich der schon oben erwähnte Brittische Kritiker Bentley erhoben; und darzuthun gesucht, daß jener Vicramaditya und die neun Perlen

*) Works of *Jones* I, p. 310. 311.

**) Bei *Dow* History of Hindostan, und auch bei *Polier* wird der Name Bickermagit geschrieben.

an seinem Hofe in ein viel späteres Zeitalter, nemlich in das zwölfte Jahrhundert unserer Zeitrechnung, gehören; indem er ein Nachfolger des Rajah Bojah gewesen sey; der im Jahr 1182 nach einer hundertjährigen Regierung gestorben sey *). Diese Angabe jedoch eines so viel spätern Vicramaditya, an dessen Hofe jene neun Dichter geblüht haben sollen, beruht einzig und allein auf der Aussage eines Indischen Gelehrten, die Hr. Bentley begierig annahm, weil sie seine Zweifel in Betreff des Zeitalters des Varana auflöste, welches er nach astronomischen Gründen nicht so früh wie gewöhnlich in das Zeitalter des ältern Vicamaditya setzen wollte. Aber kann jene Angabe des Braminen, der gar keine Quelle nannte, und der noch dazu dem größten Verdacht ausgesetzt ist, daß er Herrn Bentley zu Gefallen sprechen wollte, in den Augen uneingenommener Leser einige Autorität haben, zumal wenn die Geschichte widerspricht? Das Zeitalter, in welches dieser spätere Vicramaditya gesetzt wird, ist dasjenige, in welchem die Herrschaft der Gasnaviden über das nördliche Indien durch den Eroberer Mahomed aus dem Hause der Gauriden gestürzt ward **). Ist dieß das Zeitalter, wo ein Kreis von Dichtern an dem Hofe eines Indischen Fürsten die Musenkünste treiben, und als klassische Dichter bei der ganzen Nation sich geltend machen konnte? eines Fürsten, dessen Name nicht einmal weiter damals erwähnt wird? Selbst auch die Erzählung der hundertjährigen Regierung des Vorgän-

*) As. Res. VIII, p. 243.

**) Seit dem Jahre 1183.

gers Rajah Bojah scheint nur aus einem Gedächtnißfehler herzurühren. Zwar nicht der Vorgänger, aber der Nachfolger, (nach einiger dazwischen eingetretener Anarchie;) des ältern Vicramaditya heißt in der Indischen Geschichte gleichfalls Rajah Bojah, der zwar nicht hundert, aber doch funfzig Jahre regiert haben soll *); und das Zusammentreffen dieser Namen muß doch mindestens nicht viel weniger außerordentlich, als jene hundertjährige Regierung erscheinen.

Wie man nun aber auch über das Zeitalter dieser Dichter denken mag, so ist es doch keinesweges das erste, in welchem das Sanskrit zur Dichtersprache, und zwar von Dichtern, die als klassisch von jeher anerkannt wurden, gebildet ward. Die großen Epischen Dichter waren ihnen schon lange vorangegangen; und das, was ich bald unten über den großen Einfluß sagen werde, den ihre Werke auf die Kultur der Nation gehabt haben, wird es, hoffe ich, darthun, daß auch das klassische Zeitalter des Sanskrit in ein viel höheres Alterthum bereits hinaufgerückt werden muß. Der größte Beweis dafür liegt wohl schon überhaupt in der hohen Ausbildung und dem Reichthum dieser Sprache und ihrer Litteratur selber; denn nur in dem Verlauf vieler Menschenalter konnte diese Ausbildung und dieser Reichthum entstehen. Und da die Vedas in dieser Sprache geschrieben sind, ohne welche keine Braminenkaste bestehen mag, so folgt von selbst, daß sie nicht jünger als diese Kaste seyn kann.

*) *Dow* History of Hindostan I, p. 26. 27.

Ist nun aber das Sanskrit, wenn es einst lebende Sprache war, in dem Munde des Volks von selber ausgeartet? oder ist es etwa durch ähnliche Ursachen, wie das Latein in Europa, das sich gleichfalls in seinen Töchtern überlebt, zu einer todten Sprache geworden? Bei der großen, fast gänzlichen, Lücke, welche sich, beinahe das ganze erste Jahrtausend unserer Zeitrechnung hindurch, in den Indischen Geschichten findet, — wie sollte es möglich seyn, diese Fragen historisch auf eine genügende Weise zu beantworten? Vielleicht daß eine genauere Bekanntschaft mit der Sanskrit-Litteratur ein helleres Licht hierüber verbreiten wird. Bisher lassen sich nur wenige Data anführen, die kaum einige Strahlen in dieses Dunkel fallen lassen.

Das wahre Vaterland dieser Sprache in dem obigen Sinn, das nördliche Indien, ist gerade der Theil dieses Landes, welcher durch fremde Eroberer zuerst, und am meisten leiden mußte, die von Alexander bis auf Nadir Schah in dasselbe eindrangen. Begreiflich wäre es, wenn auch dieses auf die Sprache zurückgewirkt hätte. Indeß so lange sie sich nicht bleibend in demselben niederließen, (und wir wissen nicht, daß dieses vor den Mahomedanischen Eroberungen geschehen sey,) scheint doch dieser Einfluß nicht so groß gewesen zu seyn. Leider! haben uns die Griechen gar keine Nachricht über den Zustand der Indischen Sprachen zu und nach Alexanders Zeiten erhalten. Daß indeß das Sanskrit Schriftsprache gewesen und geblieben sey, beweisen die oben angeführten Inschriften unwidersprechlich. Die erste mir bekannte Nachricht über die Volkssprache erhalten wir erst bei dem Ein-

brechen der Mahomedanischen Eroberer seit dem Jahre 1000 unserer Zeitrechnung. Damals, werden wir berichtet, ward in Bengalen das Bhascha geredet *); welches aber nichts anders als ein Volksdialekt des Sanskrit war. "Dieser Ausdruck", sagt Colebrook **), "den alle Indische Philologen von Panini an bis auf die jetzigen Lehrer der Grammatik gebrauchen, bezeichnet den Volksdialekt des Sanskrit, im Gegensatz gegen den veralteten Dialekt der Vedas; im gemeinen Leben wird er jedoch auch von jedem neuern Volksdialekt Indiens gebraucht, besonders solchen, die aus dem Sanskrit verdorben sind." Aus diesen Nachrichten geht also hervor, daß die Ausartung des Sanskrit als Volkssprache schon über die Zeiten der Mahomedanischen Eroberung hinausgeht; aber wenn schon der älteste Grammatiker der Inder Panini, das Bhascha oder den Volksdialekt von der Schriftsprache unterscheidet, führt dieses nicht zu dem Schluß, daß von jeher eine solche Verschiedenheit muß statt gefunden haben; und daß nicht sowohl die Volkssprache als ein verdorbenes Sanskrit, als vielleicht mehr die Schriftsprache des Sanskrit als eine veredelte Volkssprache betrachtet werden muß? Seit der Mahomedanischen Eroberung mag diese Volkssprache allerdings mehr verschlimmert worden seyn; aber nach dem, was oben von dem jetzigen Bengalesischen, und seiner nahen Verwandtschaft mit dem Sanskrit gesagt worden ist, halte ich es doch für höchst wahrscheinlich, daß es noch dasselbige Bha-

*) Works of *Jones* I, p. 25.

**) As. Res. VII, p. 225.

scha sey, daß zu den Zeiten der Mahomedanischen Eroberung hier geredet ward; nur wahrscheinlich mit mehreren Verunreinigungen aus den Sprachen der Barbaren. Sehr merkwürdig ist übrigens eine Nachricht, welche Colebrook giebt *), daß der alte Dialekt Praja Bhascha, der in der Gegend von Mathura gesprochen ward, wo Krischna erschien, noch jetzt hier und in einem großen Theile des Duab an den Ufern des Jumna und Ganges in großer Reinheit gesprochen werde; und die Liebesabentheuer des Gottes mit den Gopis hier noch in Volksliedern besungen werden, welche in diesem Dialekt gedichtet sind. Je weiter man also nach Norden hinaufgeht, um desto mehr scheint sich das Sanskrit in der Landessprache erhalten zu haben.

Die bisherigen Bemerkungen sollten nur den Weg bahnen zu der Untersuchung über die zweite Hauptquelle der Indischen Alterthumskunde, die Indische Litteratur. Auch hier also entstehen die Fragen: Wie weit kennen wir sie? Wie weit sind wir über sie zu urtheilen berechtigt? Und welches Urtheil im Ganzen dürfen wir nach diesem über sie fällen?

Allein schon der Ausdruck Indische Litteratur enthält etwas sehr unbestimmtes. Bei der großen Aufmerksamkeit, welche das Sanskrit in Europa erregt hat, denken wir dabei zunächst an die Sanskrit-Litteratur. Allein diese Sprache blieb keinesweges die einzige, welche in Indien als Schriftsprache gebraucht und ausgebildet ward. Auch andere Dialekte, auch solche, die nicht mehr

*) As. Res. VII, p. 231.

zu den lebenden gehören, wie das Prakrit, — welches jedoch nur als eine andere, weniger verfeinerte, aber weichere Mundart des Sanskrit betrachtet werden kann *), — genießen eines ähnlichen Vorzugs; und selbst die noch jetzt lebenden Mundarten sind nicht arm an Werken der Prosa und besonders der Poesie; welche gewissermaßen als klassisch von der Nation betrachtet werden. Dennoch aber behauptet die Sanskrit-Litteratur einen solchen Vorrang vor den übrigen, daß ihr vorzugsweise dieser Beiname gebührt. Es ist die heilige Sprache. Ihre ältesten Religionsbücher, die Vedas, wie Alles was an diesen hängt, sind in dieser Sprache geschrieben; nicht weniger die berühmtesten und ältesten ihrer Epischen Gedichte. So wird also, bei der Beantwortung jener Fragen, auch von uns zunächst nur auf die Sanskrit-Litteratur Rücksicht genommen werden müssen.

Wir kennen jetzt die Sanskrit-Litteratur nicht mehr allein aus den Titeln ihrer Werke **); sondern auch zum

*) *Jones* Works VI, p. 206. The Pracrit, which is little more, than the language of the Brahmans melted down by a delicate articulation to the softness of Italian.

**) Den wichtigsten Beitrag zu letztern lieferten bisher die HH. Hamilton und Langlès in dem Catalogue des Manuscrits Samskrits de la Bibliothéque Impériale, avec de notices du contenu de la plupart des ouvrages etc. à Paris 1807. Das Verzeichniß enthält die Titel und zum Theil Auszüge aus 178 Schriften im Sanskrit; und 14 im Bengalesischen. Zu diesen muß jetzt noch gefügt werden: Catalogus Librorum Sanskritanorum, quas Bibliothecae Universitatis Havniensis vel dedit vel paravit *Nathanael Wallich*

Theil aus Uebersetzungen und Auszügen; zum Theil aus den Originalen. Wir wissen daraus, daß sie an Werken der Poesie wie der Prosa reich ist; wie beschränkt aber bei dem Allen noch unsere Kenntnisse bleiben, dieß wird eine genauere Ansicht des Einzelnen am besten zeigen.

Als das älteste Werk wie des Sanskrit, so der ganzen Indischen Litteratur, ja in einem gewissen Sinne die Quelle aus der sie geflossen ist, werden uns die Vedas genannt. Bei jeder Gelegenheit werden sie erwähnt als die Bücher, deren Lesung den Braminen befohlen ist; als die Quellen der Religion; als von Brama selber mitgetheilt *). Also vor Allem: was wissen wir von den Vedas? was enthalten sie?

Allerdings besitzt Europa eine wahrscheinlich vollständige Abschrift der Vedas in der Ursprache, welche in dem Brittischen Museum aufbewahrt wird **). Aber sie sind unübersetzt; und ihr großer Umfang wird es auch schwer-

M. D. Horti Botanici Calcuttensis praefectus. Scripsit *Erasmus Nyerup*, Bibliothecarius Universitatis. Hafniae 1821. Die kostbare Sammlung enthält wohl alle in Bengalen gedruckte Sanskrit-Werke; mit kurzen, aber schätzbaren, litterarischen Bemerkungen des Herausgebers begleitet.

*) Man sehe den aus dem Sanskrit übersetzten Aufsatz: On the Indian Litterature. As. Res. I. p. 340. mit dem Commentar.

**) In XI. starken Bänden. Der Oberst Polier, derselbe, dem wir die Mythologie des Indous verdanken, wovon noch unten wieder wird die Rede seyn müssen, brachte sie aus Indien mit, und legte sie in jener Sammlung nieder. Man sehe: As. Research. I. p. 347.

lich je gestatten, daß eine vollständige Uebersetzung von ihnen geliefert wird. Einige Hymnen daraus hat zwar Jones in's Englische übertragen *); einige Stellen sind von Bopp übersetzt **). Jene sind aber nicht sowohl Uebersetzungen, als Nachahmungen in gereimten Englischen Versen. Allerdings verdanken wir indeß diesem Gelehrten einige genauere Nachrichten in seiner Abhandlung über die Litteratur der Hindus ***). Doch würden diese, und einige andere zerstreute Notizen oder Bruchstücke, uns keineswegs erlauben, über das Ganze ein Urtheil zu fällen, wenn nicht die Abhandlung von Colebrook †), der zuerst mit einem kritischen Blick diese heiligen Bücher studierte, uns einigermaßen in den Stand setzte. Wie schwer es indessen hält in Indien selbst sich ein vollständiges Exemplar der Vedas zu verschaffen, zeigt sein Beispiel; da mehrere wichtige Abschnitte ihm nicht zu Gesicht kamen.

Die Sammlunng der heiligen Schriften, welche wir die Vedas nennen, bildet zwar zusammen ein Ganzes als Sammlung, zerfällt aber in vier Theile, die als eben so viele einzelne Vedas betrachtet, und durch eigene Namen unterschieden werden. Sie heißen der Rigveda, der Yajusveda, der wieder in den weißen

*) Works of *Jones*. VI. p. 313 sq.

**) Hinter dem Konjugationssystem des Sanskrit.

***) Works Vol. I. p. 349.

†) In den As. Res. VIII. p. 377-497. On the Vedas, or sacred writings of the Hindus. — Ich schreibe stets mit ihm Vedas; nicht Vedams oder Veds, wie Andere.

und schwarzen sich theilt; der Samaveda; und der Atharveda*). Der letzte ist von den Kritikern als spätern Ursprungs oft bezeichnet worden; allein wenn gleich die Aechtheit einzelner Abtheilungen desselben nicht ohne Grund bezweifelt wird, so ist es doch höchst wahrscheinlich, daß wenigstens ein Theil des vierten Vedas so alt als die drei andern ist**). Der Grund, weswegen oft nur die drei genannt werden, liegt nicht in der Verschiedenheit des Alters, sondern des Inhalts. Die Namen der drei ersten Vedas kommen von der verschiedenen Beschaffenheit und Bestimmung der darin enthaltenen Gebete her, die bei feierlichen Gelegenheiten gebraucht wurden. Sind diese metrisch, so heißen sie Rich; sind sie in ungebundener Schreibart: Jajusch; und in sofern sie zum Gesange bestimmt sind, Saman. Der vierte Veda enthält zwar auch Gebete; aber nicht solche, die bei denselben feierlichen Veranlassungen, wie die in

*) Persisch heißen sie: Rig, Yejir, Sam, und Atherbum. Man sehe *Ayeen Acberi* II p. 408. Der von *Voltaire* 1778 herausgegebenen Ezour Vedam, ou ancien commentaire de Vedam, traduit par un Brama du Sanscritain, den man so lange für eine ächte Quelle Indischer Weisheit hielt, ist ein neues Machwerk; wie es jetzt H. Ellis in seinem Account of a Discovery of a modern imitation of the Vedas. As. Res. XIV, 1. erwiesen hat. Der Name Ezour ist aus Jajous oder Yejir verdreht.

**) *Colebrook* l. c. p. 381. Gewiß ist er sehr alt; denn auch in den ältesten epischen Gedichten werden bereits vier Vedas erwähnt.

den drei andern, gebraucht wurden, sondern bei andern; und unterscheidet sich dadurch von jenen.

Jeder der Vedas besteht aus zwei Theilen; aus Gebeten (Mantras;) und Vorschriften (Brahmanas). Die vollständige Sammlung der Hymnen, Gebete und Anrufungen, die zu einem Veda gehören, heißt dessen Sanhita. Alles übrige gehört zu den Brahmanas. Diese enthalten Vorschriften, welche Religionspflichten einschärfen; Maximen, die diese Vorschriften erklären; und Stücke, die sich auf Theologie beziehen. Die letztern heißen Upanischads. Indeß darf man bei der jetzigen Anordnung der Vedas sich die Absonderung dieser verschiedenen Stücke nicht zu scharf denken. Einige Upanischads sind Theile der Brahmanas; andere stehen in ganz abgesonderter Form; und noch andere sind selbst Theile des Sanhita *).

Ein Hauptheil der Vedas also besteht aus Hymnen und Gebeten. Die des ersten Vedas sind meist Lobpreisungen, in 10000 Versen oder vielmehr Stanzen, in verschiedenen Versarten. Sie werden Heiligen (Rischis) in den Mund gelegt, die, so wie die Gottheiten, an die sie gerichtet sind, darin genannt werden. Oft sind die Rischis offenbar die Verfasser **). Es sind theils Braminen; zuweilen aber auch Könige. Viele sind auch Dankhymnen an Könige, welche die Verfasser freigebig belohnt hatten. Andere sind Beschwörungen. Die Hymnen und Gebete des zweiten Vedas bilden den kürzern

*) Colebrook l. c. p. 387. 388.

**) *Colebrook* p. 392. Aus ihm auch das Folgende.

Theil desselben. Sie sind theils in Versen, theils in metrischer Prosa. Sie beziehen sich meistentheils auf Opfer, bei denen sie gesprochen werden müssen, besonders das feierliche Opfer eines Pferdes. Auch Gebete bei der Einweihung eines Königs. Sie sind theils Rischis theils Göttern beigelegt *). Die Hymnen und Gebete dieser beiden Vedas sind zur Recitation bestimmt, welche jedoch nach festen vorgeschriebenen Formen geschehen muß. Hingegen die Hymnen des dritten Vedas, sämmtlich metrisch, sind blos für den Gesang bestimmt. Auch der vierte Veda enthält über 760 Hymnen und Gebete, die großentheils in Verwünschungen bestehen. Die Gottheiten, an welche alle diese Hymnen gerichtet sind, sind aber keineswegs diejenigen, welche in der Indischen Mythologie nachmals als Heroen glänzen; es sind vielmehr personificirte Gegenstände der Natur; das Firmament, das Feuer, die Sonne, der Mond, das Wasser, die Luft, der Dunstkreis, die Erde rc. unter mancherley Namen oder Beinamen **). Die ihnen zu bringenden Opfer, die Räuchwerke, und der heilige Trank aus dem Saft der Mondpflanze ***), geben überflüssigen Stoff zu den zahlreichen Gebeten, welche bei den

*) Mehrere daraus sind übersetzt in As. Res. V. und VII. in den drei wichtigen Aufsätzen von *Colebrook* on the religious Ceremonies of the Hindus, and of the Brahmans especially.

**) Man sehe vor allen *Colebrook* in As. Res. VIII, p. 398. und vergleiche die von Bopp gegebene Uebersetzungsprobe.

***) Asclepias acida; oder Cynanchum viminale.

einzelnen Gebräuchen gesprochen werden müssen. Nach den Grundsätzen der Braminen kommt dabei wenig darauf an, den Sinn derselben zu verstehen; man muß vor allen den Heiligen kennen der spricht; die Gottheit, zu der gesprochen wird; die Gelegenheit, bei der der Hymnus gebraucht wird; das Sylbenmaaß oder den Rhythmus; und die verschiedenen Arten der Recitation, entweder Wort für Wort, oder mit Versetzungen der Wörter; denen magische Kräfte beigelegt werden *).

Der andere Theil des Veda besteht aus den Bramanas und Upanischads. Bramanas ist der allgemeine Name für die sämmtlichen Theile der Vedas, die nicht zu den Sanhitas gehören. Einen Haupttheil davon machen die Upanischads aus. Ein Name, der nicht, wie man ihn oft übersetzt, Mysterien, sondern die Wissenschaft von Gott, bezeichnet; und zwar in dem doppelten Sinne, die Wissenschaft selbst, und die Schriften, worin sie gelehrt wird **). So sind also die Upanischads die eigentliche Grundlage der Indischen Theologie, indem sie die Untersuchungen sowohl über die Gottheit selbst, als über die Welt, die Natur der Seele u. s. w. enthalten. Zwar enthält jeder Veda auch Upanischads; allein in den beiden ersten machen sie nur den geringern Theil aus; dagegen enthält der Samanveda die längsten und abstraktesten Untersuchungen dieser Art; und auch in dem vierten, oder Atharveda, füllen die Upanischads die größere Hälfte aus ***). Die Upanischads sind in verschie-

*) *Colebrook* l. c. p. 389. 390.

**) *Colebrook* l. c. p. 472.

***) *Colebrook* l. c. p. 461. 471.

denen Formen, häufig in Dialogen, die zwischen Gottheiten, Elementen, Rischis und Göttern rc. gehalten werden; oft aber auch in eigentlicher Lehrform geschrieben; und da sie nicht selten auch in Anrufungen übergehen, so erklärt es sich daraus, weshalb die scharfe Grenzlinie zwischen ihnen und den Mantras nicht immer gezogen werden kann. Einzelne derselben wurden schon von Jones übersetzt *); aber wenn auch keine vollständige Uebersetzung, doch reichliche Auszüge daraus, verdanken wir demselben Gelehrten, der auch den Zendavesta nach Europa brachte, Anquetil Düperron. Sie füllen in seinem Upnekhat **) nicht weniger als zwei Quartbände. Zu nicht geringer Erwartung mag sich also der Leser dadurch für die Kunde des Indischen Religionsstudiums berechtigt halten. Aber erstlich ist dieser Upnekhat ein Persischer Auszug, und aus dieser Sprache, nicht aus der Ursprache, übersetzt; und wer mag hier für die Treue der Persischen Uebersetzung haften? Außerdem scheint es der Herausgeber fast darauf angelegt zu haben, durch die Gestalt, in der er ihn gab, ihn unbrauchbar zu machen. Der Upnekhat enthält nemlich zwar Auszüge aus allen vier Vedas; aber ohne alle Ordnung bald aus diesem bald aus jenem; die meisten jedoch bei weitem aus dem vierten; also ohne systematische Uebersicht, und ohne Vollständigkeit. Diese Auszüge nun aber hat der Uebersetzer in einer durchaus wörtlichen

*) In den Extracts from the Vedas, Works Vol. VI.

**) Upnekhat studio *Anquetil Duperron*. Paris 1801. Es ist die Persische Form des Namens für Upanischad.

lateinischen Uebersetzung so unverständlich wiedergegeben, daß er selbst sehr oft dem unverständlichen das verständliche Latein, in Klammern geschlossen, beifügen mußte. Nun denke man sich diese Verfahrungsart bei Materien, die an sich schon abstrakt und dunkel sind; und man würde es wenigstens nicht befremdend finden können, wenn bisher außer dem Verfasser und Setzer noch kaum Jemand den Upnekhat durchgelesen hätte. Und wenn ihn jemand las, — verstand er ihn? Ich gestehe, auch nach wiederholten Versuchen, meine Unfähigkeit dazu; und muß es den Forschern der Religionsgeschichte überlassen, darüber Aufschlüsse zu geben.

Diese Erörterungen werden dazu dienen, die Frage im Allgemeinen zu beantworten: was in den Vedas zu suchen sey? Es ist kein geringer Gewinn, ihren Inhalt und ihre Bestandtheile im Ganzen zu kennen; wenn auch das Studium des Einzelnen noch erst seinen Bearbeiter erwartet. Aber doch auch dasjenige, was wir bis jetzt von diesen heiligen Schriften wissen, führt uns von selbst zu einigen Resultaten, die für die Indische Alterthumskunde nicht unwichtig sind.

Erstens also: Die Vedas sind Sammlungen größtentheils einzelner kleiner Stücke von verschiedenen Verfassern, deren Namen, wie bei den Hymnen, häufig in ihnen selber angegeben werden *). Sie konnten also

*) Bei jedem Veda findet sich nemlich ein Index "von unbezweifelter Aechtheit", der den Inhalt, und die Namen der Verfasser der einzelnen Stücke giebt. As. Res. VIII, p. 392., wo Colebrook die wichtigsten nennt. — Unter den darin

nicht auf einmal entstehen; und wenn wir sie auch aus gleich anzuführenden Gründen in ein hohes Alter hinaufrücken müssen, so bedurfte es doch eines langen Zeitraums, bis sie entstehen, und in eine Sammlung, wie sie jetzt ist, vereint werden konnten. Da ein großer Theil derselben aus Hymnen und Gebeten besteht, so würde man es nicht anders als höchst wahrscheinlich finden, daß diese vorher durch mündliche Ueberlieferung waren erhalten worden, bis man die Schrift zu Hülfe nahm, sie zu fixiren; wenn auch nicht die Tradition dieß ausdrücklich sagte *).

Ferner: Um ihnen ihre jetzige Gestalt zu geben, bedurfte es also eines Sammlers, der sie ordnete. Die Sage nennt als solchen bei den Indern Vyasa; der schon in das mythische Zeitalter hinaufgerückt wird. Aber Vyasa ist nur ein Beiname, und bedeutet: der Sammler **). Wir sind also damit nicht klüger. Nach Colebrook wird aber dieser Beiname dem Dwapajana beigelegt; der die Vedas gesammelt haben soll. Aber auch von diesem letztern ist weiter nichts bekannt; und selbst

verzeichneten Königsnamen finde ich keinen, der in dem Verzeichnisse bei Jones Works I, p. 296 sq. vorkäme.

*) As Res. VIII, p. 378. — Die Absingung der Hymnen durch die Braminen bemerkten schon die Griechen in Alexanders Zeiten. Damit bestieg Calanus freiwillig den Scheiterhaufen. Es waren Hymnen, sagten die Inder, zum Lobe ihrer Götter. *Arrian.* Op. p. 147. — Wird man es bezweifeln, daß es Hymnen aus den Vedas waren?

**) As. Res. VIII, p. 378. 392. 488.

Colebrook gesteht *), daß es uns noch gänzlich an Thatsachen fehlt, den Zeitpunkt, wo sie gesammelt, oder wo der größte Theil derselben entworfen wurde, mit einiger Gewißheit zu bestimmen. Aber dürfen wir über eine solche Ungewißheit uns wundern? Ist es anders mit den Mosaischen Schriften und dem Zendavesta? Sie sind da; sie haben sich erhalten; aber ihr Ursprung verbirgt sich in dem Dunkel der Jahrhunderte.

Drittens: Frägt man indeß gleichwohl nach dem Alter der Vedas, so sind mehrere wichtige Gründe vorhanden, dieses weit hinaufzurücken. Die Vedas sind gewiß das älteste Werk in der Sanskrit-Litteratur. Dieß zeigt schon ihre veraltete Sprache, welche der Uebersetzung und Erklärung derselben so große Hindernisse in den Weg legt. Ferner, in allen, selbst den ältesten, Schriften des Sanskrit werden die Vedas als bereits vorhanden erwähnt; und zahllose Stellen daraus, fast auf jedem Blatte, citirt **). Es wird unten deutlicher werden, was für ein großer Theil der Sanskrit-Litteratur überhaupt an ihnen hängt. Endlich ist jedem Veda ein Traktat beigefügt, der die Einrichtung des Kalenders erklärt, um die Zeit gewisser gottesdienstlicher Gebräuche zu bestimmen. Er ist eingerichtet für die Vergleichung der Sonnen- und Mondzeit mit dem bürgerlichen Jahr; und verräth deutlich, daß er in der Kindheit der Sternkunde verfertigt sey ***).

*) As. Res. VIII, p. 489.

**) As. Res. VIII, p. 482.

***) As. Res. VIII, p. 489. Er heißt Jyotisch. Der darin

Viertens: Aber der stärkste Beweis für das hohe Alter der Vedas liegt meines Erachtens darin, daß sich in ihnen gar keine Spur der jetzigen Sekten des Schiva und Krischna findet. Ausdrücklich bemerkt dies Colebrook *). "In keinem Theile der Vedas", sagt er, "mit Ausnahme der letzten Abschnitte des Atharveda, die eben deßhalb für unächt gehalten werden müssen,) habe ich die mindeste Spur der Verehrung des Rama und Krischna, als Inkarnationen des Vischnu, angetroffen." Berechtigt uns dieß nicht zu dem Schluß, daß die Vedas über die Entstehung dieser Sekten hinaufgehen, die doch, wie schon aus den Bemerkungen über die Denkmähler der Baukunst erhellt, in ein hohes Alter zurückgehen müssen? Zugleich aber erklärt auch diese Bemerkung, wie die verschiedenen Sekten der Hindus dennoch alle die Vedas als die Quelle ihrer Lehre annehmen können, so gut wie die verschiedenen Partheien unserer Religion, unsere heiligen Schriften.

Fünftens: Wenn aber auch die Vedas in ein früheres Alter hinaufgerückt werden müssen, können sie in

gebrauchte Cyklus (Yuga) ist nur von 5 Jahren. Die Monate sind Mond-Monate; aber in der Mitte und am Ende der fünfjährigen Periode ist eine Einschaltung durch Verdoppelung eines Monats. Colebrook führt eine Stelle aus dem Kalender des zweiten Veda an, die eine Bestimmung des damaligen Punkts des Solstitiums enthält, welche für das 14te Jahrhundert vor dem Anfange unserer Zeitrechnung paßt. l. c. p. 493. Ich muß diese Untersuchung den Astronomen überlassen.

*) As. Res. VIII, p. 494.

dem Laufe der Zeit, seitdem sie niedergeschrieben wurden, nicht sehr verändert und interpolirt seyn? Dieß scheint um so viel wahrscheinlicher, da nach der Sage der Inder Vyasa mehrere Schüler hatte, die jeder wieder ihre Zöglinge, und diese andere unterrichteten, so daß auf diese Weise zuletzt so viele große Veränderungen in dem Text, oder in der Art ihn zu lesen und zu recitiren entstanden, daß nicht weniger als 1100 verschiedene Schulen der heiligen Schriftkunde sich bildeten *). Wenn man diese Angabe auch nur für das nehmen will was sie ist, so muß doch daraus der Verdacht großer Veränderungen hervorgehen. Allerdings würde erst die Vergleichung vieler Exemplare hier ein Licht gewähren können. Allein erstlich beziehen diese Veränderungen sich großentheils nur auf den äußern Vortrag; um so mehr da dieser als die Hauptsache nach dem Obigen betrachtet wird; ferner aber können auch solche Veränderungen schwerlich neu, sondern müssen schon sehr alt seyn; oder, mit andern Worten, der jetzige Text der Vedas muß schon ein hohes Alter haben; welche Veränderungen er auch früher erlitten haben mag. Dieß zeigen erstlich die unzähligen Citate, welche selbst schon in den alten Schriften eben so wie in den jetzigen Vedas gelesen werden; ferner aber tragen die Vedas in den alten Glossen, womit sie versehen sind, die Stütze ihrer Aechtheit bei sich. Erst ein glossirtes Werk, sagen die Indischen Gelehrten, ist vor Verfälschungen gesichert, weil der Glossator jede Stelle bemerkt und jedes Wort erklärt **).

*) As. Res. VIII. p. 382.

**) As. Res. VIII. p. 480 sq.

Selbst auch die streng vorgeschriebene Art, wie die Vedas nach bestimmtem Rhythmus oder Melodien gelesen oder gesungen werden müssen, erschwerte die Interpolation, und macht sie fast unmöglich; weil sie gleich müßte bemerkt werden.

Sechstens: Die Vedas, indem sie gleich dem Zendavesta großentheils ein Ceremonialgesetz enthalten, setzen also einen gewissen Kultus voraus, der, an Gebräuche und Anrufungen gebunden, einer Priesterkaste anvertraut ist. Dieser Kultus bezieht sich indeß auf eine Religion, deren Grundlage, nach der übereinstimmenden Behauptung aller, die sich mit ihr beschäftigen, der Glaube an eine einige Gottheit ist *); die sich aber in den großen Gegenständen der Natur offenbart, welche unter mancherlei Benennungen als Götter angerufen werden. Wir mögen also die Religion der Vedas in diesem Sinne eine Naturreligion nennen. Aber sie ist zugleich, und dieß ist ihre nationale Eigenthümlichkeit, mit den feinsten Spekulationen durchwebt, woran die Upanischads so reich sind. In jenen, in ein mystisches Dunkel gehüllten, Lehren und Betrachtungen über das Unendliche; über den Ursprung und die Natur der Dinge; über das Ausströmen und wieder Zurückkehren der Wesen in die Gottheit, fand ein, zu stillen Spekulationen geneigtes, Volk so reiche Nahrung für seinen Geist, daß es dadurch nicht selten zu dumpfem Hinbrüten gebracht ward. Wie

*) As. Res. VIII. p. 396. Dasselbe erklären Jones, Paullino, auch die Dänischen Missionare in ihren Berichten. Auch manche Stellen des Upnekhat bestätigen dieß.

schwer auch diese Theile der Vedas, die der Upnekhat enthält, zu verstehen seyn mögen, so bedürfen sie doch nur eines mäßigen Studiums, um uns den einen Hauptzug des geistigen Charakters dieses merkwürdigen Volks, seinen Hang zur Spekulation, vollkommen zu erklären.

Siebentens: Die Vedas waren also zwar die Quelle der Indischen Religion; keinesweges aber der Indischen Mythologie. Die Quelle von dieser ist, wie unten erhellen wird, das Indische Epos. Der Gottheiten, an welche die Anrufungen in den Vedas gerichtet sind, sind zwar viele; es sind aber Personifikationen der Naturgegenstände; und sie lassen sich, nach der eigenen Glosse der Vedas, auf die drei zurückführen *): Feuer, Luft und Sonne; die wiederum nur als Manifestationen Eines Urwesens zu betrachten sind. Zwar kommen in einigen Stellen die ersten Grundzüge von Mythen vor, wel-

*) *Colebrook* As. Res. VIII. p. 396. hat die Stelle im Original und übersetzt gegeben. Man vergleiche damit die erste der drei Abhandlungen von Colebrook: On the religious ceremonies of the Hindous. As. Res. Vol. V., welche die täglichen Gebräuche und Gebete eines Braminen enthält. Sie sind an die Sonne, das Feuer, das Wasser rc. gerichtet; nicht an Vischnu, Schiva rc., wenn gleich ein paarmal ihre Namen erwähnt werden. Oefter dagegen Brahma, als der Erste und Unveränderliche. "Brahma is truth, the one immutable being" etc. p. 362. Erst nachdem die Sekten von Schiva und Vischnu entstanden waren, ward ihr Kultus dem des Brama vorgezogen; denn der des letztern ist nur geistig; der der beiden andern sinnlich.

che die Dichter ausführlicher behandeln; aber nirgends die Lieblings-Legenden jener Secten, die den Lingam oder den Krischna verehren *). Daraus geht also von selbst ein ursprünglicher Unterschied zwischen der Priesterreligion und der Volksreligion hervor; womit keinesweges geleugnet ist, daß beide in gewissen Beziehungen auf einander, und Verhältnissen gegen einander stehen; welche zu entwickeln den Forschern der Indischen Religion überlassen bleiben muß **). Die Vedas sind die Quelle der Priesterreligion; keinesweges aber können sie als die Quelle der Volksreligion betrachtet werden. Auch ist ihre Lesung nicht einmal dem Volke gestattet. Die Braminen dürfen und sollen sie selber lesen und erklären; ihr Ruhm ist es, in den Vedas bewandert zu seyn; die auf sie folgenden Kasten dürfen sie nur hören, oder höchstens lesen; die niedern Kasten, der große Haufen, auch nicht einmal lesen hören. So behielt die Kaste der Braminen es immer in ihrer Gewalt, den übrigen so viel oder so wenig davon mitzutheilen, als sie für gut fand. Ist aber auch eine so abstrakte Lehre, wie die der Upanischads, dazu geeignet Volkslehre zu werden, auch wenn man sie dazu machen wollte? Liegt es nicht in der Natur der Dinge überhaupt, daß bei einer Nation, wo eine enggeschlossene Priesterkaste sich im Besitz heiliger

*) *Colebrook* p. 398. Not.

**) Die eben erwähnte Abhandlung von Colebrook As. Res. Vol. V. enthält dazu, wenn er gleich nicht direkt Priester- und Volksreligion unterscheidet, die wichtigsten Belege und Erörterungen.

Schriften befindet, auch ein Unterschied zwischen der Priester- und Volksreligion bestehen muß? Die Untersuchungen über die Aegypter werden zugleich die Wahrheit und die Wichtigkeit dieser Bemerkung noch in ein helleres Licht setzen.

Achtens: Es fehlt aber viel daran, daß jene alte Lehre und Religion der Vedas sich selbst unter den Braminen in ihrer Reinheit erhalten hätte. Wie wäre dieß auch nur möglich, da der so sehr dunkle und ganz veraltete Dialekt der Vedas, besonders der drei ersten, das Lesen derselben auch für die Braminen äußerst erschwert *); und selbst ihre Seltenheit in Indien es nur wenigen möglich macht? "Vieles was die Vedas lehren", sagt Colebrook **), "ist jetzt veraltet; an seine Stelle sind andere religiöse Anordnungen und Gebräuche getreten; Rituale auf die Puranas gegründet, und Gebräuche aus einer unreinen Quelle, den Tantras erborgt, haben großentheils die Gebete der Vedas veralten gemacht. Der Dienst des Rama und Krischna ist auf den der Elemente und Planeten gefolgt". Dieß wirft also auch einiges Licht auf die Entstehung der Sekten unter den Hindus. Die Verschiedenheit des Lesens und Erklärens der Vedas konnte verschiedene Schulen unter den Braminen erzeugen; wie sie deren nach dem Obigen eine Menge erzeugt hat ***); die verschiedenen Sekten unter dem Volke konnten nicht dar-

*) As. Res. VIII. p. 497.

**) *Colebrook* As. Res. VIII. p. 495. 496.

***) S. oben S. 122.

aus hervorgehen. Diese beziehen sich auf den Kultus von Gottheiten, welche nicht in den Vedas, sondern in den Indischen Epopöen glänzen. So gut wie Homer und Hesiod es waren, welche, wie schon Herodot bemerkt, den Griechen ihre Götter bildeten, eben so gut waren es auch die großen epischen Dichter der Inder, welche der Indischen Volksreligion, wenigstens großentheils, ihre Götter gaben. Nur darf dabei nicht unbemerkt bleiben, daß diese Dichter selber zu der Braminenkaste gehörten; wodurch sich also nicht blos im Allgemeinen das ursprünglich engere Verhältniß erklärt, in dem Priester- und Volksreligion zusammenstanden; sondern auch wie, als die alte Religion der Vedas in der Braminenkaste ausartete, die Priesterreligion sich mit der Volksreligion gleichsam verschmelzen konnte.

Den Ursprung der Sekten historisch zu erklären, und der Zeit nach zu bestimmen, sind wir freilich nicht im Stande. Die beiden Sekten des Schiva und Vischnu sind zwar jetzt die am allgemeinsten ausgebreiteten; aber nicht die einzigen. Neben ihnen besteht die des Ganescha, und mehrere andere *). Aus der innern Natur, und den Gegenständen des Kultus wird es freilich sehr wahrscheinlich, daß die Sekte des Schiva, die den Lingam verehrt, die ältere; überhaupt vielleicht die alte Volksreligion sey; hingegen die des Vischnu als Krischna-Verehrer erst einer Reform ihren Ursprung zu verdanken habe, deren Zweck war, den grobsinnlichen Kul-

*) Man sehe hierüber besonders Colebrook in As. Res. VII. p. 279 sq.

tus mehr zu verfeinern. Aber die Sekte des Krischna steht zugleich in einer so unauflöslichen Verbindung mit dem Indischen Epos, dessen Hauptgegenstand die Geschichte der Inkarnation des Vischnu als Krischna ist, daß man ihren Cultus wohl mit Recht eine poetische Religion nennen kann, wie unten aus der Untersuchung über das Indische Epos noch mehr erhellen wird. Der Versuch, welchen Jones zur Bestimmung der Zeit des Ursprungs der Sekte des Krischna gemacht hat, der zufolge seine Erscheinung 1200 Jahre vor Christo gesetzt werden muß, beruht auf sehr schwachen Gründen; so wie die der Erscheinung des Budda um zwei Jahrhunderte später *). Was wir von dem letztern mit Zuverlässigkeit wissen, ist nur, daß auch er der Stifter einer Sekte wurde, welche einst in einem großen Theile Indiens geherrscht haben muß; deren Lehren und Kultus jedoch mit denen der Braminen im Widerspruch standen; so daß ein Todhaß zwischen ihnen entstand; der mit der Verdrängung der Buddisten aus Indien endigte. Wie viele und wie wichtige historische Aufgaben hierbei aber noch unbeantwortet bleiben, fällt in die Augen. Es ist nicht blos die Zeit ihrer Entstehung, (worüber nach allen aufgestellten Vermuthungen dennoch der größte Kenner des Sanskrit, Colebrook, es nur als seine Meinung zu geben wagt, daß sie zwar jünger sey als die Vedas, aber älter als die Entstehung der Sekten des

*) Works of *Jones* I. p. 29. Nemlich auf einigen Angaben der Bewohner von Cashmire.

Schiva und Krischna *);) welche zweifelhaft ist; wiewohl, daß sie sehr alt seyn muß, schon daraus hervorgeht, daß mehrere der ältesten Felsentempel nach den obigen Bemerkungen dem Budda geweiht waren. Aber ein anderer wichtiger Beweis liegt darin, daß die Buddisten bereits im Ramajan, (wenn auch nur, so weit wir ihn bisher besitzen, ein einzigesmal) erwähnt, und mit den Atheisten, d. i. den Gegnern der Braminen, welche die aus den Vedas abgeleiteten Lehren leugnen, auf dieselbe Stuffe gestellt werden **). Es ist also daraus klar, daß, als der Ramajan gedichtet wurde, die Sekte der Budisten nicht nur schon vorhanden war, sondern auch als Gegner der Braminen betrachtet wurde. Auch das Verhältniß ihrer Lehre zu der der Braminen, und noch mehr die Geschichte ihrer Verfolgung und Verdrängung aus Indien, liegt im Dunkel. Die Verschiedenheit ihrer Lehren sucht Colebrook darin, daß sie die blutigen Opfer hätten abschaffen, oder wenigstens sehr beschränken wol-

*) As. Res. VIII. p. 495. Die Gründe für das höhere Alter der Veda-Religion sind von ihm aufs Neue auseinander gesetzt in: Observations on the Jains, As. Res. IX. 293. etc.

**) Ramajan P. III. Sect. LXXVI. p. 452. As an Atheist, fallen from the path of rectitude! As a thief so is a Bouddist. Dieser ganze Abschnitt, in welchem der Bramine Javali gegen Rama die Maske eines Atheisten und Buddisten annimmt, ist für diesen Gegenstand sehr lehrreich. Es ist vor Allen die Verwerfung der Todtenopfer durch die überlebenden Kinder, also die Herabsetzung der Ehe, welche den Abscheu der Braminen errege.

len; wodurch den Braminen der Gewinn des Opferflei-
sches entgangen seyn würde *). Wenn ich gleich dieses
nicht geradezu leugnen will, so scheint mir doch aber ein
anderer noch wichtigerer Punkt vorher in Betrachtung
gezogen werden zu müssen. Die Religion des Budda
herrscht noch auf Ceylon; ferner im ganzen jenseitigen
Indien, in so fern, wie auf der Malayischen Halbinsel,
der Islam nicht eingedrungen ist; nicht weniger in Ti-
bet; ja selbst die Religion des Fo in China, die dortige
Volksreligion, soll die des Budda seyn **). Diese Be-
hauptungen erfordern zwar zum Theil noch genauere
Untersuchungen und Vergleichungen, als, meines Wis-
sens, bisher angestellt worden sind; ist dem aber so, so
springt eine große Verschiedenheit von der Braminen-
Religion hier in die Augen. Alle diese Völker haben
keine Casteneintheilung. Verwarf also vielleicht
die Lehre des Budda diese gänzlich? Die höhern Ca-
sten, besonders die der Braminen, gewiß; und auf die
untern kommt so viel nicht an. So wäre also schon dar-
aus der Haß der Braminen gegen sie erklärlich. Aber
dazu kommt ein zweiter, noch wichtigerer, Umstand. Wo
die Religion des Budda herrscht, tritt an die Stelle der
Priestercaste ein Priesterorden, und zwar ein Mönchsor-
den; der unter verschiedenen Benennungen, der Tala-
poins in Ava und Pegu, der Gylongs in Tibet, und
andern, sich über jene Länder verbreitet hat. Er ist in
einigen derselben, wie in Tibet, der unmittelbare Beherr-

*) *Colebrook* l. c.

**) Works of *Jones* I, p. 104.

scher des Landes, in andern, wie in Ava, (dem Reich der Birmanen) und in Ceylon hat oder hatte er großen politischen Einfluß. Aber als Mönchsorden, der nicht durch die Geburt, sondern durch die Aufnahme sich erhält, sind seine Mitglieder durchgehends zum Cölibat verpflichtet, und wohnen in Klöstern *). Die Braminen dagegen leben nicht nur in der Ehe, sondern die Ehe ist für sie selbst Religionspflicht. Man muß Hausvater seyn, um die Opfer zu bringen, um zu den heiligen Büßungen gelangen zu können. Die Hoffnung, Kinder zu erhalten, ist der Wunsch, um den sich gleichsam das ganze Glück des Inders dreht; nicht blos in Beziehung auf dieses Leben, sondern wegen der Todtenopfer, welche die Kinder zu bringen verpflichtet sind, und wovon das Loos des Verstorbenen abhängt, auch auf das künftige. Welcher Streit mußte also nicht entstehen, als der Buddadienst anfing, sich zu verbreiten? Heftiger gewiß als der, den die Einführung des Cölibats im Occident erregte. Eine Geschichte ihrer Verfolgung und Verdrängung aus Indien, haben wir bisher nicht; und schon daraus läßt mit Wahrscheinlichkeit sich schließen, daß auch diese bereits in ein sehr frühes Zeitalter gefallen seyn muß. Wenn neuere Schriftsteller sie in das erste und zweite Jahrhundert unserer Zeitrechnung herabsetzen wollen, so scheint mir dieß auf nicht viel mehr als

*) Die angeführten Klöster auf Ceylon sind die von Malvathe und Asgiri; *Davy* p. 47. Ueber die Klöster der Birmanen und Tibetaner geben Symes und Turner in ihren Reisen Nachricht.

bloßer Vermuthung zu beruhen. Es ist zwar wahr, daß man noch einige Spuren von ihnen in den Jahrhunderten des Mittelalters in Indien finden will *); allein diese sind an sich doch sehr ungewiß; und wenn auch in irgend einer Gegend Indiens sich ein schwacher Ueberrest erhalten haben sollte, so schließt dieses doch eine viel ältere Verfolgung und Verdrängung nicht aus.

Die Vedas werden bei den Indern als die Quelle sowohl der Gesetzgebung als aller wissenschaftlichen Kenntnisse betrachtet. In welchem engen Zusammenhange gewöhnlich Religion, Gesetzgebung und Wissenschaft, bei den Völkern des Orients stehen; besonders bei denen, wo sie zusammen das Eigenthum einer Priestercaste sind, ist bereits bei den Persern gezeigt; und wird noch deutlicher bei den Aegyptern werden. Die hier zu beantwortende Frage ist wiederum: wie weit wir die Quellen jener Kenntnisse besitzen, und also sie zu beurtheilen im Stande sind?

Die Gesetzgebung der Inder war es, welche, und gewiß mit vollem Recht, die Aufmerksamkeit der Britten vor andern auf sich zog. Es war dieß nicht bloße Liebhaberei der Alterthumsforscher; sie mußten die Gesetze eines Volkes kennen lernen, welches sie beherrschen wollten. Allein da die Inder selber ihre Gesetze als aus einem hohen Alterthum herstammend betrachteten, so führte dieß Studium auch unausbleiblich auf die

*) Theils in den erklärten Inschriften; s. oben S. 82., theils in den Nachrichten der beiden Arabischen Reisenden in Indien im 9ten Jahrhundert bei *Renaudot* p. 109.

Untersuchung eines Hauptzweiges der Sanskrit-Litteratur zurück. Der Stifter der Asiatischen Gesellschaft selber machte dieß zu seinem Lieblingsgegenstand. Unter seiner Aufsicht, und mit einer Vorrede von ihm begleitet, erschienen die Institutionen der Indischen Gesetze *); auf welche nachmals durch Colebrook's Bearbeitung ein noch größeres Werk, die Indischen Pandekten, folgten **); Benennungen, die wir um so lieber beibehalten, da selbst Jones durch sie das Verhältniß ausdrückt, in welchem das kleinere und größere Werk gegen einander stehen ***). Für die allgemeine Ansicht der Indischen Gesetzgebung ist jedoch das erstere für uns das wichtigere, da es durch das hohe ihm beigelegte Alter so merkwürdig wird; und von den Indischen Pan-

*) Instituts of Hindu Law; or the ordinances of Menu according to the gloss of Culluca, containing the Indian System of Duties, religious and civil. Verbally translated from the original Sanskrit; with a préface by Sir *Will. Jones.* Calcutta 1796. 8.

**) A Digest of Hindu Law, on contracts and successions; with a commentary by Jagunnatha Fercapanchanana. Translated from the original Sanscrit by H. T. *Colebrooke* Esq. in three Volumes. London 1801. 8. Es werden in denselben zuerst immer die Texte der alten Juristen, des Menu, Sandha, Vrisespati u. A. gegeben; auf welche alsdann die Erklärungen der Commentatoren folgen. Das Erbrecht wird dadurch besonders wichtig, weil es auch die Gesetze über die Familienverhältnisse, Mann und Frau, Eltern und Kinder u. s. w. enthält.

***) Instituts etc. Preface p. IV.

dekten nur die Titel von den Kontrakten und dem Erbrecht bearbeitet worden sind.

Die Gesetze des Menu umfassen in zwölf Abschnitten sowohl die Vorschriften des öffentlichen als des Privatrechts. Sie werden dem Menu, mit dem die Reihe der mythischen Könige beginnt, dem Enkel des Brama, und Vater des Brigu, zugeschrieben; womit, nach der Indischen Art sich auszudrücken, nichts anders gesagt seyn kann, als daß sie göttlichen Ursprungs, und das älteste Gesetzbuch der Nation seyen. Brigu macht sie den Weisen oder Rischis bekannt, die ihn deßwegen befragen *). Sie stehen in der engsten Beziehung auf die Vedas, wenigstens auf die drei ersten, die fast auf jeder Seite angeführt werden, mit Recht mag man also sagen, daß sie aus ihnen abgeleitet sind; und die Vedas als die Quelle der Gesetzgebung betrachtet werden **). Sie müssen also zwar jünger seyn als die Vedas; aber auch bei ihnen wird man sich leicht überzeugen, daß sie nicht das Werk Eines Mannes, auch schwerlich Eines Zeitalters seyn konnten; sondern daß sie schon lange praktisch im Gebrauch seyn mochten, bis sie gesammelt und niedergeschrieben wurden. Sie sind ein Gemisch von Roheit und Kultur; und wenn manche derselben, besonders der Strafgesetze, noch die Kindheit der Politik zu verrathen scheinen; so setzt doch das Ganze schon einen,

*) Instituts etc. Preface p. VIII.

**) Instituts etc. p. 18. "Die Wurzeln des Gesetzes sind die Vedas; welches Gesetz, und für wen auch immer Menu es gab, es ist in den Vedas vollkommen erklärt."

in Asiatischem Sinne sehr gereiften, Zustand der Gesellschaft voraus. Die Casteneintheilung erscheint schon vollkommen ausgebildet; das religiöse Ceremonialgesetz, so wie es in den Vedas gelehrt wird, in Ausübung; die Herrschaft der Braminen vollkommen gegründet, wenn gleich die Könige nicht aus ihrer Mitte sind; die Verhältnisse des Eigenthums schon sehr mannigfaltig und verwickelt; das Geld, als gewöhnliches Austauschungsmittel, nach dem auch am häufigsten die Strafen bestimmt werden. Die Gesetzgebung also überhaupt keinesweges so einfach, daß sie aus der ersten Kindheit des Volks hergeleitet werden könnte.

Auf der andern Seite fehlt es aber doch nicht an innern und äußern Beweisen, welche es wahrscheinlich machen, daß diesem Gesetzbuche allerdings ein hohes Alter beigelegt werden müsse. Mehrere der Beweise, welche wir für das hohe Alter der Vedas angeführt haben, passen auch für die Gesetze des Menu. Zuerst die Sprache. Die Gesetze des Menu sind metrisch, zwar in Sanskrit, aber gleich den Vedas in einem veralteten, wenn gleich nicht so veralteten, Sanskrit abgefaßt, indem es sich, nach dem Ausdrucke von Jones, zu dem Sanskrit der klassischen Dichter etwa verhält wie das Latein von Lucrez zu dem Latein in den Gesetzen der zwölf Tafeln *). Ferner: Die Gesetze des Menu schließen sich in Rücksicht auf Religion und Kultus genau den Vedas an. Dieselben Gottheiten, nicht aber die, welche die Dichter feiern, kommen in ihnen vor.

*) Preface p. VI.

Drittens: Also auch keine Spur jener Sekten, von denen oben die Rede war, in welche die Hindus demnächst sich theilten. Endlich: Die lange Reihe der Glossatoren und Commentatoren der Gesetze des Menu führt von selbst auf ein hohes Alter zurück, und rechtfertigt die allgemeine Meinung der Nation, welche sie als das älteste ihrer Gesetzbücher betrachtet *).

Mit diesem Allen haben wir freilich noch keine bestimmtere Angabe über das Alter der Gesetze des Menu; d. i. der Sammlung derselben in ihrer jetzigen Gestalt. Jones hat es indessen versucht darzuthun, daß sie etwa 880 Jahre vor dem Anfange unserer Zeitrechnung gesammelt seyn möchten; das höchste Alter aber, daß man ihnen beilegen könne, nicht über 1280 Jahre hinaufsteige. Um dieß darzuthun nimmt Jones an, daß der Yayus-Veda, nach einer darin befindlichen Reihe von Lehrern und Schülern, in Verbindung mit einer astronomischen Angabe über den damaligen Punkt des Solstitiums, nicht über das Jahr 1580 vor dem Anfange unserer Zeitrechnung hinaufreichen könne **). Daß ferner das Verhältniß der Sprache der Vedas zu der des Menu nach der Analogie der Veränderungen der Lateinischen Sprache, wie wir sie aus den Bruchstücken der Gesetze

*) Der Inbegriff dieser Glossen und Commentare der alten Weisen (Munis) über den Menu heißt der Derma Sastra oder Gesetz-System. Einer der vorzüglichsten darunter ist Culluca, dessen Glossen mit dem Text herausgegeben sind.

**) Preface p. V. VII.

des Numa zu den der zwölf Tafeln kennen, drei Jahrhunderte erfordert habe; und daher die Gesetze des Menu um 1280 v. Chr. zu setzen seyn würden. — Wenn gleich eine vollständige Prüfung dieser Hypothesen nicht von mir angestellt werden kann, da sie nicht nur eine astronomische Untersuchung, sondern auch eine Kenntniß des Sanskrit, und zwar aus den verschiedensten Perioden, voraussetzt; so fühlt doch gewiß jeder Leser das Ungewisse und Schwankende jener Angaben; wenn man auch nur die Analogie des gleichen Zeitraums zwischen den Veränderungen des Latein und Sanskrit in Erwägung zieht; da ja die Veränderungen einer Sprache durch Einwirkung der verschiedensten Ursachen bald schneller bald langsamer erfolgen können; wie die Geschichte unserer eigenen Muttersprache davon ein auffallendes Beispiel giebt.

Die Frage: in wie fern eine Philosophie unter den Indern sich gebildet habe, können wir zwar einigermaßen, keinesweges aber so beantworten, daß wir diese Philosophie aus ihren Schriften selber vollständig darlegen könnten; welches ohnehin, wenn es auch anginge, wir den Geschichtschreibern der Philosophie überlassen müßten. Von ihren philosophischen Sastras ist noch keiner bisher übersetzt, oder auch nur im Auszuge mitgetheilt worden. Der einzige, dem Vyasa zugeschriebene, den Jones im Original las, war kurz, sehr dunkel, und bestand in schön modulirten Sentenzen *). Von ihren Lehrgedichten wird noch unten die Rede seyn. Die ge-

*) *Jones* Works I, p. 103.

naueste Nachricht darüber giebt der Ayeen Acberi, der die neun verschiedenen Schulen durchgeht, und die Schriften, worauf sie sich gründen, anführt *). Für den Forscher der Indischen Alterthumskunde ist diese abgeleitete Quelle allerdings eine schon getrübte Quelle; jedoch läßt sich daraus eine allgemeine Ansicht der Indischen Philosophie schöpfen; und besonders die Frage beantworten, ob die Inder eine von ihrer Religion verschiedene Philosophie hatten? Oder ob vielmehr ihre Philosophie aus ihrer Priesterreligion abgeleitet war? Diese Fragen wird nach der Ansicht jener Nachrichten wohl Niemand anstehen anders zu beantworten, als daß zwischen Religion und Philosophie das Band hier so eng geknüpft war, wie bei einer geschlossenen Priestercaste es sich im voraus erwarten läßt; und die Vedas also nicht weniger die letzten Quellen der Philosophie, wie der Religion, waren. Dieß lehrt schon der Umstand, daß die Hauptschule der Indischen Philosophie auf Vyasa, den Sammler der Vedas und Lehrer des Jaiminis, zurückgeführt wird; dessen Schrift durch ihren Namen Vedanta schon ihren engen Zusammenhang mit den Vedas als der Quelle, woraus ihre Lehre geflossen sey, bezeichnet **). Die Upanischads geben durch ihre mystische

*) *Ayeen Acberi* II, p. 406 sq.

**) *Jones* Works I, p. 165. Wie schwankend unsere Urtheile über die philosophischen Systeme noch seyn müssen, wird dem deutlich werden, der, was Jones hier über die Lehren des Jaimini sagt, mit dem vergleichen will, was sich darüber im *Ayeen Acberi* II, p. 428 sq. findet.

Dunkelheit der Speculation einen überreichen Stoff. Es konnte nicht anders seyn, als daß hier Verschiedenheit der Meinungen entstand; und daraus also die verschiedenen Sekten hervorgingen, welche der Ayeen Aeberi aufzählt und unterscheidet. Es ist gewiß hier, wo der grübelnde Charakter dieses Volks, der mit seinem Hange zum beschaulichen Leben in so enger Verbindung steht, sich am deutlichsten zeigt. Aber eben diese unauflösliche Verbindung zwischen Philosophie und Religion lehrt auch bereits, daß eine freie Entwickelung des philosophischen Geistes, wie sie der Occident kennt, hier nicht zu erwarten stehen kann. Die Indische Philosophie scheint einen ähnlichen Gang mit der Scholastik im Mittelalter genommen zu haben. Sie ist eben so spitzfindig wie diese; ward eben so vorzugsweise zur Dialektik; und die Verschiedenheit der Schulen scheint auf eben so feinen Distinktionen zu beruhen, als es bei diesen der Fall wurde. Allerdings hat sich zwar bei den Indern auch eine praktische Philosophie gebildet; die Moral ist nicht gänzlich vernachlässigt worden; aber ihre moralischen Schriften scheinen nichts mehr als bloße Maximen, oder auch Lehren in Dichtungen gehüllt, zu enthalten. Werke, welche mit denen der Stifter und Ausbilder der Griechischen Moralsysteme verglichen werden könnten, sind wenigstens bisher nicht bekannt geworden.

Auf eine ähnliche Weise wie die Vedas als die Quellen der Philosophie betrachtet werden, ist es auch mit den übrigen Wissenschaften und Künsten, welche die vier Upavedas enthalten; nemlich der Medicin, der Musik, im weitern Sinne des Worts, wo sie zugleich

Metrik und Tanzkunst mit begreift; der Kriegskunst, und der Baukunst, die überhaupt die mechanischen Künste umfaßt. Sie werden als unmittelbar abgeleitet aus den Vedas betrachtet *). Keiner der Upavedas ist bisher bekannt gemacht; und von den eben erwähnten Künsten ist die Musik der Inder die einzige, über welche wir gelehrte Forschungen aus den Quellen besitzen. Die Abhandlung von Jones über diesen Gegenstand **), welche in der Uebersetzung des Freiherrn von Dalberg durch Anmerkungen und Zusätze so sehr veredelt und bereichert worden ist ***), giebt die Beweise, in welchem engen Zusammenhange die Musik mit der Religion stand. Ein Theil der Hymnen der Vedas ist, wie oben bemerkt ward, nur für den Gesang bestimmt; bedarf es mehr um jenen engen Zusammenhang zu zeigen?

Als ein Zweig der philosophischen Studien der Inder kann das der Grammatik des Sanskrit betrachtet werden. Wie bei den andern wissenschaftlichen Fächern wird auch hier Ein Schriftsteller als der eigentliche Schöpfer der Wissenschaft betrachtet. Panini, dessen Sutras die Inder wenigstens für das älteste grammatische Werk erklären, das sie besitzen, wird von ihnen ohne ge-

*) *Jones* on the Litterature of the Hindus, Works I, p. 358. Der Ausdruck Upavedas heißt so viel als Untervedas; subscriptures übersetzt ihn Jones.

**) *Jones* on the musical modes of the Hindus, in As. Res. III, p. 55 sq.

***) Ueber die Musik der Inder vom F. H. von Dalberg. 1802. Mit einer Sammlung Indischer Volksgesänge.

nauere Bestimmungen doch in die entfernten Zeiten hinaufgerückt, wo die gottbegeisterten Weisen als Lehrer der Wissenschaften auftraten. Er heißt der Enkel des Devala, eines inspirirten Gesetzgebers. Wir kennen seine Sprachlehre nicht weiter, als aus den Nachrichten, welche Colebrooke davon gegeben hat *). Nach dem Urtheil dieses Kenners stehen alle Theile derselben in einem so engen Verhältniß gegen einander, daß sie das Werk Eines Mannes seyn muß. Dieß scheint doch aber ein vorhergegangenes Sprachstudium zu verrathen; und Panini selber citirt auch öfter ältere Grammatiker. Auf der andern Seite scheint doch aber die Angabe eines hohen Alters dieses Werks sowohl durch äußere als innere Merkmale bestätigt zu werden. Durch äußere, indem es durch eine lange Reihe von Commentatoren aus sehr verschiedenen Zeitaltern erklärt ist **); so daß man es gewissermaßen als die gemeinschaftliche Quelle der vorhandenen grammatischen Werke der Inder betrachten kann; durch innere, wegen der Kürze und Dunkelheit seiner Vorschriften, welche Erklärungen derselben ganz unentbehrlich machten ***). Eine bestimmtere Angabe über das Alter

*) *Colebrook* in As. Res. VII, p. 202 sq. Sie ist in Calcutta unter dem Titel Panini, the grammatical Sutras 1809 erschienen. Aber, so viel ich weiß, ohne Uebersetzung.

**) Der vornehmste darunter, *Patanjali*, gehört selbst noch der fabelhaften Zeit an. In seinem Maha Bashya, oder großen Commentar, ist jede der 3996 Regeln des Panini ausführlich untersucht und erläutert. *Colebrook* l. c. p. 205.

***) *Colebrook* l. c. p. 205.

dieses Werks wird, scheint es, sich erst dann geben lassen, wenn wir das Verhältniß genauer kennen, in welchem seine Regeln zu der Sprache der Vedas, und zu der der spätern klassischen Dichter stehen.

Eine Folge dieses grammatischen Studiums war die Entwerfung von Wörterbüchern. Das berühmteste derselben ist das Amera Cosha, dessen Verfasser, Amara Sinha, an dem Hofe des Vicramaditya lebte *). Eine Abschrift davon besitzt die K. Pariser Bibliothek **); und wir können es mit mehr Zuverlässigkeit beurtheilen, da der Pater Paullino den ersten Abschnitt desselben in einer Uebersetzung herausgegeben hat ***). Es ist ein, in Versen geschriebenes, Sachwörterbuch, in welchem in 17 Abschnitten die Namen der Götter, Menschen, der Gestirne, Elemente, Wissenschaften, Berge, Flüsse u. s. w. erklärt werden; und ist wiederum der Stoff für zahlreiche Commentatoren geworden, die sich bestrebten, die Ableitungen der Wörter aufzufinden, indem sie sie auf ihre Wurzeln zurückführten †).

*) *Colebrook* l. c. p. 214.

**) *Langlès* Catalogue de Manuscrits Samscrits etc. p. 22.

***) Amarasingha, sectio prima de coelo. Romae 1798. Dieser erste Abschnitt enthält besonders die Erklärung der Beinahmen der Götter. — Es sind oft ganze Stellen oder Reihen von Versen abgedruckt. Nachher erschien es gedruckt in Bengalen: Cosha or Dictionary of the Sanscrit-Language with an English interpretation by *Colebrook* Serampour 1808.

†) *Colebrook* l. c. Die Zahl der Wurzelwörter soll nach *Langlès* l. c. p. 25. nicht über 10000 hinausgehn.

Es ist bereits in dem Anfange dieses Abschnitts bemerkt, wie wenig wir hoffen dürfen, eine kritische Geschichte bei den Indern zu finden. Indeß bedarf dieser Gegenstand allerdings einer genauern Untersuchung. Jene Behauptung soll nur so viel sagen, daß in der Indischen, d. i. der alten Sanskrit-Litteratur, keine historische Werke in dem Sinne, wie wir diesen Ausdruck nehmen, zu erwarten sind; so wenig Werke eigentlicher Geschichtschreiber, als bloßer Annalisten.

Das erste wird man nicht in Abrede stellen, da historische Werke bisher nicht nur nicht gefunden sind, sondern auch von den Pandits selber gar nicht angeführt werden *). Würden sie dieses unterlassen, wenn sie sie besäßen? Würden sie sie den Britten, die begierig nach ihnen forschten, verhehlt haben? Hätte nicht Eitelkeit oder Gewinnsucht sie ihnen überliefert? Will man aber dennoch dieses bezweifeln, so wird die Untersuchung über die epische Poesie davon die weiteren Beweise geben. Kritische Geschichte kann unmöglich unter einer Nation sich bilden, die keinen Sinn dafür hat, und keinen Werth darauf legt. Nicht um historische Wahrheit, sondern um dichterischen Schmuck ist es ihr zu thun. Die Erzählung soll nicht den Verstand, sie soll die Einbildungskraft beschäftigen. In wie fern es wahrscheinlich ist, daß bei ihren großen epischen Dichtungen einige wahre Begeben-

*) In der zahlreichsten Sammlung von Sanskrit-Schriften außer Indien, welche die K. Pariser Bibliothek besitzt, findet sich kein einziges historisches Werk. *Langlès* Catalogue des Manuscrits Samscrits p. 13. sagt dieß ausdrücklich.

heiten zum Grunde liegen, wird unten deutlicher werden; will man aber auch selbst dieses annehmen, so sind sie doch unter den Händen der Dichter so entstellt, daß die Geschichte fast so gut wie keinen Gewinn daraus ziehen kann. Ich behaupte nicht zu viel, wenn ich sage, daß die Inder von dem, was wir historischen Styl nennen, nicht einmal einen Begriff haben. Den sprechendsten Beweis davon geben mehrere der oben erwähnten Inschriften *). Hier, wo die einfachsten Dinge zu erzählen waren, wie die Verleihung von Ländereien, kann es nicht ohne einen großen poetischen Apparat geschehen; und die Thaten der Fürsten, die erwähnt werden, werden durch allen Pomp der Rede und durch Uebertreibungen entstellt, die bei uns kaum ein Dichter sich erlauben würde. Wird man bei einem Volke, wo ein solcher Geschmack herrscht, kritische Geschichte suchen wollen?

Hatten die Inder keine Geschichtschreiber, so konnten sie doch Annalisten haben, so gut wie andere Völker des Orients sie hatten. Konnte an den Ufern des Ganges kein Polybius oder Gibbon reifen, so reifte doch vielleicht ein Abulfeda oder Mirkhond? — Ich begehre die Möglichkeit davon nicht zu leugnen; aber noch haben wir von keinem solchen gehört; und würden die Inder ihn weniger den Fremden empfohlen haben, als die Araber und Perser die ihrigen? Wir dürfen also wenigstens dieß als erwiesen annehmen, daß die Pandits keine dergleichen kennen; sind sie aber ihnen unbekannt, wo soll

*) Man sehe die oben S. 82. erwähnten Inschriften in den Asiatic. Researches nach.

man sie suchen oder erwarten? Indeß ich verspare die weitere Beantwortung dieser Fragen bis auf den Anfang des zweiten Abschnittes, wo sie hin gehört; um so mehr, da sie erst nach der Erörterung der epischen Poesie bei diesem Volke sich einigermaßen befriedigend beantworten läßt. Erst daraus wird es hervorgehn, daß, und in welchem Sinn ihre Geschichte eine Dichtergeschichte genannt werden muß.

So wie die Geschichte ist auch die Geographie der Inder eine Dichtergeographie. Sie besitzen mehrere geographische Werke, theils in Sanskrit, theils auch in Volkssprachen geschrieben; wovon Wilford in dem achten Bande der Asiatischen Untersuchungen uns eine genauere Nachricht gegeben hat *). Mehrere der Puranas oder mythologischen Gedichte, enthalten ihm zu Folge eigene Abschnitte über Geographie, welche Bhu-Chanda oder Bhuvana Cosa, Abschnitte über die Erde, heißen.

*) As. Res. VIII, p. 267. An essay on the sacred Isles in the West; wovon nur der erste Abschnitt: of the geographical Systems of the Hindus in diesem Bande geliefert wird. Er sagt selbst p. 269: with regard to history the Hindus really have nothing but romances, from which some truths occasionally may be extracted, as well as from their geographical tracts. — Desto sonderbarer ist es, daß dieser Schriftsteller auf den Einfall kommen konnte, beweisen zu wollen, die heiligen West-Inseln der Inder seyen — die Brittischen. Der Eifer und große Fleiß dieses Mannes ward leider! durch keine kritische Einsichten geleitet. Wie viel hätte er sonst leisten können!

Dieß sind die Quellen, aus welchen ihre geographischen Kenntnisse geschöpft sind; die man in den Schriften über diesen Gegenstand findet *). Schriften dieser Art sind jedoch selten; weil die Braminen ihre Verbreitung nicht wollen. "Sie haben", sagen sie, "die Puranas, was brauchen sie mehr?" Auch konnte selbst Wilford die beiden wichtigsten Werke, die beide Königen zugeschrieben werden, das eine dem Vicramaditya, das andere dem Munja, nicht zu Gesicht bekommen **). Eine Indische Geographie steht also in wissenschaftlicher Rücksicht etwa auf gleicher Stuffe mit einer Griechischen, die aus dem Homer und Hesiod, oder die aus den cyklischen Dichtern geschöpft wäre. Dieß schließt also nicht in sich, daß alle geographische Angaben erdichtet sind. Die Indischen Dichter kannten natürlich ihr Land; und manche der geographischen Angaben, die sich auf dieses beziehen, können historisch erklärt werden. Der heilige Hauptstrom, der Ganges, mit seinen sieben Nebenströmen, heilig wie er; die an seinen Ufern liegenden Länder, besonders Magada oder Bahar, wo die Fabel des Krischna spielt; das hohe Schneegebirge Himalaja im Norden; die Insel Lanka oder Ceylon im Süden, so wie einzelne Städte, wie Ajudhia oder Aude, Kinoge und einige andere, sind nicht zu verkennen. Aber die geographischen Namen im Sanskrit sind von den neuern gewöhnlich

*) Zwar giebt es, sagt Wilford, außer dem poetischen auch noch ein modernes System der Indischen Geographen, es ist aber gewiß das schlechtere von beiden. l. c. p. 272.

**) *Wilford* l. c. p. 268.

gänzlich verschieden, und bei den meisten derselben gestehen die Brittischen Erklärer selber ihre Unwissenheit. Dadurch wird also schon die alte Geographie Indiens selbst in ein schweres Dunkel gehüllt. Daß aber ihre Begriffe von den Ländern außer Indien, die sie sich als sieben Inseln oder Halbinseln (Dwipas) denken, so wie ihre Begriffe von der Gestalt der Erde nur der Einbildungskraft der Dichter ihren Ursprung verdanken, geht aus den Untersuchungen und den Abbildungen *) so klar hervor, daß es keines weitern Beweises bedarf.

Die Untersuchung über die Astronomie der Inder und ihr Alter, muß ich den Männern vom Fach überlassen; und beschränke mich auf eine bloße litterarische Notiz. Sie beruht hauptsächlich auf dem Alter des Surya Siddantha, dem Hauptwerk über die Indische Astronomie, welches von den Pandits als das älteste, das sie besitzen, gerühmt wird. Das hohe Alter desselben hat Bentley zweifelhaft gemacht, indem er darzuthun sucht, daß dieses Werk, welches die Pandits dem Varaha, einem der ältesten Weisen, oder doch dem Zeitgenossen des Vicramaditya, zuschreiben, dem Varaha Mihira, der im elften Jahrhunderte lebte, zum Verfasser habe **). Diese Behauptung hat indeß in Eng-

*) As. Res. VIII, p. 376.

**) Man vergleiche die Abhandlung von Bentley in As. Res. VI, p. 546. on the Antiquity of the Surya Siddantha; welche der Verfasser nachmals gegen die Kritik in dem Edinburgh Review vertheidigte in As. Res. VIII, p. 195. on the Hindu System of Astronomy.

land selbst Widerspruch gefunden, wogegen sich Bentley in dem achten Bande der Asiatischen Untersuchungen vertheidigt; und bei dieser Gelegenheit seine Angriffe auf das Alter eines großen Theils der Sanskrit-Litteratur macht, worauf ich noch unten zurückkommen werde. — Unabhängig von diesen ist die Behauptung eines deutschen Gelehrten *); der zu Folge die Inder ihre Astronomie von den Arabern erhalten haben sollen; welche auch noch einer weitern Prüfung wird unterworfen werden müssen.

Die bisherigen Untersuchungen betrafen die wissenschaftliche Litteratur der Inder; wenn ich davon ihre poetische Litteratur unterscheide, so muß ich sogleich bemerken, daß eine so scharfe Grenzlinie zwischen beiden, wie im Occident, sich hier gar nicht ziehen läßt. Auch die wissenschaftlichen Werke dieser Nation, selbst solche, wo der Stoff dieses kaum zu erlauben scheint, sind in gebundener Rede geschrieben; wie das Wörterbuch des Amara Sinha davon einen Beweis geben mag. Allerdings besitzt die Sanskrit-Litteratur auch prosaische Werke; aber es scheint, daß, wenigstens in den klassischen Werken dieser Art, sich die Prose der gebundenen Schreibart nähert; eine modulirte Prosa wird sie von

*) Des H. Inspektor Schaubach in seinen beiden Abhandlungen: de astronomici studii apud Indos origine et antiquitate; in Commentatc. Re. Reg. Soc. Scient. Gotting. Vol. I. II. und dem Aufsatz: über die Chronologie der Inder; in v. Zach Monatl. Corresp. 1813. Febr. u. März.

den Britten genannt *). Ohne Zweifel zeigen sich diese Modulationen im Rhythmus; vielleicht auch in Assonanzen. Eine genauere Bekanntschaft mit der Sprache kann darüber erst das weitere lehren. Hier bemerke ich nur, daß, wenn ich jetzt von der poetischen Litteratur der Nation spreche, ich darunter diejenigen Werke begreife, die nicht blos ihrer Form, sondern auch ihrem Wesen und Inhalt nach, der Poesie angehören.

Die verschiedenen Zweige der Poesie, die erzählende wie die dramatische, die lyrische wie das Lehrgedicht und die Fabel, — sie alle sind in der Sanskrit-Litteratur aufgeblüht, und haben herrliche Früchte getragen! Wenn man jedoch sie gegen einander vergleicht, so kann es gar keinem Zweifel unterworfen seyn, welcher Gattung vor den übrigen der Preis gebührt. Die Inder selbst sprechen denselben ihrer epischen Poesie zu. Die großen und klassischen Werke derselben werden von ihnen als Zweige ihrer heiligen Litteratur betrachtet. Sie werden, so gut wie die Vedas, in die entferntesten Zeiten hinaufgerückt, und ein göttlicher Ursprung wird auch ihnen eingeräumt. An epischer Poesie hängt vorzugsweise die Bildung der Nation, denn durch sie bildete die Indische Götterwelt sich aus; und sie ward wiederum die Hauptquelle der übrigen Gattungen der Poesie, so wie der Kunst. Dieser Gegenstand ist es also, der vor allen unsere Aufmerksamkeit fordert; vorläufig aber wird auch hier die Frage beantwortet werden müssen: Wie weit

*) *Jones* Works I, p. 319. 327. Wie z. B. im Bhagawat. s. oben S. 96.

kennen wir die epische Poesie der Nation? In wie fern sind wir also berechtigt, über sie zu urtheilen? Freilich sind bisher weder die Wünsche, die man hegen, noch die Hoffnungen, die man fassen konnte, in Erfüllung gegangen; aber doch wissen wir jetzt so viel von ihr, um ihren Charakter mit Sicherheit bestimmen zu können.

Die Indische Litteratur ist reich an Epopöen *); die ältesten klassischen Werke der Nation erzeugten eine Menge Nachahmungen; so gut wie die Gesänge des Jonischen Barden. Aber so wie in der Griechischen Litteratur die Ilias und die Odyssee vor allen andern hervorglänzen; so in der Indischen der Ramajan und der Mahabarat **).

*) Man sehe die Abhandlung von *Colebrooke* on Sanscrit and Pracrit Poetry As. Res. Vol. X., der Titel und Inhalt von mehrern und auch Proben daraus anführt.

**) *Polier* Mythologie des Hindous I, p. 115. setzt vor beiden dem Alter nach noch den Marcondày Purana, welcher den Sieg der Göttin Bhuvani, der Mutter der drei großen Dejotas, oder der Durga (einer ihrer vielen Namen, m. s. Mayer's mythol. Lex. unter Durga) über den Riesen und Dämon Moisasur enthält. Allein mit Unrecht. Von dem Markandeya Purana giebt *Langlès* Catal. des Man. Samscrits p. 54 nach den 124 Sektionen den Inhalt an, woraus erhellt, daß die Geschichte der Durga nur eine Episode von ihm ist. Indeß ist der Irrthum verzeihlich; denn diese Episode circulirt auch als eigenes, für sich bestehendes, Gedicht unter dem Titel Tchandika. Weshalb ihm aber Polier ein höheres Alter als den beiden großen klassischen Epopöen beilegen will, weiß ich nicht. Er wird sonst niemals mit ihnen auf gleiche Linie gestellt.

Von diesen beiden klassischen Werken kennen wir, wiewohl erst seit kurzem, am genauesten den **Ramajan**; seitdem zwei Brittische Gelehrte die ersten zwei Bücher desselben in Englische Prose übersetzt haben *). Geht dabei gleich der Reiz der Versifikation verloren, so scheint dagegen an der gewissenhaften Treue der Uebersetzer kein Zweifel seyn zu können. Auch sind wir dadurch in den Stand gesetzt, den ganzen Inhalt des Gedichts zu übersehen; da vor dem eigentlichen Anfang, (es beginnt erst mit dem fünften Abschnitt) eine Uebersicht des Ganzen, — wahrscheinlich erst von späterer Hand, aber sehr erwünscht für uns — vorangeschickt worden ist.

Der Gegenstand des Gedichts ist der Sieg des göttlichen Helden Rama über Ravuna, den Fürsten der Rakschus, oder der bösen Genien. Man kann also allerdings sagen, es liege eine Allegorie dabei zum Grunde, indem es den Sieg des Guten über das Böse andeuten solle. Ob aber ein episches Gedicht allegorisch ist oder nicht, hängt nicht sowohl von dem Gegenstande als von der Behandlung ab. Diese ist aber in dem Ramajan nicht allegorisch, sondern rein episch; allein episch auf

*) The Ramayuna of Valmiki, in the original Sangskrit, with prose translation and explanatory notes by *Will. Carey* and *Joshua Marshman*. Vol. I, containing the first book. Serampore 1806. 4to 656 S. Vol. III. containing the latter part of the second book 1810. Serampore 493 S. Das ganze Gedicht besteht aus 7 Büchern; wovon jedes eine Anzahl Sektionen, das erste 64, das zweite 80 enthält.

Indische Weise. Die Rakschus hatten die Oberhand bekommen über die guten Götter, und waren ihnen unbezwinglich, weil sie das Versprechen der Unverletzbarkeit von ihnen erhalten hatten. Nur ein Sterblicher konnte deshalb Ravuna bezwingen; aber eben so wenig ein bloßer Sterblicher. So ergeht daher das Anliegen der Götter an Vischnu, einen der ersten unter ihnen, daß er Mensch werden möge. Vischnu bewilligt dieß, aber so, daß er sich in vier Theile zersetzt; und in vier Brüdern, unter denen Rama der erste ist, sich vermenschlicht. So hat also der Dichter einen Gottmenschen als Haupthelden seines Gedichts. Er besiegt und erlegt den Ravuna; und kehrt alsdann selber, aber begleitet von dem Volke, das er hienieden beherrschte, in seinen Himmel zurück. Dieß ist mit wenig Worten der Hauptgegenstand des Gedichts; allein die Ausführung und die Behandlung ist so unermeßlich reich, daß es in dieser Hinsicht mit jeder andern Epopöe die Vergleichung aushalten kann. Das erste Buch, welches wir in dem ersten Bande der Uebersetzung vor uns haben, giebt davon schon überflüssige Beweise. Es beginnt mit der Beschreibung der Stadt Ujadhija, wo der fromme und weise König Duscha Rutha herrschte, als dessen Sohn Rama erscheinen sollte. "Sie war einst erbaut worden von Menu, dem ersten Herrscher der Menschen. Ihre Gassen und Gänge waren wunderbar angelegt, und reichlich bewässert. Ihre Mauern mit bunten Feldern glichen einem Schachbrett. Sie war voll von Kaufleuten jeder Art; von tanzenden Mädchen und Männern; von Elephanten, Pferden und Wagen. Geziert mit Edelsteinen, gefüllt mit Reichthum,

versorgt mit Lebensmitteln, prangend mit Tempeln und Pallästen, deren Kuppeln den Gipfeln der Berge glichen, mit Gärten, reich an Gruppen von Mango-Bäumen, und Bädern. Sie duftete von Weihrauch, von Blumenkränzen, von wohlriechenden Opfern. Sie war bewohnt von den Wiedergeborenen *), tief unterrichtet in den Vedas; begabt mit herrlichen Eigenschaften; voll von Wahrheit, Eifer und Mitleid; ähnlich den großen Weisen; völlig Herren ihrer Leidenschaften und Begierden. In Ujadhija war kein Geizhals, kein Lügner, kein Betrüger, kein Uebelgesinnter. Keiner lebte in ihr unter tausend Jahre; keiner war unversöhnlich; keiner ohne zahlreiche Nachkommen; keiner gab den Braminen weniger als tausend Rupien; keiner entzog sich den Pflichten seines Standes. Keiner ging in ihr ohne Ohrringe, ohne Kränze, ohne Halsband, ohne Wohlgerüche, ohne zierliche Kleider." Duscha Rutha, ihr Beherrscher, schon 9000 Jahre alt, wäre der glücklichste der Fürsten gewesen, hätte er Söhne gehabt. Er beschließt mit dem Rath seiner Braminen ein feierliches Opfer, ein Ushwameda zu bringen. Das Opfer eines Pferdes, einer der größten Religionsakte der Hindus, ist nach den Verordnungen der Schastras von solchem Umfange, daß mehrjährige Zurüstungen dazu erforderlich sind. So hatte also der Dichter einen neuen Gegenstand, der poetischen Behandlung, wenn irgend einer, fähig. Aber mit diesem verschlingt sich ein neuer Faden der Erzählung. Zum Gelingen des

*) Wiedergeboren, zweimal geboren, heißen die drei obern Casten; vorzüglich jedoch die Braminen.

Werks war nöthig, daß die Tochter des Königs Schanta, die von einem andern frommen Fürsten adoptirt war, mit einem jungen Heiligen sich vermählte, der einsam in einem Walde hausete, und die Vedas las. Rischya Schringa, so war der Name des jungen Einsiedlers, herauszulocken, war eine nicht leichte Sache. Der Auftrag ward einer Anzahl junger Mädchen gegeben, gewandt in allen Künsten der Sinnlichkeit, als Weise verkleidet, ihn anzulocken. Nie hatte Rischya Schringa noch ein weibliches Wesen gesehen; er hört ihre Gesänge; er sieht ihre Tänze durch die Ringelpflanzen und duftenden Stauden; er führt sie in seine Hütte; und berauscht von ihrem Wein fühlt er Gegenliebe, wird weggeführt, wird der Gemahl der Lotosäugigen Shanta. In diesem reizenden Gemählde entfaltet sich der ganze Zauber der Indischen Poesie. Nun kann das große Opfer vollbracht werden, zu dem die Fürsten und die Braminen aus der Ferne eingeladen waren; und sein Gelingen giebt Duscha Rutha die Gewißheit, Söhne zu bekommen. So war also die Menschwerdung des Vischnu eingeleitet. Der Dichter versetzt uns nun in die Wohnung von Brama. Dahin begeben sich die Dewas, und die himmlischen Weisen, die bei dem Opfer zugegen gewesen waren, und bitten um Hülfe gegen Ravuna. Hier langte auch Vischnu an, "der ruhmvolle, der Herr der Welt, gekleidet in Gelb; geschmückt mit goldnen Armbändern; reitend auf dem Adler Vinuteya, gleich der Sonne auf einer Wolke, mit seiner Wurfscheibe und seiner Keule in der Hand." Angefleht von den Göttern, giebt er ihren Bitten nach, und verspricht eine Incarnation von 11000

Jahren; und den Untergang von Ravuna, der nur so bezwungen werden konnte. So vermenschlicht sich Vischnu in den vier Söhnen, die dem Duscha Rutha jetzt von seinen drei Gattinnen geboren werden, Rama der älteste, von der Kuschulja, Luckschumuna, und Schutrugna von der Sumitra. Den vierten, Bhuruta, gebar die schöne Keykeji *). Dennoch aber, (so spielt die Indische Phantasie) bleibt Vischnu, ungeachtet seiner Vermenschlichung, als Gottheit in seinem Himmel. Auf sein Begehren entstehen aber jetzt die künftigen Gehülfen und Bundesgenossen des Rama in seinem Kampf, das zahllose Volk der Affen. Ihre Einwebung in die Epopoe scheint eine der abentheuerlichen Ideen zu seyn; aber dieß Niedrige verliert sich, sobald wir sehen, daß diese Affen auch höhern Ursprungs, daß sie Thiergottheiten sind. Als Göttersöhne zeigen sie sich schon durch ihre Entstehung; denn auf Brama's Geheis werden sie von den Göttern erzeugt; übermenschliche Wesen von gewaltiger Kraft; besonders ihre Anführer und Fürsten Vali, Hanuman u. a. **) gewaltig wie der Tiger und der Löwe. Wir würden sie unbedenklich Satyrs nennen; wenn nicht so leicht falsche Nebenbegriffe sich daran knüpften. Indem der Dichter sie jetzt entstehen ließ, hatte er für die Folge seines Gedichts eine reiche Quelle sich geöffnet. Nun springt die Dichtung (Rama's Kindheit mit Stillschweigen vorübergehend,) in die Zeiten über, wo Er und seine Brüder reif für die Heyrath wurden. Um diese Zeit kommt ein Weiser von königlichem Stamm,

*) Ramajan I, p. 217.

**) Ramajan I, 223 – 231.

der durch Büßungen sich zum Heiligen und Braminen erhoben hatte, Wischwa-Mitra, zum König Duscha Rutha. Er hatte das Gelübde eines Opfers gethan; aber die Rakschus verhinderten ihn, es gottgefällig zu bringen. Sie konnten nur durch Rama bezwungen werden; und so kommt er, den König Duscha Rutha zu bitten, ihm seinen Sohn Rama, den jungen Helden, zum Beistande mitzugeben. Die Geschichte des Empfangs des Wischwa-Mitra ist eine wahrhaft patriachalische Scene! Der Vater kann sich nicht entschließen, den geliebten Sohn ziehen zu lassen, Rama den Lotosäugigen. Kann der sechszehnjährige Jüngling den Kampf bereits mit den Unholden bestehen? Aber er hatte Wischwa-Mitra im voraus sein Wort gegeben, seine Bitte zu erfüllen. Hart ließ ihn deßhalb Wischwa-Mitra an. "Bei dem Zorn des Weisen ward die Erde bewegt, und Furcht ergriff selbst die Götter." *). Aber Buschista, der Priester, der Rathgeber des Königs, legte sich darein; und überredete den König Duscha Rutha. Er selber rief Rama und seinen Bruder Lukschumuna; küßte sie, und übergab sie dem Wischwa-Mitra. Ein Schauer von Blüthen fiel von oben herab, bei ihrer Abreise; und die Himmlischen selber feierten sie mit ihrem Gesange. Die Beschreibung der Reise bietet nun einen neuen reichen Stoff der Dichtung dar. Mehrere Abentheuer werden bestanden; zum Theil sehr künstlich mit dem Hauptgegenstande verknüpft. Die Erzählung davon füllt fast die Hälfte des Buchs aus. Auf diesem Wege erhält Rama von Wischwa-Mitra die himmlischen Waffen, wie Achill von der The-

*) Ramajan 1, 251.

tis. Aber diese Waffen sind doch von anderer Art. Sie sind da, so oft Rama durch eine Formel sie heischt; sie werden selbst personificirt, und unterreden sich mit dem Helden *). Nun besteht Rama seine erste Heldenthat, indem er die Zauberin Taruka erlegt. Der weitere Weg führt die Wanderer zum Ganges. Ausführlich daher der Mythus von der Entstehung des Ganges; denn jeder merkwürdige Gegenstand wird zur Belehrung genutzt, welche Wischwa-Mitra dem jungen Rama ertheilt. Der Ganges, wie die sieben Nebenflüsse, die er aufnimmt, sind weiblich; aber jener Mythus enthält nach unsern Begriffen so viel Unschickliches, daß die Uebersetzer es nur anzudeuten wagten. Der heilige Strom kommt von dem Gebirge Himmalaja; er reinigt die Welt; er ist es, der das Meer ausfüllt. Auch aus dem Ramajan erhellt, daß der Ganges für die Inder nicht viel weniger war, als der Nil für die Aegypter. Auch er, wie seine Nebenflüsse und Arme, sind himmlischen Ursprungs; auch Verwandlungen weiblicher Heiligen in Flüsse sind der Indischen Phantasie nicht fremd. Nun rückt die Geschichte der Vermählung des Rama näher. Indem die Wanderer jenseit des Ganges nach Nordost fortgehen, kommen sie zum König Junuka, der im Besitz des großen Bogens, den noch Niemand hatte spannen können, mit einem großen Opfer beschäftigt ist. Der Empfang ist so feierlich, und fast noch feierlicher, als bei irgend einem der Homerischen Helden; aber das Unterscheidende des Indischen Charakters ist die Ehrfurcht, mit der selbst die Könige die vollendeten Weisen unter den Braminen

*) Ramajan I, 295. 299.

behandeln. "Der König mit ehrfurchtsvoll gefalteten Händen sagte zu dem Haupt der Weisen Wischwa-Mitra: O du Göttlicher, nimm Platz unter den großen Weisen! So aufgefordert setzte sich Wischwa-Mitra nieder; worauf der König, umgeben von seinen Räthen, mit gefalteten *) Händen sich nähernd dem sitzenden Weisen, zu ihm sprach: Heute, du Himmlischer, bin ich beglückt mit dem Wasser der Unsterblichkeit! Heute wird mein Opfer seine Kraft haben! So den Weisen anredend frug der fromme König aufs neue mit frohem Blick und gefalteten Händen: Wer, (möge Heil dir wiederfahren!) sind diese beiden erlauchten Jünglinge, in ihrem Gange majestätisch wie der Elephant; heldenmüthig wie der Tiger und der Stier; mit langen und lotosähnlichen Augen? In der Blüthe der Jugend erscheinend; gleich Göttern, die vom Himmel auf die Erde herabsteigen; bewaffnet mit ihren Dolchen? Hörend diese Worte des großen Königs, erwiederte der Weise: "dieß sind die Söhne von Duscha Rutha! Sie sind gekommen, nach Deinem großen Bogen zu fragen! So sprach der Weise und schwieg" **). Der Preis des Bogenspannens war aber die Tochter des Königs, die schöne Sita. Vergebens hatten sich um sie die Rajahs beworben. Eingeschaltet wird hier in einer langen Episode die Geschichte der Büßungen des Wischwa-Mitra, durch die es ihm, der, wenn gleich König, doch aus der Ketri-Kaste war,

*) Eigentlich zusammengelegten. Die flachen Hände wurden zusammengelegt als Zeichen der Ehrfurcht.

**) Ramajan I, 444.

endlich gelang, als Heiliger in die Braminenkaste aufgenommen zu werden *). Nun befahl der König den Bogen zu bringen; achthundert Männer waren nöthig, den achträdrigen Kasten zu ziehen, in dem er lag. Mit Einer Hand ergriff ihn Rama; spannte ihn; und der gespannte Bogen brach in der Mitte. Der tiefe Schall glich dem Krachen eines fallenden Gebirges! Jetzt war es entschieden, daß Sita die Gattin des erprobten Helden ward, so wie ihre Schwester Upmila die des Luckschumuna. Der Vater des Helden, der König Duscha Rutha, ward nun eingeladen zu der Hochzeitfeier seiner Söhne; in vier Tagen langte er an von Ujadhia in der Stadt Mitila, begleitet von seinen Weisen, seinen Räthen und seinem Heer. Die Vermählungen wurden vollzogen; auch für die beiden noch übrigen Söhne fanden sich Gattinnen in der Familie des Junuka, Töchter seines Bruders. Rama und seine Brüder mit ihren Gattinnen und dem König Duscha Rutha kehren nun nach Ujadhia zurück; der König beschließt, Rama zu seinem Mitherrscher anzunehmen; indem er seinen andern Sohn Bhuruta zu seinem Großvater mütterlicher Seite, den weisen König Kekuja schickt; um die Bildung und den Unterricht zu erhalten, der einem Fürsten anständig ist.

Man sieht leicht, daß in diesem ersten Buche genug Fäden zu einem langen Gewebe angesponnen waren.

*) Eine Deutsche Uebersetzung dieser Episode findet man bereits hinter H. Friedrich Schlegel Abhandlung über die Weisheit der Inder.

Aus der dem Gedichte vorangesetzten Inhaltsanzeige der folgenden Bücher *) erfahren wir, daß durch die Ränke der Keikeji, die ihren Sohn Bhuruta zum Nachfolger bestimmt haben wollte, jene Erhebung des Rama verhindert, und Duscha Rutha beredet wird, ihn auf fünfzehn Jahre des Landes zu verweisen. Rama, jedoch begleitet von seiner Gattin Sita und seinem Bruder Luckschumuna, verlassen Ujadhia, und gehen als Büßende in den Wald. Aber bald gereut es dem König; er kann seinen Sohn Rama nicht entbehren. Die Klagen der Mutter, die Trauer der Stadt erschüttern ihn. Er sinkt ohnmächtig hin, und giebt seinen Geist auf **). Die Leiche des Königs wird in ein Gefäß mit Oel gelegt. Seine Gattin Kuschulya, Rama's Mutter, will sich mit ihm verbrennen lassen. Aber der Staat ist ohne König! Schilderung, was ein Reich ohne König ist! Die Versammlung der Räthe und Braminen unter dem Oberpriester Buschischta beschließt, Boten zum Bhuruta, dem Sohn der Keikeji, der noch bei seinem mütterlichen Großvater verweilt, zu senden, ihn auf den Thron zu erheben. Sie gehen hin. Beschreibung ihres Weges. Bhuruta, ausgerüstet von seinem Großvater mit reichen Geschenken, und einem großen Gefolge, kehrt mit ihnen zurück. Die Leichenfeier von Duscha Rutha wird beschrieben. Die Leiche in seidenen Kleidern, auf einem Katafalk, wird verbrannt. Aber Bhuruta weigert sich, eine Krone zu

*) In der Sect. 3. Erst mit Sect. 5. fängt eigentlich das Gedicht selber an.

**) Hiermit beginnt der nach Europa gekommene dritte Band.

nehmen, die nach Indischem Recht dem ältern Bruder, dem Rama gebührt. Der Rath der Weisen und Braminen beschließt, ihn zu Rama in die Wälder zu senden, um sie ihm anzutragen. Der Prachtzug des Bhuruta und die Reise dahin wird beschrieben. Sie geht über den Ganges westlich. Jenseit desselben wohnt der große Weise Bhurudarajo, den Bhuruta, sein Gefolge und Heer zurücklassend, besucht. Aber Bhurudarajo, durch große Büßungen und Andacht schon zum Rischi erhoben, besteht darauf, daß auch das Gefolge kommen soll, um alle zu bewirthen. Beschreibung des Festes, das er dem Bhuruta und seinem zahlreichen Gefolge giebt. Es ist gewissermaßen ein Zauberfest. Die Gewalt des himmlischen Weisen ist so groß, daß die Natur ihm zu Gebote steht. Und so entfaltet sich auch hier wieder die ganze Fülle des Indischen Epos. Die Flüsse, die Wälder müssen ihren Tribut ihm zollen. Ein prächtiger Pallast erhebt sich, ausgeschmückt mit Tafeln, reich besetzt mit Speise und Getränk. Die Fürsten, die Weisen setzen sich; nach ihnen erst der Anführer des Heers. Die Musik der Götter ertönt; Brama schickt Tausende geschmückter Mädchen und Tänzerinnen. Das ganze Heer feiert das Fest bis zum Morgen; wo auf das Gebot des Weisen der Zauber verschwindet, und Alles in den natürlichen Zustand zurückkehrt, als wäre das Ganze ein Traum gewesen *). Bhuruta setzt nun seine Reise fort; er kommt zu Rama in den Wald; er findet ihn, nebst dem Bruder und Sita als Büßende. Er trägt ihm

*) Ramajan III, p. 304.

das Reich an; allein Rama verweigert es standhaft eher anzunehmen, bis er die fünfzehn Jahre seiner Büßungen vollbracht hat. Er übergiebt Bhuruta die Insignien des Königthums, die goldenen Schuh *), und die weisse Umbrella; um sie nach jener Zeit von ihm wieder zurück zu bekommen. So geht Bhuruta nach Ujadhia zurück, der verwaiseten Stadt; bleibt aber nicht dort, sondern residirt in Nudigrama; und verwaltet von dort im Namen seines Bruders das Reich **). Unterdeß bleibt Rama mit seiner Gattin und seinem Bruder in den Wäldern bei seinen Büßungen. Aber Ravuna, der Fürst der Rakschus, wird von Liebe gegen die schöne Sita ergriffen. Es gelingt ihm durch List und Gewalt sie zu rauben; er entführt sie nach seiner Stadt und Insel Lanka. Die Klagen und die Heldenthaten Rama's füllen nun die nächsten Bücher aus. Er verbindet sich mit Hanuman, dem Heerführer der Affen. Dieser übernimmt es, die Sita aufzusuchen. Er geht nach Lanka; er sieht sie, bringt ihr die Botschaft von Rama, und eilt zu diesem zurück. Der große Zug gegen Lanka wird nun unternommen. Eine Brücke wird über das Meer geschlagen; die Heere der Verbündeten gehen herüber; das befestigte

*) Auch bei den Persern war eine eigene Fußbekleidung, die die Gestalt erhöhte, ein Zeichen des Königthums.

**) Hier endet mit dem zweiten Buch der dritte Band, und die Uebersetzung des Ramajan. Der Inhalt der folgenden fünf Bücher, leicht die schönsten des Gedichts, kennen wir bisher nur aus der dürftigen, dem Gedicht vorgesetzten, Inhaltsanzeige.

Lanka wird belagert. In der Beschreibung dieses Krieges scheint die Phantasie des Dichters ihren höchsten Schwung zu nehmen. Der Schauplatz des Kampfs bleibt nicht blos auf der Erde; auch in der Luft kämpfen die Heere; Rama und Ravuna begegnen sich auf ihren Kriegswagen; es erfolgt ein Kampf, daß sieben Tage die Erde bebt, bis Ravuna, der Fürst der Rakschus, fällt. Nun ziehen Rama und Hanuman in Lanka ein. Sita erscheint; und als Rama ihr Vorwürfe macht, thut sie ihre Unschuld durch die Feuerprobe dar. Brama und alle Götter erscheinen und ertheilen ihren Segen. Auch Duscha Rutha kommt; und alle gehen nach Ujadhija zurück; wo nichts mehr jetzt die Erhebung des Rama verhindert. Aber er bleibt nicht auf der Erde; er übergiebt seinem Bruder Luckschumuna die Regierung, und, begleitet von seinem Volke, kehrt er in seinen Himmel zurück.

Dieß ist nur der Hauptfaden des Gedichts; denn das ganze Gewebe, diesen unendlichen Reichthum von Dichtungen, aus der bloßen Inhaltsanzeige zu entwickeln, ist unmöglich. Die Kritik wird sich nun von selber mehrere Fragen vorlegen.

Das Daseyn eines großen Epos unter dem Titel des Ramajan läßt sich also so wenig bezweifeln, als das Daseyn einer Ilias. Es ist aber keineswegs das einzige Gedicht dieses Titels; man kennt deren mehrere *); wel

*) Man sehe *Langlès* in Catalogue de manuscrits Samscrits p. 14., wo auch die andern Gedichte dieses Titels aufgezählt werden.

che wahrscheinlich Nachahmungen, oder wenigstens Behandlungen desselben Hauptgegenstandes, sind. Indessen das unsrige wird durch den Namen des Dichters Valmiki von den übrigen unterschieden; und nur Eine Stimme scheint darüber zu seyn, daß der Ramajan des Valmiki das Urgedicht sey, dem die übrigen nur nachgebildet worden. Aber über die Person des Dichters und die Geschichte seines Gedichts sind noch größere Dunkelheiten verbreitet als über die Ilias. Valmiki wird in ein unbestimmtes Alter hinaufgeschoben; er gehört demselben Zeitalter an, in welchem Rama selber erschien; er ist einer der großen Munis oder Weisen, die in der Gesellschaft der Götter leben *). In dem letzten Buche seines Gedichts führt er sich selber redend in die Handlung ein. Er ist also noch mehr als Homer; selber der Vertraute der Götter, der Genosse ihres Umgangs. Wer wird hier an eine bestimmte Zeitrechnung denken? Aber sehr alt ist das Gedicht in dem Sinn, daß es aus Zeiten seyn muß, wo die Indische Poesie ganz sich selbst überlassen, und rein von jedem fremden Zusatz, in ihrer vollen eigenthümlichen Blüthe stand. Aber ob das Gedicht, so wie es jetzt vor uns liegt, auf einmal aus dem Kopfe des Sängers entsprang; oder ob es durch mehrere Zusätze allmählig erst das geworden sey, was es ist, — diese Fragen wird die Kritik nicht vorlaut entscheiden wollen. Allerdings ist zwar eine gewisse epische Einheit darin; aber durch die eingeflochtenen Erzählungen, welche den Weisen und Helden so oft in den Mund

*) So wird er in der vorgesetzten ersten Section geschildert.

gelegt werden, erhielt die Indische Epopoe noch weit mehr solcher Einschiebsel, als die Griechische. Ehe ich aber zu den allgemeinen Betrachtungen über das Indische Epos fortgehe, wird es nöthig seyn, auch von dem andern großen Heldengedicht, dem Mahabarat zu sprechen.

Die lang gehegte Hoffnung, zu der uns Wilkins berechtigte, den Mahabarat *) in einer Englischen Uebersetzung zu lesen, ist leider! unerfüllt geblieben. Nur eine Episode von mäßigem Umfang, Baghavat Gita, ist von ihm übertragen; allein diese ist nicht epischer, sondern didaktischer Art; indem sie ein eingeschobenes Gespräch zwischen Krischna und seinem Zögling Arjun über religiöse Gegenstände enthält. Ich werde daher unten bei dem Lehrgedicht auf sie zurückkommen.

Der Mahabarat war auf Befehl Acbar's des Großen ins Persische übersetzt. Dieser Uebersetzung ist eine kurze Inhaltsanzeige vorangeschickt nach den einzelnen Büchern; welche in dem Ayeen Acberi ins Englische übertragen ist **). Rajah Behrut (Bharata) herrschte in der Stadt Hastnapur (Hastinapur), der Hauptstadt Indiens. Von ihm stammte im siebenten Gliede Rajah

*) Der Titel Mahabarat (Máha Bhárata) wird gewöhnlich übersetzt der große Krieg. Aber nach Andern ist Barut oder Behrut entweder der Name des Königs, Stammvaters der Geschlechter der Coros und Pandos, oder auch einer Stadt. cf. *Obsonville* Baghavadam p. 129. *Jones* Works VI., p. 443. Ich nehme die erste Uebersetzung an.

**) Ayeen Acberi II, p. 100 sq. Ich setze die Sanskrit-Formen der Namen in Klammern den Persischen bei, so weit ich sie kenne.

Chutterberi (Bichitrabirya), der zwei Söhne hinterließ. Der ältere, Dertraschter (Dhitarastra), war blind. Er hatte 101 Söhne; sie hießen die Coros (Korawas); der älteste derselben war Durdjohn (Durjodhana). Pandu, der jüngere, hatte fünf Söhne, Judister, Bimsin, Arjun, Nekul und Seddu (Judhistira, Bhima-Sena, Arjuna, Nakula, Sahadleva); sie hießen die Pandos, (Pandavas). Nach dem Tode des Pandu wurde zwar der binde Dertraschter König; allein Durdjohn riß alle Macht an sich; und weil er fürchtete, daß das Regiment an die Pandos käme, suchte er sie zu vernichten; indem er ihre Wohnung, mit Pech und anderm Brennstoff angefüllt, anzündete. Aber die Pandos entkamen, wiewohl Durdjohn glaubte, sie seyen verbrannt, durch die Wüste nach der Stadt Cumpela. Bald wurden sie groß durch Tapferkeit und Freigebigkeit; und Durdjohn beschloß, das Reich mit ihnen zu theilen. Er gab ihnen die eine Hälfte mit Delhi, und behielt für sich die andere mit Hastnapur. Aber als Judister sich auszeichnete, ward bald der Neid von Durdjohn rege; er lud sie zu einem Feste ein; und gewann ihnen hier im Brettspiel durch falsche Würfel alle ihre Besitzungen ab. Sie hatten bei dem letzten Wurf versprochen, im Fall sie verlören, auf zwölf Jahre in die Einsamkeit zu gehen, und sich dann zu verbergen. Dieß geschah; aber als auch nach ihrer Rückkunft Durdjohn sie mit Grausamkeit behandelte, ergriffen sie die Waffen. So erfolgt der große Krieg zwischen den Pandos und Coros. Nach langem Kampf giebt eine achtzehntägige Schlacht an dem See Kurkhet

den Pandos den Sieg; Durdjohn kommt um; und die Pandos behalten den Thron *).

*) Der Mahabarat ist in 18 Gesänge oder Bücher (Parbha) getheilt; welche, nach der, der Persischen Uebersetzung vorgesetzten, Inhaltsanzeige, einzeln folgendes enthalten. B. I. Familiengeschichte der Pandos und Coros. II. Judister schickt seine Brüder nach allen Weltgegenden aus, um Eroberungen zu machen. Die Coros ordnen ein Opferfest an, um Würfel zu spielen. Vorbereitungen dazu. III. Die Pandos ziehen nach dem Verlust im Spiel in die Wüste; und bleiben darin 12 Jahre. Erzählung der Begebenheiten, die unterdessen vorfielen. IV. Die Pandos gehen aus der Wüste in die Stadt Beruth, und verbergen sich daselbst. V. Sie werden entdeckt; der Krieg bricht aus. Versammlung der Heere am Kurkhet. VI. Kampf der Helden. Die ersten 10 Schlachttage. Viele Söhne von Dertraschter werden getödtet. VII. Durdjohn hält einen Kriegsrath. Derna wird Anführer; wird aber am fünften Tage getödtet. VIII. Vorfälle der zwei folgenden Tage. Kurren wird Anführer; einer der größten Helden seiner Zeit. Judisther flieht vor ihm; aber er fällt von der Hand von Arjun. IX. Schul wird Anführer. Seine Thaten, sein Tod. Durdjohn versteckt sich. Bakiken zieht ihn hervor; sein Tod. Dieß ist der 18te Tag der Schlacht; die Pandos behalten endlich den Sieg. X. Erzählung der letzten Begebenheiten des Kriegs. Nur acht Männer bleiben von den Pandos übrig. XI. Klagen der Weiber auf beiden Seiten, über den Tod der ihrigen. Die Mutter des Durdjohn flucht dem Krischna. XII. Judisther's Thaten nach dem Siege. Er will die Herrschaft niederlegen; wird aber von Vyasa, Krischna und Bikum abgerathen. Dieß Buch enthält viele erhabene Lehren der

Diese Inhaltsanzeige scheint allerdings eine Uebersicht des Gedichts zu geben, aber eine sehr dürftige. Eine hinzugefügte Notiz sagt, das ganze Gedicht enthalte 100000 Verse, von denen 24000 den Krieg der Koros und Pandos beschrieben; die übrigen aber, also bei weitem der größte Theil, Episoden und Digressionen enthielten. Die gegebene Inhaltsanzeige enthält augenscheinlich nur die Geschichte des Streits und seiner Folgen; welches allerdings der Hauptfaden ist, woran sich das Ganze knüpft; und vielleicht zeigt sich am Ende, daß der Persische, in Prosa geschriebene, Mahabarat nur ein Auszug, nicht aber eine Uebersetzung, des Indischen sey. Wen muß es nicht befremden, in dem Inhalt gar keine Einwirkung der Götter erwähnt zu finden; bis im elften

Religion und Moral; und Regeln des Regierens. XIII. Judisther will in die Einsamkeit gehen; aber Vyasa räth ihn davon ab. Vorbereitungen zum Feste Ismid. XV. Dertraschter und Kundeharv, die Mutter des Durdjohn, und Kuaty, die Mutter der Pandos, gehen in die Einsamkeit. XVI. Vernichtung des Stammes der Jadus; und andere Vorfälle. XVII. Der König Judisther geht mit seinen Brüdern in die Einsamkeit, in das Schneegebirge, und übergiebt seine Regierung. XVIII. Tod der Pandos. Judisther und seine Brüder erheben sich in den Himmel. — Diese Uebersetzung der Inhaltsanzeige der einzelnen Bücher aus einer Persischen Handschrift verdanke ich meinem gelehrten Freunde Hrn. D. Mitscherlich, jetzt Professor in Berlin. Sie stimmt meist genau überein mit der Angabe im Ayeen Acberi II, p. 100.; so daß also die Richtigkeit von dieser durch die hier mitgetheilte Uebersetzung bestätigt wird.

Buche auf einmal Krischna genannt wird; man sieht nicht warum? Müssen wir also nicht vermuthen, daß der Inhalt des Mahabarat viel zu mangelhaft dargestellt ist? *).

Diese Vermuthung scheint sich aber zu bestätigen, wenn wir die zweite Quelle zu Hülfe nehmen, nemlich die Auszüge, welche Polier in seiner Mythologie der Inder uns aus diesem Gedichte gegeben hat. Ein großer Theil dieses Werks ist aus dem Mahabarat geschöpft; nur tritt dabei die große Schwierigkeit ein, daß neben dem Mahabarat noch der Baghavat Purana als Quelle genannt wird; und sich im Einzelnen nicht genau angeben läßt, was aus dem Einen oder dem Andern geschöpft sey? Der Baghavat Purana enthält nämlich hauptsächlich die Geschichte des Krischna; die aber auch, wie aus dem gleich Folgenden erhellt, und durch ein

*) Dem Mahabarat ist ein Proömium vorangeschickt, beginnend mit der Weihe des Vyasa zum Dichter durch Brama und Ganescha, welches in der zweiten Sektion auch eine Inhaltsanzeige des Gedichts enthält; allein in der Englischen Uebersetzung desselben in den Annals of oriental Litterature P. I. II. III. ist gerade diese Sektion weggelassen: The Chapter of contents is here omitted, being of a nature not to be translated II, p. 282. — Die wenig verständliche lateinische Uebersetzung des Proömiums in *Frank* Chrestomathia P. I, 122-147. giebt nur die erste Hälfte der Englischen; und also auch nichts von der Inhaltsanzeige. Hätte uns Hr. Frank doch diese statt des Andern gegeben! Der Verf. mußte sich also mit den im Text bemerkten Quellen begnügen.

Zeugniß des Baghavat Purana bestätigt wird *), in das Epos des Mahabarat verschlungen ist. Wenn nemlich gleich der Krieg der Coros und Pandos der Gegenstand des Gedichts ist, so ist doch Krischna, der unter diesem Namen als Incarnation des Vischnu auf der Erde erschien, der Hauptheld desselben. Er war der Vertheidiger, der Beistand seiner Verwandten, der Pandos; unter ihm und durch ihn siegten sie. Der Gegenstand des Gedichts muß also vielmehr so gefaßt werden; die Erscheinung Vischnu's als Krischna auf Erden; und der Sieg, den unter seinem Beistande die guten Fürsten über die bösen davon tragen. Wie dadurch das ganze Epos eigentlich erst seine poetische Form annimmt, fällt in die Augen; und es wird aus folgendem Auszuge noch deutlicher werden **).

Die Herrschaft der Bösen hatte so überhand genommen, daß die Erde es nicht länger ertragen konnte. In der Gestalt einer Kuh erschien sie vor Indra, dem Herrscher des Firmaments, sich zu beklagen. Er wies sie an Schiva; und dieser an Vischnu. Vischnu begab sich mit ihr zu dem Tempel des Brahma, des Unsichtbaren, an den Ufern des Milchmeers; und erhielt hier den Befehl, sich in der Stadt Matra (Matura) an den Ufern des Jumna in dem Hause des Bosdajo und der Dejoki zu vermenschlichen, oder als Incarnation zu erscheinen, unter dem Namen des Krischna. Dieser Basdajo war aus

*) Baghavadam par *Obsonville* p. 303. Baghavat ist einer der Beinamen des Krischna.

**) *Polier* Mythologie des Indous I, p. 395 sq.

dem Stamm des Jadu, Sohns des Jujat (Jajati); der einst der Herrscher der Erde (Indiens) gewesen war. Aus eben diesem Hause waren auch die beiden Linien der Coros und Pandos, welche die Herrschaft sich streitig machten. Auf diese Weise bahnt sich der Dichter den Weg zu der Auseinandersetzung der Geschlechtsregister dieses Hauses, welcher das erste Buch seines Gedichts gewidmet ist. Diese Geschlechtstafel, einen ganzen Kreis von Mythen umfassend, giebt daher dem Dichter sehr reichen Stoff. In sie verschlingt sich nun die Geburt des Krischna, die, wie man leicht erwarten wird, nicht ohne Wunder geschehen konnte, um den Nachstellungen des Kansa (Kanysa) zu entgehen, dem prophezeit war, daß der achte Sohn jener Ehe, (und dieß war Krischna), ihn tödten würde. Dadurch wird das Reich der bösen Dämonen, der Daints, in Bewegung gesetzt; aber Alles umsonst! Schon als Kind thut Krischna Wunder; die Geschichte seiner Jugend, seine Erziehung und sein Aufenthalt unter den Gopis, oder den Hirtinnen, seine Abentheuer mit ihnen, geben dem Dichter überreichen Stoff. Herangewachsen kehrt Krischna nach Matra zurück; und erlegt den Kansa, der seine Eltern im Kerker hielt. Das Haus des Jadu herrschte in der Stadt Hastnapur am Jumna. Aus der Linie der Pandos waren damals fünf Prinzen vorhanden, durch Wunder geboren, und alle außerordentliche Wesen. Judisther war der Gerechteste; Bhim der Stärkste; Arjun der erste Bogenschütze; Schekdajo der Weiseste; und Nukul der Schönste. Sie waren jedoch nicht im Besitz des Throns; denn dieses hatte sich der Tyrann Durdjohn aus dem Hause der Coros bemäch-

tigt; indem er die Pandos zum Würfelspiel verleitete; und in diesem durch Betrug das Reich ihnen abgewann. Seitdem unterdrückte und verfolgte er sie auf alle Art. Durch einen Vertrauten, den Krischna nach Hastnapur sandte, erhielt er Nachricht von der Lage seiner Verwandten, und versprach ihnen Hülfe. Unterdeß aber ward Matra von Rajah Jeraschind (Ugrasena), dem Schwiegervater des gebliebenen Kansa, der ein feierliches Gelübde gethan hatte, seinen Tod zu rächen, angegriffen. Er ward aber geschlagen durch Rama, den Bruder des Krischna, und wäre geblieben, hätte ihm der letzte nicht das Leben geschenkt. Aber Jeraschind rüstet sich zum zweitenmal, furchtbarer wie vorher. Um das Volk von Matra vor jeder Gefahr zu sichern, ruft nun Krischna eine Insel mitten aus dem Ocean hervor; auf welcher der himmlische Baumeister Biskurma (Bischkarma) auf seinen Befehl die Wunderstadt Dwarka (Dvvaraka) erbaut; "glänzend die Mauern und das Pflaster von Gold, von Silber, von Edelsteinen; die Wälle sind von gediegenem Golde, die Häuser von reinem Kristall. Gefäße von Gold schmücken die Portale der Häuser; die Bazars sind geziert mit glänzenden Buden; die Gärten beschattet von Bäumen des Paradieses, und erfrischt durch das Wasser der Unsterblichkeit. Eine Menge Tempel erhebt sich, und der Weihrauch, der auf ihren Altären brennt, durchdringt die Luft." In diese Wunderstadt versetzte Krischna die Bewohner von Matra, wo sie in Sicherheit sind. In eben diese Stadt versetzt Krischna seine erste Gemahlin Ruckmany (Ruckmini), die aber auch so wie Er höhern Ursprungs, eine Incarnation sei-

ner himmlischen Gattin Latchemi (Lackschmi), ist. Jetzt geht Krischna nach Hastnapur, um der Vermittler zwischen den Pandos und Durdjohn zu werden. Der Tyrann nimmt aber bald zur List seine Zuflucht; und stellt ein Fest an, bei dem er die Pandos mit dem Hause verbrennen will. Allein sie entgehen diesem Schicksal, wiewohl Durdjohn glaubt, daß sie umgekommen seyen, da er sie mit andern Fremden verwechselte. Sie ziehen sich in die Einsamkeit eines tiefen Waldes zurück, wo Niemand als Krischna ihren Aufenthalt wußte. Durch die Heldenthaten, die sie von dort aus, unerkannt, verrichten, durch die Wunderstadt Dwarka und ihre Schicksale, durch die Anschläge und Unternehmungen des Durdjohn, so wie dagegen der Pandos, durch den Beistand Krischna's und seines Bruders, und durch den endlichen Krieg, die großen Schlachten, die in diesem vorfielen, und mit dem Untergange Durdjohn's endeten, war hier nun der Dichtung ein unermeßliches Feld eröffnet; bis die Wunderstadt Dwarka wieder in den Ocean versinkt, aus dem sie hervorgestiegen war, die Pandos in Hastnapur die Herrschaft behalten, und Krischna wieder in seinen Himmel, den Baikunt, emporsteigt, aus dem er herabgekommen war. Wie man auch sonst über den Mahabarat urtheilen mag, — (und wie unvollkommen muß nicht unser Urtheil bleiben, da wir nicht einmal eine ärmliche prosaische Uebersetzung haben, geschweige denn, daß wir von der Pracht der Sprache und der Versifikation etwas wüßten;) — so wird doch schwerlich jemand anstehen, ihn für eine der reichsten epischen

Kompositionen anzuerkennen, die je aus dem Geiste eines Dichters hervorgegangen sind.

Müssen wir nun gleich unser Urtheil über das Ganze nach diesen dürftigen Inhaltsanzeigen bestimmen; so haben wir doch in den letzten Jahren zwei Episoden daraus in der Grundsprache mit genauer Uebersetzung erhalten; wovon die schon erwähnte Bhagwat Gita dem Lehrgedicht angehört; (weshalb davon unten;) die andere aber Nalus eipscher Natur ist; weshalb hier davon die Rede seyn muß. Wir verdanken sie Herrn Bopp, dem Manne, der unter den Deutschen zuerst die Tiefe der Sanskrit-Sprache und Litteratur ergründet hat *). Möge sein Versprechen, uns noch mehrere Episoden des großen Gedichts auf gleiche Weise zu geben, bald in Erfüllung gehn; dann werden wir auch über das Ganze desselben zuverlässiger urtheilen können.

Die Episode des Nalus ist aus dem dritten Buch des Gedichts genommen. Als die Pandos, von Durdjohn durch das falsche Würfelspiel ihres Reichs beraubt, in die Wälder gegangen waren, erzählt der Weise Vrihasdanus dem ältesten von ihnen, dem Judisther, zum Trost die Geschichte des Nalus, den ein gleiches Loos getroffen hatte; und der doch wieder zum Besitz seines Reichs gelangte. — Nalus, König von Nischad, entflammt von dem Ruf der Schönheit der Damajantha, der Toch-

*) Nalus, carmen Sanscritum e Mahábháratha; edidit, latine vertit, et adnotationibus illustravit Franciscus Bopp; Londini 1819. 8. 216. S. Die Anmerkungen beziehen sich meist auf die Sprache.

ter von Bhima, König von Vidarba, hatte sich abwesend in sie verliebt. Ein Schwan (anser) mit goldenen Flügeln bot sich ihm zum Boten seiner Liebe an. Er sendet ihn ab; Damajantha, umgeben von ihren Dienerinnen, hört ihn mit Wohlgefallen. Ihr Vater hatte die Fürsten und Könige nach Vidharba eingeladen, daß sie sich einen Gemahl aussuchen sollte. Dahin eilte nun auch Nalus. Aber auch zu den Göttern war der Ruf von Damajanthas Schönheit gedrungen; Indra und andere kamen, auch als Bewerber. Sie nahmen, sie irre zu führen, die Gestalt des Nalus an; aber Damajantha, den Nalus erkennend, legte ihm, die Götter abweisend, den bräutlichen Kranz auf die Schulter. Sie billigten die Wahl, statteten sie mit Geschenken aus, und kehrten in ihren Himmel zurück. So ward Damajantha die Gattin von Nalus, dem sie einen Sohn und eine Tochter gebar. Aber den rückkehrenden Göttern begegneten zwei Rackschis, Dwhaparus und Cales, die auch als Bewerber hatten auftreten wollen. Sie hören von Indra, es sey zu spät; aber Cales beschließt, sich zu rächen. Er geht nach Nischad, wo Nalus und seine Gattin glücklich lebten; und beredet Pushkar, den Bruder des Nalus, ihn zum Würfelspiel zu verleiten; indem er Nalus eine unbezwingliche Spielwuth einflößt. Umsonst strebt Damajantha ihn zurückzuhalten; umsonst schickt sie ihre beiden Kinder zu ihren Verwandten. Nalus hat Alles bis auf seine Kleider verloren. Auch diese werden ihm genommen; aber die treue Gattin folgt ihm nicht nur ins Elend, sondern theilt selbst ihre Kleider mit ihm. Aber die Rache von Cales ist noch nicht gestillt. Er verwirrt

ihm den Verstand, so daß er die unglückliche Damajantha schlafend im Walde verläßt. Ihre Verzweiflung, ihr Herumirren. Sie trifft auf eine Handelskaravane, die aber in der Nacht von einer Schaar wilder Elephanten überfallen und zu Grunde gerichtet wird. Eine ganz Indische Scene! Sie entkommt nach der Stadt, wo sie von der Mutter des Königs Chadir als Verwandte anerkannt, und nach Vidarba zu ihren Verwandten zurückgeschickt wird. — Nalus kommt indessen im Walde zu dem Schlangenkönig Carcothacus, der ihn als Wagenführer mit veränderter Gestalt nach Ajudhia schickt, um von Rhitoparnus die Wissenschaft des Würfelspiels zu lernen. Er lehrt ihn diese gegen die Wagenkunst. So gewinnt er sein Reich wieder, und kommt wieder vereinigt mit Damajantha zum Besitz seiner Gattin, seiner Kinder, und seines Throns. — Wenn die Erfindung diese Episode schon empfiehlt, so wird diese doch noch weit durch die Behandlung übertroffen. Dieß gilt besonders von der ersten Hälfte; die mehrere Stellen enthält, welche eines Homers nicht unwürdig sind.

Der Krieg der Pandos und Koros wurde für die Indische Poesie, besonders das Epos, fast dasselbe, was der Trojanische Krieg für die Griechische ward. Mehrere epische Gedichte, das Gedicht Magha, dessen Gegenstand der Tod von Sisupala ist, den Krischna in diesem Kriege erlegte; das Cirata Junija, das den Sieg Arjunas, mit den himmlischen Waffen, über Durdjohn feiert, nehmen ihren Stoff daher; die uns aber bisher nicht viel weiter als dem Namen nach bekannt sind *).

*) *Colebrook* in As. Res. X, 406 etc.

Ich habe geglaubt, über diese Indischen Epopöen etwas ausführlicher seyn zu müssen, um für die nachfolgenden Bemerkungen über das Indische Epos, und seinen Einfluß auf die Bildung der Nation, Platz zu gewinnen. Wenn ich dasselbe öfter mit dem Griechischen, oder auch dem neuern vergleiche, so geschieht dieß keineswegs um Parallelen zu ziehen; sondern einzig und allein, weil ich glaube, dadurch seinen Charakter in ein helleres Licht setzen zu können.

Das Indische Epos bewegt sich in einem Zeitraum, der über die historische Zeit hinaufgeht. Der Mahabarat soll zwar jünger seyn als der Ramajan *), und beschreibt allerdings eine spätere, die achte, Incarnation Krischna's; aber nach der Behauptung der Pandits fällt doch der Krieg der Coros und Pandos, und das Gedicht das ihn besingt, noch 105 Jahre vor dem Anfang des jetzigen Zeitalters, des Cali Jug **), und wird also in einen mythischen Zeitraum hinaufgerückt. In diesem Sinne wird es auch dem Byasa beigelegt, dessen Name jenen Zeiten angehört ***). In wie fern auch bei ihm Einschaltungen statt fanden, wird erst dann mit Wahrscheinlichkeit bestimmt werden können, wenn wir ihn selber besitzen. Aber kann man ihm ein hohes Alter absprechen, wenn wir sehen, daß die Felsendenkmähler Indiens großentheils mit Vorstellungen aus ihm bedeckt sind?

*) Nach einer Stelle bei *Polier* I, p. 579. scheint es selbst, daß in dem Mahabarat sich Beziehungen auf den Ramajan finden.

**) Ayeen Acberi II, p. 99.

***) S. oben S. 119. 169.

Der Ramajan und Mahabarat bestimmten den Charakter des Indischen Epos, und gewissermaßen der ganzen Indischen Poesie. Dieser Charakter besteht zunächst darin, daß ihr so wenig das rein Menschliche genügt. Die in ihnen auftretenden Personen sind entweder geradezu höhere Wesen, oder auch, wo sie als Menschen erscheinen, doch fast nie bloße Menschen. Die Indische Religion kennt mehrere Mittel, sowohl die Menschen den Göttern, als die Götter den Menschen zu nähern. Die hohen Weisen, die durch stetes Studium der Vedas, durch Meditationen in der Einsamkeit, und durch anhaltende Büßungen sich gereinigt haben, die Rischis und Munis, stehen auf gleicher Stuffe mit den Devas, oder erheben sich selbst noch über sie. Auch ihr Platz ist in jenem Himmel, wo Indra, der Fürst des Firmaments, wo Vischnu, wo Schiva wohnen, zu deren Gefolge und Hofstaat sie gehören; ja sie können sich selbst bis zum Mukt, der höchsten Seligkeit in der völligen Vereinigung mit der Gottheit erheben. Aber noch wichtiger ist jene Vermenschlichung der Gottheiten, oder Incarnation. Sie ist gleichsam die Basis des Indischen Epos; ohne welche es in seinen Formen gar nicht bestehen könnte. Diese Incarnationen bestehen darin, daß die höhern und niedern Devas und Devanies es sich gefallen lassen, auf eine Zeitlang menschliche Natur anzunehmen, geboren zu werden, in menschliche Verhältnisse zu treten, um gewisse Zwecke zu erreichen, die nur so erreicht werden können. Die immer spielende Indische Phantasie hat dieses oft ins Künstliche getrieben. Auch die vermenschlichten Gottheiten bleiben dann doch zugleich in ihren Verhältnissen

im Himmel; und Wischnu, während er als Krischna auf der Erde wandelt, residirt nicht minder in seinem Baikunt dort oben. Dieselbe Gottheit incarnirt sich zugleich in mehrere; oder während noch die erste Incarnation fortdauert, entsteht schon eine zweite. Diese Ausgeburten der Indischen Phantasie mögen allerdings der Kritik des Europäers Blößen darbieten; die Incarnationen überhaupt sind darum nicht minder der große Hebel der Indischen Poesie; vor allem des Epos. Die sämmtlichen höhern Wesen der Indischen Religion werden dadurch erst für das Epos brauchbar; es steht in der Gewalt des Dichters, wie und in welcher Gestalt er sie will auftreten lassen. Denn selbst der Ausdruck Vermenschlichung ist zu eng, um den Begriff zu erschöpfen. Es sind keineswegs blös menschliche Gestalten, in denen sich die Götter offenbaren. Die meisten handelnden Wesen, welche die Dichter auftreten lassen, Hanuman, der Heerführer der Affen, Jamvent, der Beherrscher der Bären *), Garud, der Fürst der Adler und hundert andere, sind solche Incarnationen. Wer sieht nicht, wie dadurch der ganze Charakter des Indischen Epos verändert werden mußte? Wie jene Vernachlässigung des rein Menschlichen die nothwendige Folge davon ist? Auch in dem Griechischen Epos treten Götter auf, und haben Einfluß auf die Schicksale der Sterblichen. Aber sie sind doch nur die Nebenpersonen; oder, wie man sich in der Kunstsprache ausdrückt, die Maschinen. In der Indischen Poesie, besonders dem Ramajan, ist gerade der umgekehrte

*) *Polier* I, p. 579.

Fall. Jene höheren Wesen sind die Hauptpersonen, um deren Schicksal sich die Handlung dreht; und wenn ja bloße Menschen auftreten, so bleiben sie diesen doch weit untergeordnet. Soll aber dennoch einer von ihnen eine bedeutende Rolle spielen, so bedient sich der Dichter fast jedesmal der Mittel, die ihm zu Gebote stehen, ihn den Göttern näher zu bringen. Es ist eine Bemerkung, die sich leicht jedem von selbst aufdringt, daß das Indische Epos in dieser Rücksicht weit mehr Aehnlichkeit mit dem religiösen Epos der Deutschen und der Britten hat. Aber der Indische Dichter hat vor den Dichtern dieser Völker große Vortheile voraus. Eine viel reichere Welt steht ihm zu Gebote. Es ist nicht der Ewige und Unsichtbare, der als handelnde Person aufgeführt wird; es ist jene zahllose Menge der Devas und Devanis; nicht, wie die Engel, einförmig durch Geschlechtlosigkeit, durch vollkommene moralische Reinheit oder Verworfenheit. Aber eine gewisse Annäherung des Indischen, und des Deutschen und Brittischen Epos, vor allem des erstern, ist doch unleugbar; und gewiß desto merkwürdiger, je unabhängiger sie von einander sich ausgebildet haben. Sollte, — wenn es erlaubt ist, an eine frühere Verwandtschaft zu denken, — nach Jahrtausenden von Trennung sich dennoch der Sinn für das Göttliche und Himmlische in der Brust dieser edlen Völker so rein forterhalten haben, daß er auch bei ihnen in ihrer epischen Poesie ausströmte, sobald diese ihren nationalen Aufschwung begann? Wären Vyasa und Klopstok, Valmiki und Milton, auch noch nach den weiten Räumen, und der langen Reihe

von Jahrhunderten, die sie trennen, Geistesverwandte geblieben?

Aus dieser Vernachlässigung des rein Menschlichen scheinen sich mir auch folgende auffallende Eigenheiten des Indischen Epos zu erklären. Die Indischen Gottheiten konnten nicht Ideale körperlicher Schönheit werden, wie die Griechischen in allen ihren Hauptmodifikationen. Es wird einzelnen derselben zuweilen Schönheit im Allgemeinen beigelegt; allein der Indische Dichter trägt auch eben so wenig Bedenken, ihnen Attribute zuzueignen, die mit der Idee reiner menschlicher Schönheit nicht bestehen. Die blaue Farbe von Vischnu; die vielen Arme und Köpfe; und ähnliche Entstellungen, die der Griechischen Mythologie fremd blieben, geben davon die Belege. Eben deßhalb scheint ferner die Grenzlinie zwischen dem Wunderbaren und dem Abentheuerlichen dem Indischen Epos ganz unbekannt geblieben zu seyn. Wo wäre diese Grenzlinie zu ziehen, sobald Wesen so abentheuerlicher Art, mit solchen übermenschlichen Kräften, handeln? Das Indische Epos sucht das Ungeheure, auch wo es desselben nach unsern Begriffen gar nicht bedürfte. Endlich: Bei aller seiner Ueppigkeit und Fülle ist das Indische Epos doch weniger im Stande, uns, die wir rein menschlich fühlen, zu rühren; wiewohl es darum keinesweges ohne einzelne rührende Scenen ist.

Ein zweiter, nicht weniger hervorspringender, Hauptzug des Indischen Epos liegt darin, daß es das Epos einer Priesterkaste ist. Keine andere Eigenthümlichkeit desselben spricht sich so laut aus. Nicht nur der Hauptgegenstand ist religiös; sondern auch der ganze

Kreis der Dichtung dreht sich in religiösen Vorstellungen und Bildern herum. Welches Alter man auch dem Ramajan und Mahabarat beilegen will, so kann das Indische Epos sich nur in einem Zeitraum ausgebildet haben, als die Braminenkaste in ihrer ganzen Glorie dastand. Alles darin ist auf die Verherrlichung jener Kaste, nicht selten auf eine keineswegs sehr zarte Art, berechnet. Darf man bei Gegenständen, wo uns die Chronologie verläßt, noch von Zeitbestimmungen sprechen, so würde ich es in die Zeiten versetzen, wo nach der eigenen Sage der Inder die Priesterkaste über die der Ketris oder Krieger, und also auch der Rajahs, die zu dieser gehörten, den Sieg davon getragen hatte. Die tiefe Ehrfurcht, mit der die Braminen auch von den Königen behandelt wurden; die Beschränkungen, welche diesen der Cultus auflegt; die sorgfältige Vermeidung jeder Beleidigung eines Braminen, — dieß Alles wird schon aus dem Obigen klar geworden seyn. Aber besonders muß noch bemerkt werden die furchtbare Wirkung, welche den Verwünschungen eines Braminen beigelegt wird. Sie gehen in Erfüllung gegen den, den sie treffen; und wenn darin die epische Poesie wieder einen mächtigen Hebel für sich entdeckt hat, so war er es auch nicht weniger für die priesterliche Macht. Der religiöse Charakter dieser Poesie giebt ihr zugleich eine Würde, welche das Komische zwar nicht schlechterdings ausschließt; aber doch nur entfernt den Gebrauch davon verstattet *). Die auftretenden Personen beobachten gegen einander ein Cere-

*) Man sehe einen Beweis davon bei *Polier* II, p. 42. 43.

moniel, sowohl in ihrem Benehmen als in ihren Reden, vor allem gegen die Braminen, welches mit dem der Homerischen Helden einige Aehnlichkeit hat.

Drittens: Eigene Schwierigkeiten mußten daraus hervorgehen, daß jenen übermenschlichen Wesen, die hier auftreten, doch nothwendig beschränkte Kräfte, und beschränktes Wissen mußte beigelegt werden. Die Indischen Dichter suchten diese dadurch zuerst zu besiegen, daß sie diese vermenschlichten Götter selbst unter die Gewalt des Schicksals beugen *). Sobald es von diesem bestimmt ist, daß gewisse Dinge nur in einem gewissen Zeitpunkt, und unter gewissen Umständen geschehen können, so wagen es auch selbst die Götter nicht, diesem vorgreifen zu wollen; weil es doch vergeblich seyn würde. Die Widersprüche, welche die Beschränktheit des Wissens bei Wesen von höherer Art entstehen lassen könnte, hebt aber die Indische Poesie durch eine der schönsten Dichtungen. Vor den Augen der Sterblichen, und auch der vermenschlichten Götter, hängt die Wolke Maja, die Täuschung, welche sie verhindert vor sich zu sehen. Wird diese gehoben, so entfaltet sich dem Auge der innere Zusammenhang der Dinge, und die Zukunft liegt offen vor ihm da.

Endlich: Bei so vielen Nationaleigenthümlichkeiten trägt das Indische Epos doch auf eine auffallende Weise den allgemeinen orientalischen Charakter des Mährchenhaften. Die beständigen Episoden, wenn sie gleich an den Faden des Ganzen geknüpft sind, können doch als

*) Ramajan III, 165. *Polier* I, p. 605. II, p. 243.

als eben so viele einzelne Mährchen betrachtet werden; wie der Ramajan davon die Beweise in Menge giebt; und der Mahabarat, könnten wir ihn lesen, sie nicht weniger darbieten würde. Eben dadurch ward das Indische Epos so geschickt dazu, Volkspoesie zu werden. Es lebte nicht blos auf den Blättern der Palme, sondern im Munde des Volks. Die Schöpfungen eines Valmiki und Vyasa waren so wie die des Mäonischen Barden dazu bestimmt, stückweise öffentlich abgesungen zu werden, und sind es noch *). Je mehr Verehrung und Freigebigkeit gegen die Braminen das große Thema sind, das sie auf jeder Seite predigen, um desto mehr hatte diese Kaste ihren Vortheil dabei, sie so viel möglich zur Volkspoesie zu machen. Dürfen wir uns also noch über den gewaltigen Einfluß wundern, den das Indische Epos auf die Ausbildung der Volksreligion, auf die Indische Kunst, auf die andern Zweige der Poesie, — mit Einem Worte, die es auf die ganze Kultur der Nation überhaupt hatte? Dürfen wir uns wundern, wenn die Nation ihre großen Epopöen überhaupt neben die Vedas stellt?

An jene beiden großen Epopöen schließen sich zunächst die Puranas an. Auch sie gehören zu den Schastras, die allgemeine Benennung, womit die heiligen Schriften bei den Braminen belegt werden **).

*) Noch jetzt werden Stücke aus dem Ramajan vor dem Eingange der Indischen Tempel vor dem Volke abgesungen. Man sehe *Paullino* Grammatica Samscred. p. 70.

**) Die Erklärung des Worts giebt *Jones* on the litterature

Man zählt 18 Puranas; von denen wir blos den letzten aus einer unvollkommenen Uebersetzung, die andern meist nur aus den Inhaltsanzeigen etwas genauer kennen, welche Hamilton und Langlès in dem Kataloge der Sanskrit-Handschriften zu Paris gegeben haben. Die Namen der 18 Puranas zählt Jones auf; wenn man aber sie mit denen bei Langlès vergleicht, so wird man nicht einmal eine genaue Uebereinstimmung der Titel finden *).

of the Hindous, Works I, p. 361. Es heißt so viel als göttliche Verordnungen; und da man über die Zahl der Werke, die als göttlichen Ursprungs betrachtet werden müssen, nicht genau einverstanden ist; so wird auch der Ausdruck Sastras oder Schastras nicht immer in gleichem Umfange gebraucht. Nach Jones bilden die Vedas, Vedangas, Upavedas, Dermas, Dersanas (?) und Puranas die sechs großen Sastras. In dem Ramajan heißt es oft: gelehrt in den Vedas, Vedangas und Sastras; z. B. I, 220.

*) Die Namen sind nach *Jones* Works I, p. 360.: 1. Brahma Purana. 2. Pedma. 3. Brahmanda. 4. Agni, (welche vier sich nach ihm auf die Schöpfung beziehen.) 5. Vischnu. 6. Garuda. 7. Brahma's Verwandelungen. 8. Siva. 9. Lingam. 10. Nareda. 11. Scanda. 12. Marcandeya. 13. Bhawischya, (welche neun von den Attributen und der Macht der Gottheiten handeln.) 14. Matsya. 15. Varaha. 16. Curma. 17. Varena. 18. Baghavat-Purana. — Von diesen kommen in dem Catalog von Langlès vor: Nro. 1. 2. 4. 5. 8. 9. 10. 11. 12. 14. (welcher hier als der erste Purana genannt wird;) und 18. — An der Stelle der fehlenden Nummern 3. 6. 7. 13. 15. 16. 17. kommen dagegen

Die Puranas sind mythologische Gedichte, wenn man diesen Begriff in dem weitern Sinne faßt, daß sie nicht blos Göttergeschichten, sondern auch Lehren enthalten *). Sie sind die Quellen der Volksreligion, der Geschichte, der Geographie und andern Kenntnisse, in so fern man diese in einem Mythenkreise erwarten kann. "Jeder Purana", sagt Colebrook **), "umfaßt fünf Gegenstände. Eine Cosmogonie, oder die Lehre von der Entstehung und Erneuerung der Welt; eine Genealogie der Götter und Helden; eine Chronologie nach den fabelhaften Systemen des Volks; und eine heroische Geschichte, welche die Unternehmungen der Halbgötter und Helden erzählt." Wenn gleich die Behauptung, daß jeder Purana diese fünf Gegenstände umfaßt, nach dem Inhaltsverzeichnisse zu allgemein seyn möchte, so sind doch die Hauptgegenstände, die sie enthalten, dadurch angedeutet; und nicht mit Unrecht sagt der Britte, daß man sie mit den Cosmogonien und Theogonien der Griechen vergleichen kann; nur daß sie noch mannichfaltiger und reicher sind als diese. Der Matsia-Purana, der als der erste und wich-

bei Langlès vor: Kalika-Purana, Vayou, Narasinga; wovon jedoch der Inhalt nicht angegeben ist. Zuweilen, jedoch nicht immer, werden beide oben beschriebene große epische Gedichte auch zu den Puranas gezählt.

*) Puranas, or Indian Mythologies nach *Colebrook* As. Res. IX, p. 290. Keineswegs aber eigentliche Lehrbücher, wozu man sie wohl hat machen wollen; wenn sie gleich allerdings bei dem Unterrichte gebraucht werden.

**) As. Res. VII, p. 202. Not.

tigste der 18 genannt wird *), beginnt mit einer Unterhaltung zwischen Menu und Vischnu, über die Entstehung des Weltalls; der Götter und der Dämonen. Ferner eine Geschichte der Könige, Söhne der Sonne und des Mondes; Beschreibungen mehrerer Feste verschiedenen Gottheiten zu Ehren; Abschnitte über die Wohnungen der Götter; die Theile der Erde; die Geschichte der Parbutti, der Gattin des Schiva; den Krieg der Devas und Rakschus u. s. w. Der Brama-Purana **) enthält in vier Abschnitten eine reiche Indische Theogonie; dagegen fehlt, (wahrscheinlich nur weil die Pariser Handschrift mangelhaft ist,) die Genealogie der Könige; sonst nach Hamilton ein wesentlicher Theil eines Purana. Der Agni Purana ***), einer der stärksten, ist in 358 Capitel getheilt; und kann beinahe als ein Abriß der ganzen Wissenschaft der Hindus, auch der Gesetze und der Arzneikunde, betrachtet werden. Dagegen sind einige Puranas vorzugsweise den Geschichten einzelner Götter, jedoch fast nie ausschließend, gewidmet; wie der Schiva Purana †), Lingam Purana ††); oder auch berühmter Heiligen, Büßenden und Einsiedler, wie der Marcandeya Purana †††). Aus dem Kalika Purana haben wir die Uebersetzung Eines Abschnitts

*) *Langlès* Catalogue etc. p. 58.

**) *Langlès* p. 36.

***) *Langlès* p. 44.

†) *Langlès* p. 49.

††) *Langlès* p. 29.

†††) *Langlès* p. 58.

von den blutigen Opfern, worunter auch Menschenopfer sind *); der **Baghavat Purana**, der letzte von allen, ist aber bisher der einzige, von dem wir eine, aber sehr mangelhafte, Uebersetzung besitzen **). Er enthält zwar hauptsächlich den Mythus des Krischna; (der, nebst vielen andern, auch den Beinamen Bhaghavat trägt;) aber giebt auch zugleich Unterricht über eine Menge anderer Gegenstände. "Ich wünschte zu wissen", sagt der König Parikyta zu dem Weisen Suka, dem Sohn des Vyasa ***), "wie die Seelen mit den Körpern vereint sind? Wie der Gott Brama entstand? Wie er die Welt schuf? Wie er Vischnu und seine Attribute erkannte? Was die Zeit, was Menschen- und Weltalter sind? Wie gelangt die Seele zu der Vereinigung mit der Gottheit? Welches ist die Größe und das Maaß des Weltalls? der Sonne, des Mondes, der Gestirne, der Erde? Welches die Zahl der Könige, die auf Erden geherrscht haben? Welches der Unterschied der Kasten? Welches waren die verschiedenen Gestalten, die Vischnu annahm? Welches die drei Hauptkräfte? Was ist der Vedam? Was sind Tugend und gute Werke? Was der Zweck von Al-

*) As. Res. V, p. 371.

**) Baghavadam, ou doctrine divine, ouvrage Indien canonique (par *Obsonville*;) Paris 1788. 345 S. 8. Die Uebersetzung ist nicht unmittelbar aus dem Sanskrit, sondern aus einer Tamulischen Uebersetzung gemacht. Nach Hamilton's Urtheil ist es nur eine Art Auszug; wovon der Anfang ziemlich treu ist, aber die Fortsetzung von Fehlern jeder Art wimmelt. *Langlès* Catalogue p. 9.

***) Baghavadam p. 49.

lem?" Ich hielt es nicht für überflüssig, diese Stelle auszuheben; welche die Leser am beßten über den Inhalt, und die Mannigfaltigkeit desselben in den Puranas, belehren kann *).

Die Puranas stehen in der Mitte zwischen der Epopoe und dem Lehrgedicht. Sie nähern sich der ersten durch die vielen Mythen, die in ihnen erzählt werden; aber, ohne alle epische Einheit, die bei allem Reichthum von Mythen doch im Ramajan und Mahabarat herrscht, können sie auch keineswegs Epopöen genannt werden. Ihr Zweck ist Unterricht; und schon dadurch kommen sie dem Lehrgedicht näher; noch mehr aber durch die dialogische Form, welche in ihnen die vorherrschende ist; denn gewöhnlich ist es einer der großen Weisen, der lehrbegierigen Schülern den Unterricht ertheilt. Sie werden daher auch, zu dieser Bestimmung vor allen geschickt, von den höhern Kasten in den Schulen gelesen, und als die beste Vorbereitung zu dem Lesen der Vedas betrachtet.

Die Puranas sind, wie sich von selbst ergiebt, die Hauptquelle der Indischen Mythologie; und in so fern die Götter, welche diese feiert, die Gegenstände der Verehrung sind, der Volksreligion. Es ist oben bereits gezeigt, daß diese nicht aus den Vedas geschöpft werden konnte. Sie ist, nicht weniger wie die Griechische, eine

*) Das 12te und letzte Kapitel des Bhaghavat enthält eine Inhaltsanzeige, welche Hamilton bei *Langlès* p. 10. übersetzt hat; woraus erhellt, daß alle jene Fragen darin beantwortet werden.

Dichterreligion; und die epischen Gedichte im weiteren Umfange, (in so fern man überhaupt darunter die erzählenden begreifen will,) sind ihre Quellen. Aber ob die Puranas ursprüngliche, oder ob sie nur abgeleitete Quellen sind, das heißt, ob man sie zu den alten Werken der Nation zählen muß, oder ob sie spätern Ursprungs sind? dieß ist die Frage, auf deren Beantwortung es ankommt.

Eine eigentliche Kritik der Puranas kann erst angestellt werden, wenn wir sie haben. Was sich jetzt darüber sagen läßt, beruht auf Nachrichten anderer, und dürftigen Auszügen. Die gewöhnliche Behauptung der Braminen rückt die Puranas in ein gleiches Alter mit den Vedas und dem Mahabarat hinauf; indem sie sie gleichfalls dem Vyasa beilegt. Aber wenn es gleich noch zur Zeit unmöglich ist, eine kritische Untersuchung über das Zeitalter einzelner Puranas anzustellen, so scheint es doch nicht zweifelhaft, daß, wenn sie auch ein verschiedenes Alter haben, sie doch nicht alle in ihrer jetzigen Gestalt ein so hohes Alter haben können, als die Sage ihnen beilegt.

Die Puranas sind offenbar größtentheils Compilationen; und können nur in einem solchen Zeitalter verfertigt worden seyn, als bereits eine reiche Sanskrit-Litteratur, in den verschiedensten Zweigen gereift, vorhanden war. Die Litteratur einer Nation kann nicht mit Compilationen anfangen; diese erfordern ein Zeitalter der Gelehrsamkeit, das erst viel später eintreten kann; so wie sie auf der andern Seite bereits ein Bedürfniß des Unterrichts voraussetzen. Zu solchen Zwecken sind aber die

Puranas geschrieben, wie sie auch noch jetzt dazu gebraucht werden. Sie sind nicht, wie die vorher beschriebenen großen epischen Werke, Produkte des Dichtergenies; sondern, wie die Gedichte des Tzetzes und anderer Grammatiker, Produkte des Fleißes und der Belesenheit. Es kommt hinzu, wie man versichert, daß sie in den historischen Abschnitten manche Erzählung als Prophezeiung enthalten, welche offenbar erst nach dem Ausgange gemacht worden ist *).

Wenn ich aber gleich überzeugt bin, daß die Puranas in ihrer jetzigen Gestalt nicht aus den frühesten Zeiten der Sanskrit-Litteratur sich herschreiben können, so bin ich darum doch weit entfernt, sie ihrem Inhalt nach durchaus als eine Erfindung der neuern Zeit, d. i. der Jahrhunderte des Mittelalters, zu betrachten. Wann sie, und wie sie, ihre jetzige Form erhalten haben, ist unmöglich noch zur Zeit zu bestimmen. Der Augenschein lehrt, daß sie nicht, wie die Indische Sage will, das Werk Eines Mannes seyn können; denn sie stehen, da einige mehr dem Vischnu, andere dem Schiva huldigen, nicht selten unter sich im Widerspruch; es ist aber auch sehr wahrscheinlich, daß jeder einzelne nicht auf einmal, sondern allmählig entstanden ist. Es giebt keine andere Form, die mehr die Zusätze und Einschiebsel begünstigte; da keiner derselben ein inneres Ganzes ist, sondern weit mehr einer Sammlung erzählender und lehrender Poesien ähnlich scheint.

*) As. Res. VIII, p. 486.

Ich bin daher der Meinung, daß die Puranas zwar spätere Compilationen, aber aus ältern Dichterwerken sind *); welche jedoch durch die Sammler und Verarbeiter manche willkührliche Zusätze bekommen haben mögen. Die Hauptquelle, aus der ihre Verfasser schöpften, kann kaum zweifelhaft seyn; es ist die alte epische Poesie der Nation. Ist nicht, um nur Ein Beispiel anzuführen, der Baghavat, denn man für einen der spätesten hält **), großentheils aus dem Mahabarat entlehnt? Zu diesem kamen freilich alsdann Philosopheme, welche in Gedichten verschiedener Art und Form behandelt seyn mochten. Dieß Alles, und manches andere, mußte vorausgehn, ehe Compilationen dieser Art entstehen konnten.

Geht man von diesem Gesichtspunkt aus, so ergiebt sich, wie man die Puranas sehr wohl für Werke späterer Zeit halten, aber darum dennoch ihrem Inhalt ein höheres Alter beilegen kann. Ein neuerer Kritiker, Hr. Bentley, behauptet ***), keiner der Puranas könne über 684 Jahre alt seyn; weil alle Schriften, in welchen das chronologische System, das unter dem Namen der Calpa des Brama bekannt ist, vorkommt, kein höheres Alter haben können. Sollte aber diese von andern geleugnete Behauptung auch wahr seyn, so folgt doch nur daraus, daß die chronologischen Abschnitte in den Puranas nicht älter seyn könnten; in denen verhältnißmäßig nur ein sehr geringer Theil sich mit der Chronologie beschäftigt.

*) Man vergleiche Wilford in As. Res. V, p. 244.

**) As. Res. VIII, p. 487.

***) As. Res. VIII, p. 241.

"Auch in Europa", (sagt der größte Kenner der Sanskrit-Litteratur) *), "sind litterarische Betrügereien vorgegangen. Würde aber dennoch nicht ein Jeder, der unsere ganze alte Litteratur für einen Betrug erklären wollte, mit Recht getadelt werden? Wir dürfen also über die ganze Indische Litteratur nicht ohne Unterschied das Verdammungsurtheil aussprechen. Selbst Harduin nahm bei seinem Paradoxon den Cicero, Virgil, Horaz und Plinius aus. Man muß auch in Indien gegen Betrug auf seiner Huth seyn. Einzelne untergeschobene Werke, einzelne interpolirte Stellen wird der Fleiß der Kritiker weiterhin entdecken; aber der größte Theil der Bücher, welche die Gelehrten unter den Indern als alt anerkennen, wird für ächt erfunden werden; das heißt für dieselben, die sie schon vor Hunderten, wo nicht vor Tausenden, von Jahren besaßen."

Dieses Urtheil ist auch das Meinige. Die gesammte Sanskrit-Litteratur, wie Bentley dazu geneigt scheint, als ein Produkt der Jahrhunderte des Mittelalters zu betrachten, ist ein noch größeres Paradoxon als das, welches Harduin einst aufstellte. Wenn es schon aus den Nachrichten der Griechen gewiß ist, daß die Bildung der Nation bereits zu Alexander's Zeiten eine alte Kultur war, so ist damit auch das Alter ihrer Litteratur im Ganzen erwiesen; denn an dieser hing ja ihre Kultur. Es war gewiß eben so unmöglich, daß die Inder ohne ihre Vedas und ohne ihre Epiker Inder werden konnten, als die Griechen ohne ihren Homer und seine

*) *Colebrook* in As. Res. VIII, p. 487.

Nachfolger das was sie geworden sind; ja noch unmöglicher, denn heilige Bücher, wie die Vedas, kannten die Griechen nicht.

Die Mythologie, welche diese Gedichte enthalten, kann uns bisher nur mangelhaft bekannt seyn, da wir sie nur durch Auszüge kennen; welche nothwendig entstellt werden mußten, da sowohl die Britten als auch der Pater Paullino gleich darauf ausgingen, Aehnlichkeiten mit der Griechischen und Aegyptischen Götterlehre aufzufinden *), und Vergleichungen anzustellen. Sie fanden was sie suchten; diese Meinungen wurden nun in Umlauf gesetzt, und trugen nicht wenig dazu bei, die ganze Ansicht des Indischen Alterthums zu trüben und zu verwirren. Der neueste und bei weitem vollständigste Erzähler der Indischen Mythologie, der Schweizer Polier, hat sich von diesem Fehler rein erhalten **). Die

*) Die Abhandlung von *Jones* on the Gods of Grece, Italy and India, As. Res. I, p, 221., und Works I, p. 229. gab den Ton an. *Paullino* in dem System. Brahmanicum, sonst fast immer ein Gegner der Britten, schlug doch hier denselben Weg ein.

**) Mythologie des Indous, travaillée par Mdme. la Chanoinesse *de Polier*, sur des Manuscrits authentiques apportés de l'Inde par feu Mr. le Colonel *de Polier*. T. I. II. 1809. Hr. von Polier aus Lausanne ging im Dienst der E. O. J. Compagnie nach Indien, und widmete sich dort mit der größten Anstrengung und dem beßten Erfolge, nach dem Zeugniß von Jones und andern Britten, (*Jones* Works I, p. 355. As. Res. VIII, p. 377.) dem Sammlen Indischer Merkwürdigkeiten, und dem Studium ihrer Mythologie; je=

dialogische Form zwischen ihm und seinem Lehrer Ramtchund, die so sehr dem Europäer zusagt, mag auch zugleich als ächt Indisch betrachtet werden; und auch der Umstand scheint vortheilhaft, daß Ramtchund der Sekte der Seiks angehörte; welche, zum Monotheismus zurückkehrend, die Mythologie so wie wir als ein Gewebe von Dichterfabeln betrachten. Die große Bekanntschaft dieses Braminen mit den Mythen ist nicht zu verkennen; ob sie genau wiedererzählt sind, wird erst dann zu entscheiden seyn, wenn wir die Quellen selber befragen können. Als Hauptquellen werden der Mahabarat und der Bhagavat im Allgemeinen angeführt; aber aus welchen

doch ohne eigene Erlernung des Sanskrit. Sein Lehrer Ramtchund mußte ihm die Mythen nach den epischen Gedichten und den Puranas dictiren; die er auf der Stelle niederschrieb. Mit diesen Papieren kam er nach Europa zurück, wo das grausame Schicksal ihn traf, von einer französischen Räuberbande in seinem Hause unweit Avignon in der Revolution ermordet zu werden. Ein glückliches Geschick führte seine Papiere in die Hände seiner Verwandtin, der Freundin und Schülerin von Gibbon, der erst vor einigen Jahren zu Rudolstadt verstorbenen Mad. von Polier, die, schon durch frühere Studien dazu vorbereitet, (man sehe die Vorrede;) sie ordnete und herausgab. Kein Freund des Indischen Alterthums kann ihren Namen ohne Verehrung und Dankbarkeit nennen; und es gehört wohl mit zu den Merkwürdigkeiten der Litteratur, daß die ausführlichste und genaueste Indische Mythologie in einer Landstadt mitten in den Thüringischen Gebirgen von einer Frau geschrieben werden mußte!

Quellen die einzelnen Mythen geschöpft seyen, ist nicht bemerklich gemacht. Im Einzelnen mag die Kritik bei dem Werke viel zu erinnern finden; im Ganzen hat es das unbezweifelte Verdienst, uns von den Mythen, wie sie in den epischen Gedichten und den Puranas sich finden, einen viel größern Reichthum eröffnet, und uns zu der Beurtheilung des Charakters und der Vorzüge sowohl als Fehler der Indischen Mythologie weit mehr in den Stand gesetzt zu haben, als vorher möglich war. Hierher gehören davon nur die Hauptumrisse.

Die Reihe der Indischen Gottheiten beginnt, wie schon aus dem Obigen bekannt ist, mit den drei großen Devas: Brahma, Vischnu und Schiva. Von diesen aber ist Brahma für die Poesie wenig brauchbar, weil man keine Incarnation von ihm hat *). Er hat

*) Eine, nicht aufzulösende, Verwirrung entsteht bei den Europäischen Schriftstellern aus der beständigen Verwechselung der Namen Brahma, Brehm, Birmah, Brumah; die bald als gleichbedeutend, bald als verschieden gebraucht werden. Brehm, sagt *Polier* I, p. 358., ist der Unsichtbare, die Gottheit; Birmah das schaffende Agens von Brehm. Hingegen nach *Jones*, Works I, p. 249. 250. ist Brahma als Neutrum die Gottheit; als Maskulinum die schaffende Kraft. In dem Upnekhat ist stets die Rede von Brahm, als dem Dinge was ist, dem selbstständigen Wesen; aber mit vielen Dunkelheiten und Spitzfindigkeiten; man sehe I, p. 240. 256. 320. Nur die Einsicht der Sanskrit-Werke selbst kann vielleicht diese Dunkelheiten aufhellen; so viel aber ist doch klar, daß die Dichter sich um solche Distinktionen nicht bekümmern, und ein Wesen wie Brahma für ihre Zwecke wenig brauchbar finden konnten.

einen Tempel Dheira, am Ufer des Milchmeers, wohin sich Vischnu, begleitet von den andern Devas, begiebt, seine Orakel zu vernehmen *). Diese werden durch eine Stimme ertheilt, die erst nach mehreren Tagen der Andacht und der Gebete sich hören läßt. Erklärt sich daraus nicht die so auffallende Erscheinung, daß Brahma, ungeachtet er zuerst genannt wird, doch nur der Gegenstand des innern Cultus, d. i. der Meditation, nicht aber des äußern ist? Wenn die Volksreligion der Inder eine Dichterreligion, ihre Gottheiten poetische Wesen sind, folgt nicht von selbst, daß die Gottheit, welche für die Dichter unbrauchbar war, wie hoch auch sonst ihr Rang seyn mochte, doch nicht Gegenstand der Volksreligion werden, also auch nicht wie die beiden andern großen Devas eine eigene Sekte haben konnte? Ich muß mich begnügen, diese Ideen anzudeuten, deren weitere Prüfung ich den Forschern der Indischen Religion überlasse.

Ganz anders ist es mit Vischnu und Schiva. Da die beiden Hauptsekten der Indischen Religion sich nach ihnen unterscheiden, so sind sie auch, aber unter den mannichfaltigsten Benennungen, (die das Studium der Indischen Mythologie nicht wenig erschweren;) die Hauptgegenstände des äußern Kultus. Sie sind nicht weniger die Hauptpersonen des Indischen Epos, und zwar in einem doppelten Sinne, in so fern sie, besonders Vischnu, zugleich als Incarnationen auf der Erde erscheinen. Ihre himmlischen Wohnungen hat die Poesie mit ihren glänzendsten Farben ausgeschmückt; aber doch so, daß sie von dem Ideal, das der Europäische Dichter sich schaffen

*) *Polier* I, p. 398.

würde, hinreichend sich unterscheiden. Der Wohnsitz des Vischnu ist Baikunt oder Vaikonta *). Hier thront er als ein schöner junger Mann; stralend von Licht; aber blau von Farbe; und mit vier Armen. In seiner einen Hand hält er eine Muschel, in der andern eine Lotosblume, bei den Indern nicht weniger symbolisch wichtig ist als bei den Aegyptern; in der dritten eine Keule; und in der vierten den Ring Sudarsun, von welchem, wie von dem Edelstein, der auf seiner Brust hängt, ein Licht ausstrahlt, das den ganzen Baikunt erleuchtet. Wenn er wacht, sitzt er auf einem glänzenden Thron; wenn er schläft, ruht er auf der Schlange Seisnang, deren tausend Köpfe ihm zum Ruhekissen dienen; sie selber ein Deva, der sich mit ihm incarnirt, wenn er auf der Erde erscheint; so wie der Adler Garud, der Fürst des Geflügels, der ihn trägt, wenn er den Baikunt verläßt. Ihm zur Seite steht seine Gemahlin Latchemi, die schönste der Devanis, die gleichfalls in menschlicher Gestalt als seine Gattin mit ihm auf der Erde erschien. Eine Menge niederer Devas umgiebt ihn; und zwei Wächter bewachen den Eingang seiner Residenz. — Weniger glänzend ist Kailas Parbut, die Wohnung des Schiva oder Mahadeva. Sie wird gesetzt in die Höhen des Himmalaja. Er ist zugleich der Vater der Zeugung und auch der Vertilgung; daher trägt er das Symbol der ersten, den Lingam; und wenn er als Rächer und Vertilger dargestellt wird, den Dreizack. Er ist roth von Farbe; gegürtet mit einer Elephantenhaut; und sitzt auf einem

*) So bei Jones, Works I, p. 267. Bei Polier wird der Name stets Baikunt geschrieben.

Tigerfell. Neben ihm steht seine Gattin Parbutti (Parvati). Seine Vorstellungen aber wie seine Namen wechseln oft; da so verschiedene Ideen sich in ihm vereinigen *). Die Wohnungen dieser obersten Devas, da sie überhaupt der unsichtbaren Welt angehören, haben der Dichtung keinen so reichen Stoff dargeboten, als die des Indra, des Fürsten des Surgs, oder des Firmaments, des sichtbaren Himmels; ungeachtet Indra selbst in der Hierarchie der Devas weit unter jenen steht **). Er, der Herrscher der niedern Devas, wohnt hier in seinem Pallast Vaivanti, den ihm der himmlische Baumeister Biskurma erbaute; umgeben von den Gärten Nandana, wo immer strömende Cascaden ein ewiges Grün unterhalten. Hier wächst die himmlische Frucht, Anbert genannt, welche die Unsterblichkeit giebt, auf dem Wunderbaum Parajati; den Krischna in die Wunderstadt Dwarka verpflanzte, mit der er wieder in das Meer versank. Er prangt mit der glänzendsten aller Blumen; und wer unter seinem Schatten ruht, der erhält die Erfüllung aller seiner Wünsche. Was überhaupt die Erde vortreffliches enthält, das findet sich hier in Urbildern der höchsten Vollkommenheit. Die Kuh Camadeva, die Ueberfluß giebt; das geheiligte Pferd Sajam, zu den feierlichen Opfern unentbehrlich; der weiße Elephant

*) Da jede Sekte ihre Gottheit vorzugsweise erhebt, so darf man über die anscheinenden oder wirklichen Verschiedenheiten und Widersprüche sich nicht wundern.

**) Man vergleiche *Polier* II, p. 229 sq. mit *Jones* Works I, p. 248 sq. Bei Polier wird Indra stets Ainder genannt.

Airavat. Alle diese, und andere, Wesen sind aus dem Milchmeer hervorgegangen, der Quelle der Vollkommenheit. Als Herr des Firmaments beherrscht Rajah Indra die Winde und die Witterung. An ihn wendet sich die Erde, wenn sie des Regens bedarf. Ihm gehorcht das unzählbare Volk der niedern Devas, das 332 Millionen beträgt. Abgesondert in Classen, haben nur die Vornehmen Zutritt zu dem Rajah; an seinen Hof, den Muilus, zu kommen, ist hier die höchste Stuffe der Seligkeit. Hier sitzt er auf seinem Thron, ein schöner Jüngling mit vier Armen; und vor ihm tanzen, köstliche Wohlgerüche ausathmend, die Apatcheras, die himmlischen Tänzerinnen. Aber bei allem diesem Glanz war doch die Macht des Indra geraume Zeit gebrochen. Die Daints *) oder bösen Devas, deren Wohnsitz in den Patals der Unterwelt ist, unter ihrem König Ravuna, hatten ihn bekriegt und besiegt; und um die Welt von ihrer Herrschaft zu erlösen, mußte Vischnu als Rama auf der Erde erscheinen, und jene Heldenthaten ausführen, welche der Ramajan besingt. — Wenn es aber auf diese Weise gleich gute und böse Dämonen giebt, so zeigt sich doch auch hier jener Charakter der Milde, der der Indischen Religion eigen ist. Büßungen und Reinigungen machen Alles gut; nicht blos bei den Menschen, sondern auch bei den höhern Wesen; denn auf die Bitten der Devas werden auch die Daints dereinst nach vollendeter Reinigung die Patals verlassen, und zu ih-

*) So heißen sie stets bei Polier. In dem Ramajan werden sie die Rakschuses genannt.

rem ursprünglichen Zustande zurückkehren. Aber eine noch viel größere Bereicherung erhält die Indische Mythologie nun dadurch, daß jener Kreis der Dichtung der Devas und Devanis auch auf die meisten andern, sowohl belebten als unbelebten, Gegenstände der Natur übertragen wird. Die Sonne, der Mond, (beide den Indern männlich;) die Erde, die Gebirge, die Ströme ꝛc. nicht weniger die Thiergeschlechte, die Affen, die Bären, die Elephanten, das Geflügel ꝛc. werden als Devas und Devanis eingeführt; und sind auf diese Weise der epischen Behandlung fähig. So wird Hanuman, der Heerführer der Affen, eine der epischen Hauptpersonen in den großen Heldengedichten; und die Lehren der Weisheit werden, wie in dem Gespräch des Adlers Garuda mit der Krähe im letzten Buch des Ramajan, in einem höhern Sinn wie in der Aesopischen Fabel den Thieren in den Mund gelegt.

Aus diesen ersten Grundzügen der Indischen Mythologie, deren weitere Ausführung hier um so weniger an ihrer Stelle wäre, da ich die Leser in dieser Rücksicht auf das öfter erwähnte Werk von Polier verweisen kann, ergiebt sich aber zuerst ihr großer innerer Reichthum. Welcher Ausbildung und Ausführung ist der Stoff nicht fähig, den sie enthält; und wenn von Hunderten von Dichtern ihn jeder auf seine Weise behandelte, welche unendliche Mannichfaltigkeit mußte daraus hervorgehen? Vergleichen wir die Indische Mythologie mit der Griechischen, so kann sie in Rücksicht des innern Reichthums diese Vergleichung leicht aushalten. In Rücksicht des ästhetischen Werths steht sie in gewisser Rücksicht über

ihr, in anderer unter ihr. Sie ist üppiger und prachtvoller als die Griechische. Der Olymp mit seiner Götterfamilie erscheint nur in einer ärmlichen Gestalt, wenn wir ihn mit den glänzenden Wohnungen des Vischnu und Indra vergleichen. Dagegen aber darf man jene Ideale menschlicher Formen nicht bei den Indischen Göttern suchen, welche die Griechische Mythologie darbietet. Der Mangel des Sinns für das rein Menschliche zeigt sich hier nicht weniger als in dem Epos. In wie fern nun aber die Indische Mythologie für das Epos paßt, geht von selbst daraus hervor. Offenbar nur unter den Voraussetzungen, welche das Eigenthümliche des Indischen Epos bestimmen; nur in so fern, als dieses sich überhaupt über das Menschliche erhebt; und gleich den Dichtungen eines Klopstok und Milton in jenen überirdischen Sphären weilt.

Die verschiedenen Dichtungsarten scheinen sich bei den Indern allerdings nicht so scharf von einander gesondert zu haben, als es bei den Abendländern geschehen ist. Der ganze Charakter des Indischen Epos; die lose Zusammenfügung der Theile; die häufigen Episoden verstatteten es, didaktische Stücke einzuweben; die dramatische Poesie aber hat sich wieder mit der lyrischen so verschmolzen, daß sich oft kaum eine Grenzlinie ziehen läßt.

Die lyrische Poesie der Inder scheint zuerst in Hymnen auf ihre Gottheiten bestanden zu haben; welche mit den Orphischen darin eine Aehnlichkeit hatten, daß sie großentheils aus Beywörtern zu ihrem Lobe bestanden. Einen solchen Reichthum lobpreisender Beiwörter ihrer Götter hat schwerlich irgend eine andere Mytholo-

gie; und da diese Beiwörter fast eben so viele Beinamen werden, und selbst also als eigene Namen gebraucht zu werden pflegen, so entsteht daraus eine der größten Schwierigkeiten bei dem Lesen Indischer Gedichte; da dieselbe Gottheit mit so vielen Namen bezeichnet wird, daß es fast unmöglich ist, sie alle zu kennen oder zu behalten. Aber auch die eigentlich epischen Hymnen konnten den Indern eben so wenig fremd bleiben; da ihre Mythologie ihnen dazu so reichen Stoff darbot; und selbst so manche Episoden ihrer Epopöen den Charakter epischer Hymnen, den Homerischen ähnlich, tragen. Wir verdanken Jones Nachbildungen mehrerer solcher Hymnen zum Lobe der Götter; aber es sind Nachbildungen in gereimten Englischen Versen, nicht Uebersetzungen; und so mögte es wohl mehr als gewagt seyn, aus diesen weitere Schlüsse ziehen zu wollen *). Aber einzelne Proben aus solchen Hymnen sind theils in mehreren Abhandlungen der Britten, theils in den Schriften von Paullino, zugleich im Original und in wörtlichen Uebersetzungen, uns ganz mitgetheilt worden; aber nicht blos um das eben Gesagte zu rechtfertigen, sondern auch zugleich die Mannigfaltigkeit der Formen der lyrischen Gedichte bei dieser Nation, in Rücksicht auf Metrum, und auf Reim, zu zeigen **). Die lyrische Poesie war bei den Hindus wie bei den Griechen unzertrennlich von Gesang und Musik; wie sie es auch noch gegenwärtig

*) Man findet sie in den Works T. I, p. 313 sq.

**) Beispiele solcher Hymnen aus den Vedas giebt *Jones* Works Vol. VI, p. 423. 427.



ist; beide wurden von ihnen zugleich theoretisch behandelt; und mußten ähnliche Fortschritte machen *); aber die Indische Lyrik übertraf darin die Griechische, daß sie zugleich die gereimte und die reimlose Versart kannte; und wenn in dieser Rücksicht die Deutsche mit ihr verglichen werden kann, so scheint doch das Ohr des Inders viel weniger durch den Reim verwöhnt zu seyn als das unsrige.

Bei einem so poetischen Volke, wie die Inder, konnte zwar die lyrische Poesie sich nicht blos auf religiöse Hymnen beschränken; schon Andere haben bemerkt, daß das Lied überhaupt von ihnen nicht weniger ausgebildet sey **). Allein ihre Volksreligion selbst, und die Feste, welche sie vorschreibt, gaben der Empfindung einen so reichen Stoff, daß bei der lyrischen Poesie doch fast immer ein Zusammenhang mit der Religion, oder eine Beziehung auf dieselbe, statt fand. Bei welchem Volke hätte namentlich die erotische Poesie mehr Nahrung in der Religion gefunden, als bei den Indern? Und selbst auch jene ernsten Gattungen der Lyrik, der Kriegsgesang, die Siegeslieder, konnten sie einen andern als religiösen Charakter annehmen, bei einer Nation, die in der Geschichte der Unternehmungen und der Heldenthaten ihrer Götter und ihrer Heroen lebt?

*) Man sehe die Abhandlung von v. Dalberg: über die Musik der Inder. — Proben gereimter Hymnen findet man in As. Res. I, p. 33. 36 sq.

**) v. Dalberg a. a. O. S. 90., der auch mehrere Melodien Indischer Lieder gegeben hat.

Großentheils gehören die lyrischen Gedichte der Inder indeß der elegischen Gattung an. Eins der schönsten dieser Art haben wir erst seit Kurzem in dem Mega Duta oder dem Wolken-Boten des Calidasa, zugleich im Original und einer Englischen Uebersetzung in gereimten Versen erhalten *). — Ein Jakscha oder Deva, im Dienst des Gottes Cuvera in seinem Sitz der Stadt Alaca im Himmalaja Gebirge, hatte sich den Zorn des Gottes zugezogen, weil er ihn zum Wächter seines Gartens bestellt, ihn durch den Elephanten des Indra, Aravata genannt, hatte verwüsten lassen. Zur Strafe seiner Nachlässigkeit war er auf ein Jahr nach dem Gebirge Ramagiri (beim Anfange der Ghaut-Gebirge) verwiesen. So war er von seiner geliebten Gattin auf diese Zeit getrennt. Acht Monate hatte er schon in dem Exil zugebracht, als die Regenzeit begann; und er die Gewölke von Süden nach Norden, nach dem Himmalaja, nach Alaca, nach der geliebten Heimath ziehen sah, wo seine Gattin trauert. Einer derselben giebt er seine Aufträge an sie mit. Er beschreibt erstlich den Weg, den sie nehmen muß, um zu der Götterstadt seiner Heimath zu gelangen. Hier sieht er das Bild seiner geliebten Gattin, wie sie trauert, und die Tage seiner Rückkunft zählt. Er beschreibt ihren Gram, und giebt der Wolke die Trö-

*) The Mega Duta or Cloud Messenger, a poëm in the Sanscrit language by Calidasa; translated into English verses with notes and illustrations by Horace Haymon Wilson, Calcutta 1813. 4to. 120 S. Die Anmerkungen enthalten manche schätzbare Erörterungen.

stungen mit, die sie ihr bringen soll. "Auch die durstende Pflanze blickt zu dir hinauf; ein milder Regen ist deine einzige Antwort!" Ist es möglich, wahrer und zarter zu dichten?

Als der erste ihrer lyrischen Dichter wird indeß von der Nation selber Jajadeda gepriesen; der nach dem Bericht von Jones, wie man sagt, noch vor Calidas lebte *). Diese ungewisse Zeitbestimmung, die ihn also über das erste Jahrhundert vor dem Anfange unserer Zeitrechnung hinaufrücken würde, ist alles, was wir bisher über sein Alter sagen können. Er war, wie er selber sagt, in Cenduli geboren; "welches, wie Viele glauben, in Calinga liegt; aber, da es noch eine andere Stadt dieses Namens in Berdwan giebt, so eignen die dortigen Einwohner den ersten ihrer Lyriker sich als ihren Landsmann zu, und feiern ihm zu Ehren ein jährliches Fest, wo sie die ganze Nacht in frohen Gelagen zubringen, seine Lieder absingen, und seine Schäferspiele aufführen."

Fehlt es uns nun aber gleich an sichern Angaben, um das goldne Zeitalter der Indischen Lyrik genauer zu bestimmen, so können wir sie doch nach diesem, einem ihrer Hauptwerke, einigermaßen beurtheilen. Dem Fleiß der Britten verdanken wir die Uebersetzung des Gita Govinda **); des Meisterwerks des Jajadeva, womit uns Jo-

*) *Jones* Works I, p. 462.

**) Govinda ist einer der vielen Beinamen des Krischna, den er als Hirtengott führt. Gita das Lied; also das Lied des Hirtengottes. As. Res. I, p. 262.

nes beschenkt hat *). Gewiß eins der kostbarsten Geschenke, da es nicht Nachbildung, sondern wörtliche Uebersetzung (mit Ausnahme einiger Stellen, wo die Farben im Original zu üppig aufgetragen waren;) in ungebundener Rede ist. Das Original ist in gereimten Stanzen. Der Stoff ist aus der epischen Poesie, aus dem Mahabarat, geschöpft; und das Ganze mehr eine Idylle mit lyrischen Gesängen untermischt. Nur ein Schäferdrama nennt man es mit Unrecht; da es nichts von der dramatischen Form hat. Der Gegenstand dieses Gedichts ist aus der Geschichte des Krischna hergenommen, wie er als Hirt und Jüngling unter den Hirtinnen, den Gopis, weilte; und sich den Freuden der Liebe überließ. Radha, die schönste unter ihnen, glaubt sich vernachlässigt und zurückgesetzt durch die Liebkosungen, die er andern erweiset. Sie ergießt sich in Klagen; eine ihrer Freundinnen wird die Vermittlerin; sie führt Krischna zu ihr zurück; der mit ihr die Geheimnisse der Liebe feiert. Ist gleich das Ganze an den Faden einer Handlung geknüpft, so ist es doch kein Drama; sondern vielmehr eine Reihe von Gesängen, welche sich an jenen Faden reihen. Den Geist der erotisch lyrischen Poesie bei den Indern lernt man vollkommen daraus kennen. Das Ziel der Liebe ist sinnlicher Genuß; sie selber mehr Begierde als Leidenschaft. So darf uns also die Ueppigkeit der Schil-

*) *Jones* Works I, p. 463. Sie ist ins Deutsche übersetzt von dem Hrn. v. Dalberg: Gita-Govinda, oder die Gesänge Jajadeva's, eines alt-Indischen Dichters; mit Erläuterungen. Erfurt 1802.

derungen, die selbst die Uebersetzer nöthigte, über einiges den Schleier zu werfen, nicht verwundern *). Wie viel bei einem lyrischen Gedicht, in ungebundene Sprache übersetzt, verloren gehen muß, brauche ich nicht weitläuftig zu sagen. Und doch wer kann den Gita=Govinda auch in dieser Uebersetzung lesen, ohne davon gefesselt zu werden? Die erste Bemerkung, die sich dem Leser von selber aufdringt, ist die: wie auch bei der lyrischen Poesie der Inder durchaus kein fremder Zusatz; wie Alles vielmehr rein Indisch sey! Wer fühlt sich nicht sogleich mitten in die Indische Welt versetzt? Und wie vieles muß, weil wir von dieser keine so anschauliche Idee haben, für uns verloren gehn? Die Indische Pflanzenwelt bietet vorzugsweise den Stoff zu den Vergleichungen dar. Aber diese wohlklingenden Pflanzennamen, wenn sie auch in den Anmerkungen auf das Linnéische System zurückgeführt sind, bleiben für uns doch leere Namen, wenn wir sie nicht in der Wirklichkeit kennen. Wie viel geht also nicht von der Wahrheit der Bilder für uns verloren? Wenn man mit diesen den Zauber des Versmaaßes und des Reims wegnimmt, wie wenig bleibt übrig? Aber der Reichthum der Phantasie, die Stärke und die Lebendigkeit der Gefühle, verleugnet sich darum nicht; und zeigt sich vor

*) Die Grenzen des Schicklichen und des Unschicklichen (überhaupt so verschieden bei den Völkern verschiedener Klimate,) werden in der Indischen Poesie schon dadurch verrückt, daß die Gedichte nie für das weibliche, sondern nur für das männliche Geschlecht zum Lesen bestimmt sind.

allen in der zarten Empfänglichkeit für die Schönheiten der Natur überhaupt. Selbst die Glut der Leidenschaft vermag diese nicht zu ersticken. Der Indische Maler der Liebe ist zugleich Landschaftsmaler; aber ein Landschaftsmaler, wie er nur unter der Milde des Indischen Klima's, und in der Mitte der üppigsten Vegetation, sich bilden konnte. Endlich aber ergiebt sich auch aus diesem Gedicht klar, in welchem Sinn die epische Poesie bei den Indern die Mutter der lyrischen genannt werden kann. Die Fabel, auf welche sich das Gedicht bezieht, war nicht blos im Mahabarat, sondern auch im Baghavat Purana, und wer weiß in wie vielen andern spätern Gedichten! behandelt. Aus diesen nahm der Lyriker den Stoff, der ihn zu der Ergießung seiner Gefühle begeistern sollte *).

Der Gitagovinda macht gleichsam den Uebergang zu der dramatischen Poesie. Der Reichthum der Nation an dramatischen Gedichten ist erst eine Entdeckung der Britten gewesen. Als Brittische Schauspiele in Calcutta aufgeführt wurden, hörte Jones von einem gelehrten Braminen Radakanta, daß ihre Nataks ungefähr dasselbe seyen **); die man vorher für historische Ge-

*) Der Dichter der Liebe war aber nicht weniger religiöser Dichter. Wir verdanken Jones auch die Uebersetzung (nicht Nachahmung) einer seiner Oden an Wischnu oder Heri, die eine Aufzählung seiner Incarnationen, und eine Lobpreisung derselben enthält. Works I, p. 289. So tief sind bei diesem Volke die Gefühle der Liebe und Andacht in einander verflochten!

**) *Jones* Works VI, p. 202.

derungen, die selbst die Uebersetzer nöthigte, über einiges den Schleier zu werfen, nicht verwundern *). Wie viel bei einem lyrischen Gedicht, in ungebundene Sprache übersetzt, verloren gehen muß, brauche ich nicht weitläuftig zu sagen. Und doch wer kann den Gita-Govinda auch in dieser Uebersetzung lesen, ohne davon gefesselt zu werden? Die erste Bemerkung, die sich dem Leser von selber aufdringt, ist die: wie auch bei der lyrischen Poesie der Inder durchaus kein fremder Zusatz; wie Alles vielmehr rein Indisch sey! Wer fühlt sich nicht sogleich mitten in die Indische Welt versetzt? Und wie vieles muß, weil wir von dieser keine so anschauliche Idee haben, für uns verloren gehn? Die Indische Pflanzenwelt bietet vorzugsweise den Stoff zu den Vergleichungen dar. Aber diese wohlklingenden Pflanzennamen, wenn sie auch in den Anmerkungen auf das Linnéische System zurückgeführt sind, bleiben für uns doch leere Namen, wenn wir sie nicht in der Wirklichkeit kennen. Wie viel geht also nicht von der Wahrheit der Bilder für uns verloren? Wenn man mit diesen den Zauber des Versmaaßes und des Reims wegnimmt, wie wenig bleibt übrig? Aber der Reichthum der Phantasie, die Stärke und die Lebendigkeit der Gefühle, verleugnet sich darum nicht; und zeigt sich vor

*) Die Grenzen des Schicklichen und des Unschicklichen (überhaupt so verschieden bei den Völkern verschiedener Klimate,) werden in der Indischen Poesie schon dadurch verrückt, daß die Gedichte nie für das weibliche, sondern nur für das männliche Geschlecht zum Lesen bestimmt sind.]

derungen, die selbst die Uebersetzer nöthigte, über einiges den Schleier zu werfen, nicht verwundern *). Wie viel bei einem lyrischen Gedicht, in ungebundene Sprache übersetzt, verloren gehen muß, brauche ich nicht weitläuftig zu sagen. Und doch wer kann den Gita-Govinda auch in dieser Uebersetzung lesen, ohne davon gefesselt zu werden? Die erste Bemerkung, die sich dem Leser von selber aufdringt, ist die: wie auch bei der lyrischen Poesie der Inder durchaus kein fremder Zusatz; wie Alles vielmehr rein Indisch sey! Wer fühlt sich nicht sogleich mitten in die Indische Welt versetzt? Und wie vieles muß, weil wir von dieser keine so anschauliche Idee haben, für uns verloren gehn? Die Indische Pflanzenwelt bietet vorzugsweise den Stoff zu den Vergleichungen dar. Aber diese wohlklingenden Pflanzennamen, wenn sie auch in den Anmerkungen auf das Linnéische System zurückgeführt sind, bleiben für uns doch leere Namen, wenn wir sie nicht in der Wirklichkeit kennen. Wie viel geht also nicht von der Wahrheit der Bilder für uns verloren? Wenn man mit diesen den Zauber des Versmaaßes und des Reims wegnimmt, wie wenig bleibt übrig? Aber der Reichthum der Phantasie, die Stärke und die Lebendigkeit der Gefühle, verleugnet sich darum nicht; und zeigt sich vor

*) Die Grenzen des Schicklichen und des Unschicklichen (überhaupt so verschieden bei den Völkern verschiedener Klimate,) werden in der Indischen Poesie schon dadurch verrückt, daß die Gedichte nie für das weibliche, sondern nur für das männliche Geschlecht zum Lesen bestimmt sind.]

allen in der zarten Empfänglichkeit für die Schönheiten der Natur überhaupt. Selbst die Glut der Leidenschaft vermag diese nicht zu ersticken. Der Indische Maler der Liebe ist zugleich Landschaftsmaler; aber ein Landschafts- maler, wie er nur unter der Milde des Indischen Kli- ma's, und in der Mitte der üppigsten Vegetation, sich bilden konnte. Endlich aber ergiebt sich auch aus diesem Gedicht klar, in welchem Sinn die epische Poesie bei den Indern die Mutter der lyrischen genannt werden kann. Die Fabel, auf welche sich das Gedicht bezieht, war nicht blos im Mahabarat, sondern auch im Bagha- vat Purana, und wer weiß in wie vielen andern spätern Gedichten! behandelt. Aus diesen nahm der Lyriker den Stoff, der ihn zu der Ergießung seiner Gefühle begei- stern sollte *).

Der Gitagovinda macht gleichsam den Uebergang zu der dramatischen Poesie. Der Reichthum der Nation an dramatischen Gedichten ist erst eine Entdeckung der Britten gewesen. Als Brittische Schauspiele in Cal- cutta aufgeführt wurden, hörte Jones von einem gelehr- ten Braminen Radakanta, daß ihre Nataks ungefähr dasselbe seyen **); die man vorher für historische Ge-

*) Der Dichter der Liebe war aber nicht weniger religiöser Dichter. Wir verdanken Jones auch die Uebersetzung (nicht Nachahmung) einer seiner Oden an Wischnu oder Heri, die eine Aufzählung seiner Incarnationen, und eine Lobpreisung derselben enthält. Works I, p. 289. So tief sind bei die- sem Volke die Gefühle der Liebe und Andacht in einander verflochten!

**) *Jones* Works VI, p. 202.

dichte gehalten hatte. Aufmerksam dadurch gemacht, erkundigte er sich nach dem beßten derselben, und auf diese Weise ward die Entdeckung der Sacontalà gemacht.

Wenn gleich dieses merkwürdige Stück, von dem gleich unten wieder die Rede seyn wird, uns tiefe Blicke in die Natur des Indischen Dramas werfen läßt; so sind wir doch über den Umfang und die verschiedenen Zweige desselben noch so gut wie ganz im Dunkeln. Es ist gewiß sehr auffallend, daß nach einer so wichtigen Entdeckung dennoch gerade die Klasse der Indischen Dichterwerke, welche, wie es scheint, am meisten den Europäern hätte zusagen müssen, am meisten vernachlässigt ist. Ob die Sanskrit-Poesie nur das ernste Drama kennt; ob Lustspiel und Trauerspiel sich von einander geschieden haben, und wie weit? — dieß sind Fragen, deren Beantwortung noch vergeblich erwartet wird. An die Stelle der frühern Schauspiele sind, scheint es, jetzt mehrentheils nur Tänze und Thierhetzen getreten; das Drama sank, zumal seitdem das Sanskrit aufhörte, lebende Sprache zu seyn, mit der Nation; wie es auch bei andern Völkern gesunken ist; und da es die Nation selber nicht genug achtete, konnte es auch nicht so leicht die Aufmerksamkeit der Eroberer auf sich ziehen; die selber vielleicht an jenen sinnlichern Vergnügungen mehr Gefallen fanden, als an denen, welche der Dichtergeist ihnen darbieten konnte.

Wie mangelhaft aber auch unsere Kenntniß des Indischen Dramas ist, so ist doch der Ursprung desselben in so weit nicht zu verkennen, daß es aus der Volksre-

ligion und dem Epos, der Quelle der Volksreligion, hervorging. Götter- und Heldengeschichte waren also sein Stoff; darin kam es, wie verschieden auch sonst in jeder andern Rücksicht, mit dem Griechischen überein. Wenn auch die Indische Verfassung es nicht erlaubte, daß ein Lustspiel, wie die alte Komödie bei den Griechen, entstehen konnte, so schloß dieß darum doch nicht alle Arten des Lustspiels aus, die zum Theil als Volksbelustigung wohl unentbehrlich waren. Jene Götter- und Heldengeschichten wurden, so wie das Epos sie besang, an den Festen bei den Tempeln vorgestellt; und werden es zuweilen noch. Einen vorzüglich reichen Stoff bot die Geschichte des Rama und der Krieg auf Lanka oder Ceylon dar, den der Ramajan besingt. Er wird häufig an dem Feste des Rama vorgestellt; und die Vorstellung endet, nach dem Zeugniß von Augenzeugen *), mit der Feuerprobe, durch welche Sita, die Gemahlin Rama's, die Ravuna geraubt hatte, ihre Unschuld darthut **).

Die Natur des Indischen Dramas selbst läßt schon im voraus erwarten, daß es in ein früheres Alter hinauf steigt, als sich mit Zuverlässigkeit bestimmen läßt. Die Erfindung desselben, sagt Jones ***), wird dem Berut, einem der inspirirten Weisen, zugeschrieben. Ist aber das Drama eine Tochter der epischen Poesie, so ist auch eben dadurch gewiß, daß es jünger als diese ist; und die Inder selbst setzen die volle Ausbildung desselben

*) As. Res. I, p. 268.

**) S. oben S. 163.

***) Man sehe für dieß und das zunächst Folgende die Vorrede zur Sacontalà in den Works VI, p. 204 etc.

erst in ein späteres Zeitalter, das des Vicramaditya. Auch legen sie selber ihren Dramen keinen so hohen Rang bei als ihren epischen Gedichten. Sie gehören nicht in die Zahl der heiligen Schriften, deren Lesung nur den höheren Kasten erlaubt wäre, sie werden als Volkspoesieen betrachtet. Auch durch die darin herrschende Sprache tragen sie diesen Charakter. Sie sind zwar in Sanskrit geschrieben, aber nicht in bloßem Sanskrit. Nur die Hauptpersonen, vor allen die höhern Wesen, die in ihnen auftreten, reden Sanskrit; die Weiber Pracrit; und die Leute aus den niedern Ständen ihren Volksdialekt. Die Sprache hebt sich und sinkt wieder nach dem Inhalt. Wo dieser erhaben ist, wird nur gebundene Rede gebraucht; in der vertraulichen Unterhaltung dagegen tritt die ungebundene ein.

Wie unermeßlich reich die Quelle war, aus der die Indischen Dramatiker schöpften, erhellet aus dem, was oben über die Mythologie und das Epos der Inder gesagt ward. Auf der andern Seite mußte das Bedürfniß selber, zur Feier der Feste, die Zahl der Indischen Dramen außerordentlich vermehren. Ihre Zahl sey nicht zu bestimmen, sagten die Indischen Pandits; und gern mögen wir der Versicherung von Jones glauben, daß das Indische Theater eben so viele Bände füllen würde, als das von irgend einer Nation unsers Welttheils. Mehr als dreißig Stücke wurden, nach denen des Calidas, dem Britten als die Blüthe dieses Zweiges ihrer Litteratur genannt, von denen wir bisher nur erst wenige dem bloßen Namen nach kennen *).

*) Angeführt werden von Jones: das bösartige Kind; der

Die glänzende Periode des Indischen Drama's ist indeß in so fern nicht zweifelhaft, daß dieses das Zeitalter des Calidas oder Calidasa ist. Er wird, wie es scheint einstimmig, für den ersten ihrer dramatischen Dichter erklärt; wiewohl nur zwei Stücke von ihm vorhanden sind *). Er wird als einer der neun Dichter genannt, welche den Hof des Musenliebenden Königs Vicramaditya, des Beherrschers von Indien, schmückten; dessen Zeitalter die Aere bestimmt, die mit dem Jahre 56 v. Chr. mit seinem Tode anfängt; und, wie oben gezeigt ist **), auch in den Jahrhunderten des Mittelalters in Gebrauch blieb. So fällt also das Zeitalter des Calidas in das des Lucrez, nicht lange nach dem des Terenz. Ein strenger Beweis der Richtigkeit dieser Angaben läßt sich freilich nicht führen; aber eine Aere, welche die herr-

Raub der Uscha; die Zähmung des Dervasas; die Entwendung der Locke; Malati und Madava; nebst fünf oder sechs andern, deren Stoff die Abentheuer ihrer incarnirten Götter sind. Von Malati und Madava (ein liebendes Paar, das schon die Eltern für einander bestimmt hatten, aber erst nach vielen Hindernissen vereinigt ward,) von dem Dichter Bhurivasu, hat *Wilford*, As. Res. X, 450 etc. einen Auszug gegeben. So weit ich nach diesem urtheilen kann, scheint es mir doch weit unter der Sacantalá zu stehn. — Die Uebersetzung eines andern Drama's, Trabadha Chandrodaja by D. Taylor, London 1812. kenne ich nur aus Citaten.

*) Außer der Sacontalà, ein zweites Urvasi genannt. *Jones* VI, p. 205.

**) S. oben S. 104.

schende Aere bei einer Nation ward, und über ein Jahrtausend hindurch es blieb, ist unstreitig ein großer Beweis; und daß der Einwurf von Bentley gegen das Zeitalter des Calidas von keinem Gewicht sey, glaube ich oben dargethan zu haben *). So weit also unsere jetzigen Einsichten reichen, müssen wir uns für berechtigt halten, das erste Jahrhundert vor Chr. als den Zeitraum zu betrachten, der für die Sanskrit-Litteratur überhaupt, besonders aber für das Drama, der glücklichste war. Wer auch das einzige Stück, das bisher dem Occident bekannt geworden ist, genauer ansieht, wird, glaube ich, jene Behauptung in so weit dadurch bestätigt finden, daß es unstreitig ein Stück ist, das nicht sowohl für das Volk, als für den Hof, und zwar für einen glänzenden Hof, gedichtet werden konnte. Mit Wahrheit mag man es in diesem Sinne ein königliches Drama nennen. Ein König ist, neben der Heldin, die Hauptperson; alles ist auf seine Verherrlichung angelegt. Die Handlung bewegt sich in dem Kreise des Hofes, der heiligen Einsiedler, (die den Fürsten gleich stehen;) und der Götter. Die Zurüstung, welche die Darstellung des Stücks, wie man sich diese auch immer denken mag, erfoderte, ist von solchem Umfange, daß sie nur auf einer großen, auf einer königlichen Schaubühne ausführbar seyn konnte.

*) S. oben S. 105. Es ist aber, wohl zu merken, nur die Rede von dem Zeitalter des Calidas und der andern Dichter, seiner Zeitgenossen; nicht von dem der Schrift Surya Siddanta, worüber die Astronomen zu entscheiden haben.

Die Sacontalâ *), auch durch Deutsche Uebersetzungen den Lesern zu bekannt, als daß es nöthig wäre, ihren Inhalt ausführlich ihnen ins Gedächtniß zurück zu rufen, hat auch in Europa nicht geringe Aufmerksamkeit erregt. Durch sie entstand zuerst eine richtigere Ahndung von den Schätzen, welche die Sanskrit-Litteratur enthält. Allerdings gehört Calidasa zu den Dichtern, die nicht einem Volke, die der ganzen gebildeten Menschheit angehören. Aber dennoch ist es nicht zu viel gesagt, daß der Kreis derer, die ihn ganz fassen können, nur gering seyn kann. Erst wenn man einheimisch geworden ist in der Indischen Welt, erst wenn man die Denkart und die Gefühle der Nation sich angeeignet hat, mag man so viele der schönsten Stellen des Dichters ganz verstehn! **).

Wenn die Nation selbst die Sacontalà als das erste ihrer dramatischen Werke anerkennt, so sind wir auch berechtigt, das Indische Drama nach diesem Maaßstabe

*) Sacontalà or the fatal Ring; in Works of *Jones* VI, p. 209 etc. Nach dieser bloßen Uebersetzung, ohne Rücksicht auf die Kritiken anderer, sind die Bemerkungen über dieß Stück entstanden.

**) Ich erinnere, um nur Einiges anzuführen, an den Abschied der Sacontalà von ihren Pflanzen und Blumen, als ihren Schwestern; an die furchtbare Verwünschung des Braminen Durvasa, und ihre Folgen, wodurch der Hauptknoten geschürzt wird; an Duschmantas Trauer und grausenvolle Ahndung des Untergangs seines Hauses und der Todtenopfer der Ahnen, wenn er kinderlos stirbt; an sein Verhältniß zu Indra u. s. w.

zu messen. Geht auch für uns der ganze Zauber der Sprache und Versification verloren, so bleibt uns doch in der Anlage und Ausführung noch genug übrig, um das Ganze zu würdigen; und die Natur des Indischen Drama's darnach zu beurtheilen. Jenes Eigenthümliche der Indischen Poesie, daß ihr nicht das rein Menschliche genügt, daß sie das Göttliche mit dem Menschlichen verschmilzt, aber so, daß jenes vorherrschend ist, zeigt sich in ihren Dramen wie in ihrem Epos. Beide Hauptpersonen sind höherer Herkunft. Sacontalà, zwar die Tochter eines Rajah, aber von einer Devanie *); Dusch-

*) Die Geburt der Sacontalà, wie ihre Geschichte, erzählt der Mahabarat, aus dem Calidas seinen Stoff entlehnte; aber, dem dramatischen Interesse gemäß, weiter ausspann und verschönerte. Die Stelle aus dem Mahabarat hat Hr. Friedrich Schlegel übersetzt: über die Weisheit der Inder; S. 308. Wenn sie einen Beweis giebt, daß die Indischen Dramatiker aus der Quelle des Epos schöpften; so ist es zugleich lehrreich zu sehen, welche Freiheit sie in der Behandlung sich nahmen. Sacontalà war nach dem Mahabarat die Tochter des Rajah Wischwa-Mitra, der sich durch Büßungen zum Braminen erhob; den jedoch während derselben die Devanie Menuca, auf Anstiften von Indra, der durch seine gewaltigen Büßungen in Furcht gesetzt war, zu einer Umarmung verführte. In dem Drama heißt er mit einem andern Namen, Causica. p. 222. Die große Einfachheit der Erzählung in dem Epos, im Vergleich mit der in dem Drama, giebt einen neuen Beweis für das hohe Alter des erstern; und die Verschiedenheit der Zeitalter, in denen jenes und dieses gedichtet wurde.

manta, der König, aus dem Stamm der Purus, die ihr Geschlecht von dem Monde ableiteten; zugleich der Freund und Genosse von Indra, auf dessen Gespann er in den Gewölken erscheint. Beginnt gleich die Handlung auf der Erde, so endet sie doch im Wohnsitze der Götter. Wie erhält dadurch nicht sogleich das Ganze einen höhern Charakter!

Es ist hier nicht der Ort, das Gewebe dieses wundervollen Kunstwerks zu entwickeln; zu zeigen, wie alles in einander greift; nichts zu viel und nichts zu wenig ist; wie die Handlung gleichmäßig und unaufhaltsam fortschreitend, von dem idyllenmäßigen Anfang, der uns die zarte Götterjungfrau zwischen ihren Blumen und Pflanzen zeigt, sich immer mehr hebend bis zum letzten Akt, wo sie wiedervereint mit dem Gemahl und dem Sohne, den sie ihm schenkte, dem jungen Löwenbändiger, vor den verwandten Göttern erscheint, gleichsam in einer Verklärung endet. Die Britten haben Calidas den Indischen Shakespear genannt *); und in Wahrheit, die Geistesverwandtschaft der beiden Dramatiker scheint fast noch enger zu seyn, als die der epischen Dichter. Die Handlung der Sacontalà, wie einfach auch an sich, ist doch von nicht geringerm Umfange als die der großen Werke der Britten. Ort und Zeit beschränken ihn so wenig wie diesen; Einheit der Handlung ist die einzige Einheit, die auch Calidas anerkennt. Auch er verschmäht es nicht, Scenen des gemeinen Lebens den höhern einzuflechten, wo der Gegenstand es erfordert; aber die Wahr-

*) *Jones* Works VI, p. 205.

heit und Lebendigkeit der Darstellung ist sich immer gleich, welche Scenen und welche Personen, ob Götter und Fürsten, oder Fischer und Policeidiener er uns vorführt. Das Liebliche und Rührende steht ihm nicht minder zu Gebote als das Furchtbare und das Erhabene. Aber auch das Komische verschmäht er nicht ganz; wenn er gleich nur sparsam und mit Vorsicht es gebraucht *). Ist der Ausdruck der Leidenschaft vielleicht nicht so heftig bei ihm als bei dem Brittischen Dichter; so vergesse man nicht, daß Beherrschung der Leidenschaften die große Aufgabe für den Indischen Weisen ist.

So erscheint das Indische Drama durch Calidas auf eine Höhe gehoben, wovon man vor der Entdeckung der Sacontalà auch nicht einmal eine Ahndung hatte. Wie viel mußte vorausgegangen seyn, ehe ein Dichter wie Calidas aufstehen, wie viel, ehe die Nation einen solchen Dichter fassen konnte! Nur nach Einem seiner beiden Hauptwerke können wir ihn, können wir die ganze dramatische Litteratur der Nation, beurtheilen! Wie beschränkt bleibt also unser Blick! Wie ganz anders möchte unser Urtheil seyn, hätten wir auch nur jene dreißig Stücke vor uns, welche Jones als die vortrefflich-

*) Madhawya ist allerdings gewissermaßen die lustige Person in der Sacontalà. Aber er ist doch nicht ganz passend Buffoon, der Narr, in der Englischen Uebersetzung genannt. Er ist von Geburt ein Bramin, also von Rang; von Jugend auf der Gespiele des Königs; p. 236. Es ist weniger sein Witz als seine Plattheit, im Kontrast mit dem erhabenen Duschmanta, dem er, wie dem ganzen Stück, gleichsam zur Folie dient, welche das Komische hervorbringt.

sten genannt wurden *). Wir beurtheilen das Indische Drama, wie wir etwa das Brittische beurtheilen würden, wenn wir blos Hamlet kennten. Wir können ahnden was wir noch vermissen; aber schätzen können wir es nicht.

Die Poesie keiner andern Nation hat so sehr den Charakter des Didaktischen, als die Indische. Zu lehren und sich belehren zu lassen wird bei keinem andern Volke des Orients in dem Maaße als die Aufgabe und Bestimmung des Lebens betrachtet; wie konnte es anders seyn, als daß dieses auch auf die Poesie zurückwirkte? Ein großer Theil der Vedas, die Upanischads, müssen nach dem, was oben von ihnen gesagt ist, als philosophische Lehrgedichte betrachtet werden; nur aber in dem Sinne, daß die Philosophie unauflöslich mit der Religion verschlungen bleibt. Nicht anders ist es mit einem großen Theile der Puranas, besonders den Cosmogonieen und Theogonieen, die sie enthalten. Die Form der epischen Poesie, welche, wie oben gezeigt ist, so sehr die

*) Nach *Jones* VI, p. 205. war Calidas nicht blos dramatischer, sondern auch epischer Dichter. Man hat von ihm ein Heldengedicht: die Sonnenkinder; ein anderes die Geburt des Curoma des Kriegsgottes; ein paar Erotische Erzählungen; und ein Gedicht über die Metrik des Sanskrit. "Nach Einigen, setzt er hinzu, war er der Revisor der Werke des Valmicky und Vyasa; und brachte sie in die Ordnung, wie sie in den jetzigen Ausgaben sich findet." Diese letzte Angabe läßt einen Strahl in das Dunkel der Geschichte der Sanskrit-Litteratur fallen, der vieles aufhellen kann. Ich komme bald darauf unten wieder zurück.

Episoden begünstigt, erlaubte auch die der didaktischen Art; und in den beiden großen Epopöen ist davon Gebrauch gemacht; sowohl das letzte Buch des Ramajan, als der Bhagavat Gita in dem Mahabarat, sind beide Proben davon.

Der **Bhagavat Gita**, in der Form eines Gesprächs zwischen Krischna und seinem Zögling Arjun, ist eine Hauptquelle für die Indische Religionsphilosophie *). Krischna wird in demselben als die oberste Gottheit, durch die und in der Alles ist, dargestellt. Allerdings ist das Gedicht reich an erhabenen Stellen; die an den Orphischen Hymnus beim Stobäus auf Zeus erinnern. In wie fern der Dichter von dem Vorwurf des Pantheismus frei gesprochen werden kann, in wie fern es sich vereinigen läßt, daß die Gottheit bald als einfaches und untheilbares Wesen **), bald als zusammengesetzt, als

*) Wir verdanken die vollständige und kritische Ausgabe des **Bhagavat Gita** jetzt Herrn A. W. v. **Schlegel**, nach Pariser Handschriften: Bhagavad Gita, id est Θεσπέσιον μέλος, sive almi Chrischnae et Arjunae colloquium de rebus divinis, Bharateae Episodium. Poetam recensuit, adnotationes criticas et interpretationem latinam adjecit Aug. Guil. a *Schlegel*. Bonnae 1828. 4to. Es ist das erste mit Devanageri=Schrift in Deutschland gedruckte Buch. — Die von H. **Frank** in seiner Chrestomathia Vol. II. daraus gegebenen Abschnitte sind lithographirt. Von der Ausgabe von *Wilkins*, Calcutta 1803. mit Englischer Uebersetzung scheinen kaum einzelne Exemplare nach Europa gekommen zu seyn.

**) Essentia simplex et individua est summum numen p. 155.

der Inbegriff des Alls gepriesen wird *), mögen die Philosophen entscheiden. Der Körper, wenn er unbrauchbar wird, wird abgelegt, gleich einem alten Kleide, und der unsterbliche Geist wird in einen andern gehüllt **). Beherrschung der Leidenschaft, Ertödtung der Sinnlichkeit, ist der Inbegriff der Moral. Wer es hierin zur Vollendung bringt, geht nach dem Tode in die Gottheit über, ohne aufs neue geboren zu werden, und wird mit ihr vereinigt ***). Viel Wahres und Vortreffliches wird darüber gesagt; aber doch auch die Behauptung, daß die Meditation oder Andacht, indem man mit dem mystischen Wort Om die Gottheit anruft, zu dem Höchsten führt †). Der Hang zur religiösen Schwärmerei spricht sich auch hier aus.

Wenn das philosophische Lehrgedicht nach dem ganzen Charakter der Nationalkultur in dem engen Verhältniß zu der Religion blieb; so scheint sich dagegen das beschreibende davon losgemacht zu haben. In diese Gattung gehört ein Lehrgedicht des Calidas, Ritasanhara, oder die Jahrszeiten; das in Calcutta in Sanskrit gedruckt ward, wovon aber Jones in seinen Werken nur den Titel und eine kurze Nachricht mittheilt ††). "Mit keinem zierlichern Werke, sagt er, kann man das Studium des Sanskrit beginnen. Jede Zeile

*) p. 153. Mea natura in octonas partes distribuitur.

**) p. 135.

***) p. 143.

†) p. 156.

††) Works VI, p. 432.

des Calidas ist auf das äußerste gefeilt; jede Stanze des Gedichts giebt eine Indische Landschaft; immer schön; zuweilen mit starken Farben; aber nicht unnatürlich." Zu welchen Erwartungen der Name des Dichters berechtigt, ist aus dem Obigen klar; leider! aber müssen wir uns mit diesem Wenigen begnügen. — Weder das Original, noch eine Uebersetzung, ist, so viel mir bekannt ist, nach Europa gekommen.

Die Indische Poesie liebt besonders die dialogische Form; und macht, wie schon bei den Puranas erinnert ward, davon bei dem Lehrgedicht Gebrauch. Aber eigenthümlich ist es ihr, daß sie diese Dialoge so gern Thieren in den Mund legt; nicht blos um sie, wie in der Aesopischen Fabel, oder dem Reinecke Fuchs, nach ihrem thierischen Charakter, sondern als höhere, als erleuchtete, oder wenigstens überhaupt als vernünftige Wesen sprechen zu lassen, welche die Lehren der Weisheit und Klugheit ertheilen. Diese Eigenthümlichkeit steht mit ihrer Ansicht der Thiere in genauer Verbindung. Es ist bereits früher bei mehreren Gelegenheiten gezeigt, wie in der Indischen Mythologie auch Thiere einen höhern Charakter annehmen; wie sie nicht blos Begleiter der Gottheiten sind; sondern selber den Charakter des Göttlichen tragen; und daher neben den Gottheiten auch als Incarnationen auf der Erde erscheinen. Aber von noch größerm Einfluß ist hier der Glaube an die Seelenwanderung. Nach der Lehre der Braminen ist alles Leben ein Ausfluß der Gottheit; nicht bloß den Seelen der Menschen, sondern auch der Thiere, ja selbst den Pflanzen wird ein ähnliches Leben beigelegt. Durch eine Reihe

von Wanderungen durch thierische und menschliche Körper, die zugleich Reinigungen für sie sind, erheben sie sich endlich wieder zu ihrem ursprünglichen Zustand, indem sie zu der Wiedervereinigung mit der Gottheit gelangen *); wiewohl dieses auch durch angestrengte Andacht und Büßungen unmittelbar möglich ist. Bei einem solchen Glauben erscheint die ganze thierische Schöpfung in einer andern Gestalt; es kann nicht mehr befremden zu sehen, daß den Thieren, nicht blos einzelnen als Incarnationen der Gottheiten, wenn gleich diesen in einem höhern Grade, sondern den Thieren überhaupt menschliche Einsichten, und menschlicher Verstand, beigelegt wird.

Ein merkwürdiges Beispiel davon giebt das eben erwähnte letzte Buch des Ramajan, das wir in einer Englischen Uebersetzung, oder richtiger Auszuge, besitzen **). Der Adler Garuda, Vischnu's Begleiter, kommt als Büßender, weil er sich in seinen Gedanken gegen Vischnu vergangen hatte, zu der Krähe Bhuschanda, die, "auf dem Gipfel des Gebirgs Neila wohnend, reich an Tugenden wie an Fehlern, unterrichtet von Allem, was sich seit Anbeginn der Zeit begeben hatte, bald in Nachdenken versunken über das Wesen der Gottheit, bald in Anrufungen sich ergießend, dem Geflügel des Waldes und der Gewässer das Lob Vischnu's verkündigte." Sie wird der Lehrer des Garuda, erzählt ihm ihre Verwandlungen, und unterrichtet ihn über die

*) *Polier* II, p. 418.

**) *Jones* Works VI, p. 399.

Größe und Macht von Vischnu und Rama; dem sie seit seiner Geburt angehört hatte. Sie war schon in dem Körper eines Braminen gewesen; aber auf die Verwünschung eines Rischi, oder Heiligen, dem sie widersprochen hatte, in den einer Krähe gefahren.

Von größerm Umfange ist ein anderes Indisches Werk, das wir unter dem Titel des Hitopadesa auch in einer Englischen Uebersetzung haben *). Es ist ursprünglich dasselbe, das unter dem Titel der Fabeln des Pilpay in mehrere Sprachen des Orients und Occidents übertragen, aber auch so interpolirt und entstellt ist, daß es seine ursprüngliche Gestalt verlohren hatte **). Bereits im sechsten Jahrhundert ward es auf Befehl von Cosroes Nuschirwan ins Persische, aus diesem nachmals ins Arabische und Türkische, dann ins Französische und andere Sprachen übertragen; bis Jones es wieder unmittelbar aus dem Sanskrit übersetzte; wornach es hier beurtheilt wird. Der Hitopadesa ist ein Sittenbuch in Fabeln vorgetragen, zum Unterricht von Prinzen verfaßt. Raja Sudersana in der Stadt Pataliputra hatte ungerathene Söhne; er übergiebt sie dem Weisen Vischnusarman zum Unterricht; der unter der Hülle von Fabeln ihnen die Sitten- und Klugheitslehren vor-

*) Works of *Jones* VI, p. 3–177. Auch von *Wilkins*, Lond. 1810,

**) Hitopadesa heißt der heilsame, oder auch der freundliche Rath. Statt Pilpay sollte es heißen Bidpay; welches nach Jones ein verdorbenes Wort für Badya-paiya ist, der betraute Arzt.

trägt. Das ganze Werk ist in vier Bücher getheilt: über die Erwerbung der Freundschaft, den Bruch der Freundschaft, über den Krieg, und über den Frieden; als diejenigen Gegenstände, deren Beurtheilung für Prinzen von besonderer Wichtigkeit ist.

Die Fabeln des Hitopadesa nähern sich allerdings mehr der Aesopischen Fabel; doch gilt auch von ihnen die obige Bemerkung, daß die Thiere nicht blos nach dem Charakter, den wir ihnen beizulegen pflegen, sondern überhaupt als vernünftige Wesen, sprechen. Die Fabel ist ohne Zweifel eine der ältesten Dichtungsarten des Orients; aber der Hitopadesa in seiner jetzigen Gestalt kann doch schwerlich den ältesten Werken der Sanskrit-Litteratur beigezählt werden. Die Scene ist in der Stadt Palibotra, die nicht zu den ältesten Hauptstädten Indiens gehört. Die Litteratur mußte schon sehr ausgebildet und der Verfasser sehr belesen seyn; denn statt der Lehren, die unsern Fabeln beigesetzt werden, werden stets Stellen aus Dichtern angeführt, ohne jedoch ihre Namen zu nennen. Allein der Hitopadesa kann auch als eine Sammlung von Fabeln betrachtet werden, die von Vischnusarman nur zu einem gewissen Zweck an einander gereihet wurden. Sie mögen also sehr verschiedene Erfinder haben; und wer wird es sich einfallen lassen, das Alter der einzelnen bestimmen zu wollen?

Nach dieser Beurtheilung der einzelnen Zweige der Sanskrit-Litteratur, und ihrer Früchte, so weit sie uns bekannt geworden sind, ist es Zeit, uns zu allgemeinern Ansichten zu erheben; welche uns über die Fragen, die

wir gleich zu Anfange uns vorgelegt haben, hoffentlich einige Aufschlüsse geben werden.

Die Sanskrit-Litteratur ist ohne Widerrede die Litteratur eines hoch kultivirten Volks, das man mit Recht das gebildeteste des Orients nennen mag. Wir kennen von dieser Litteratur zwar nur erst einige wenige Stücke; und selbst diese meist nicht im Original, sondern nur in Uebersetzungen; aber theils diese, theils die glaubwürdigen Nachrichten unterrichteter Männer, die in dem Lande selber nachforschten, reichen doch hin, sowohl uns den Umfang, als auch den Werth dieser Litteratur kennen zu lehren. Es ist zugleich eine wissenschaftliche und eine poetische Litteratur; aber wie sehr auch der Geist der Nation in gewissen Zweigen der Wissenschaft sich geübt hat, so herrscht doch unstreitig das Poetische vor; und die Formen desselben sind selbst auf mehrere Fächer übertragen worden, welche nach unsern Begriffen sie nicht zulassen würden.

Die Sanskrit-Litteratur ist ferner nicht blos eine sehr reiche, sondern in einem gewissen Sinne auch allerdings *sehr alte* Litteratur. Alles deutet dahin, daß Buchstabenschrift von den ältesten Zeiten her in Indien einheimisch war, und nicht etwa blos für Inschriften, sondern auch zum eigentlichen Schreiben gebraucht ward. Wenn wir sie eine sehr alte Litteratur nennen, so verstehen wir darunter, daß mehrere ihrer Hauptwerke ihrem Inhalte und ihren wesentlichen Bestandtheilen nach sehr alt sind; womit aber keineswegs behauptet wird, daß sie in ihrer jetzigen Form schon in den ältesten Zeiten vorhanden gewesen.

Die Sanskrit-Litteratur bedarf vielleicht mehr wie irgend eine der Kritik; und diese Kritik ist bisher sehr mangelhaft geblieben. Als ihre Schätze zuerst bekannt wurden, erwachte der Enthusiasmus für sie; und machte leichtgläubig. Späterhin ging man auf die andere Grenze über; man fand Zweifel gegen die Aechtheit einzelner Werke, oder auch nur einzelner Stellen; und wollte, wie Bentley es versucht hat, sofort Alles verdächtig machen. Die Wahrheit steht auch hier, wie gewöhnlich, zwischen beiden in der Mitte.

Wir haben oben gezeigt, wie die Hauptwerke dieser Litteratur theils aus Sammlungen bestehen, die also das Daseyn dessen, was gesammelt wurde, schon lange voraussetzen; theils, wie die epischen Gedichte zwar ein Ganzes bilden, und einen innern Zusammenhang haben, aber doch durch ihre Form Einschiebsel außerordentlich begünstigen. Soll also die Frage von dem Alter der Sanskrit-Litteratur beantwortet werden; so wird man die beiden Punkte von einander unterscheiden müssen: wie alt diese Werke ihrem Hauptinhalte nach sind; und wie und wann sie ihre jetzige Form erhalten haben? Beiträge dazu sind oben im Einzelnen bereits gegeben worden; übersehen wir das Ganze, so ergiebt sich daraus Folgendes:

Die Sanskrit-Litteratur hat ihre Perioden gehabt. Dieß lehrt nicht nur die Sage der Nation selbst; nicht nur die Natur ihrer Werke; sondern auch die verschiedenen Stuffen der Ausbildung der Sprache, welche wir nach den obigen Bemerkungen darin wahrnehmen. Die Vedas können nicht zu gleicher Zeit mit den klassischen Epopöen, diese wieder nicht zu gleicher Zeit mit der

Sacontalà u. a. geschrieben seyn. Der Mangel einer zuverlässigen Chronologie erlaubt es nicht, diese Perioden nach bestimmten Jahren abzusondern; sie können nur im Ganzen angedeutet werden. Die erste Periode würden wir die der Vedas nennen. Aber ehe die Vedas nur das werden konnten, was sie geworden sind, mochte ein langer Zeitraum verfließen. Jene Hymnen und Gebete sind von sehr verschiedenen Verfassern, und nicht zugleich gedichtet; jenes abstrakte System, das der Upnekhat enthält, konnte es auf einmal sich ausbilden? Wie lange also mochten jene Stücke einzeln vorhanden seyn, bis der Sammler kam, der sie zu dem Ganzen machte, das sie jetzt sind? Wie wichtig zu wissen dieß auch wäre, so fehlt es uns doch an Datis es genauer zu bestimmen; daß aber dieß schon sehr früh geschehen seyn muß, wenigstens mit den ersten drei Vedas, (denn ob man dem vierten ein gleiches Alter beilegen müsse, scheint noch immer sehr problematisch;) dieß glaube ich durch die oben angeführten Gründe dargethan zu haben.

Die zweite Periode würde ich die epische nennen. Sie umfaßt den Zeitraum der Entstehung der großen Epopöen, vorzüglich des Ramajan und des Mahabarat; außer diesen aber gewiß mancher anderer. Daß sie später entstanden sind als die Vedas, zeigt die so viel mehr ausgebildete Sprache; daß sie aber darum nicht weniger bis in ein hohes Alterthum, d. i. eine bedeutende Reihe von Jahrhunderten vor dem Anfange unserer Zeitrechnung hinaufgerückt werden müssen, glaube ich durch andere Gründe außer Zweifel gesetzt zu haben. Damit ist freilich die kritische Geschichte dieser Werke noch so wenig

aufgeklärt, als wenn wir dasselbe von den Homerischen sagen. Wenn aber die Geschichte von diesen, die wir doch besitzen, nicht blos in Uebersetzungen, sondern im Original, für deren Aufklärung wir außerdem so manche andere Hülfsmittel haben, durch allen Scharfsinn und alle Gelehrsamkeit der Forscher nicht einmal aufs Reine gebracht werden kann, — welche Forderungen ist man wohl an den Forscher der Indischen Litteratur zu machen berechtigt? So wenig indeß, sobald ich die epische Einheit der Handlung in Betracht ziehe, ich mich bei den Homerischen Gedichten überzeugen kann, daß diese aus einer bloßen Sammlung historischer Gesänge erwachsen seyen; eben so wenig kann ich dieses von dem Ramajan und Mahabarat. Auch in ihnen ist epische Einheit; wiewohl ich allerdings zugebe, daß die Form des Indischen Epos noch weit mehr die Einschiebsel begünstigt, als die des Griechischen. Ich füge noch hinzu, daß die Art zu schreiben in Indien, und die Schreibmaterialien, dieß noch sehr beförderten. Man schrieb gewöhnlich auf Palmblätter; die sich nicht wie die Papyrus- und Pergament-Rollen aufwickeln oder binden lassen; die höchstens, und auch wohl dieses nicht immer, (wie es denn noch jetzt bei den Vedas verboten seyn soll,) *)

*) *Polier* I, preface p. XXI. Auch wurden sie dem Oberst Polier nur unter der Bedingung gegeben, daß sie nie in Leder (es hätte Kuhleder seyn können!) sondern blos in Seide gebunden werden dürften. Man begreift nun leicht, wie es so unendlich schwer hält, in Indien ein vollständiges

lose zusammengereiht werden. Wie leicht war es also hier nicht, Einschiebsel zu machen; wie schwer, ja wie unmöglich war es nicht, das Ganze zu ordnen und zusammenzuhalten? Die unausbleibliche Folge davon mußte seyn, (und zwar um so mehr, je mehr diese Lieder auch im Munde des Volks waren,) daß sie sich vereinzelten, daß sie aufhörten als ein Ganzes betrachtet zu werden. Aber ihnen fiel ein ähnliches glückliches Loos, wie denen des Jonisches Barden; auch sie fanden ihren Lykurg oder Pisistratus. Wenn nicht die Geschichte, so hat doch die Sage uns darüber einige Winke aufbehalten, die nicht vernachlässigt werden dürfen.

Das Zeitalter und die Regierung des oft erwähnten Rajah Vicramaditya, im ersten Jahrhundert vor dem Anfange unserer Zeitrechnung, wird als dasjenige genannt, wo dieß geschah, und Er selbst als derjenige, der dieß veranstaltet haben soll. Die erste, nur kurze, Nachricht davon verdanken wir Jones *). "Nach den Berichten einiger, sagt er, soll Calidas, der Dramatiker, die Werke des Valmiky und Vyasa revidirt; und die

Exemplar der Vedas zusammen zu bringen. Eine kritische Geschichte der Schreibmateriale in Indien würde gewiß ein großes Licht auf die Geschichte ihrer Litteratur werfen. S. oben S. 91.

*) Works VI, p. 205. He (Calidas) is believed by some, to have revised the works of Valmiky and Vyasa, and to have corrected the perfect editions of them, which are now current.

vollständigen Ausgaben korrigirt haben, die jetzt davon im Umlauf sind. — Eine ausführliche Erzählung davon, die aber auch den Charakter des Mährchenhaften nicht verleugnet, giebt uns Polier *). Der Rajah Vikramaditya, der Freund der Poesie und Litteratur, ließ ihm zufolge alle Braminen nach Benares zusammen kommen, und bezeugte ihnen sein Verlangen, die Lesung der alten Bücher der heiligen Geschichten anzuhören. Da diese aber, auf einzelnen Blättern geschrieben, unvollständig waren, sey es durch den Lauf der Zeit oder die Nachlässigkeit der Aufseher, so gab der Rajah Befehl, sie zu sammeln; und übertrug diese Arbeit den geschicktesten unter den Braminen. Da sich keiner mit einem so schweren Auftrage befassen wollte; so übernahm ihn Calidas, der angesehenste unter den Weisen und Braminen seiner Zeit; und machte eine vollständige Sammlung dieser Werke, die selbst von den Gelehrten und Braminen, seinen Nebenbuhlern, als authentisch angesehen wird **).

Die Erzählung beruht freilich nur auf der Aussage der Braminen, ohne daß uns die weitere Quelle derselben angezeigt würde. Indeß scheint der Glaube daran, da sie Jones und Polier berichten, ziemlich allgemein;

*) Mythologie des Hindous I, p. 104.

**) Die mährchenhafte Ausschmückung dieser Erzählung, (wo sie jedoch vorzugsweise auf die Werke des Valmiky bezogen wird;) die Verfolgung seiner Nebenbuhler und den Triumph über sie, erzählt Polier an einer andern Stelle I, p. 185.

und schwerlich ist sie ganz ohne historischen Grund. Nehmen wir aber auch das Faktum als wahr an, so frägt es sich zuerst: was damals gesammelt ward? Es heißt die historischen Gedichte; (nicht also etwa die Vedas;) aber der Beisatz bei Polier alle ist doch unmöglich wörtlich zu nehmen, so bald man ihre Menge kennt; und da bei Jones die Werke von Valmiky und Vyasa ausdrücklich genannt werden, so können wir hinzusetzen: den Ramajan und den Mahabarat; ob noch andere, läßt man billig dahin gestellt seyn. Fast wichtiger aber ist noch die Frage: was bei diesem Sammeln geschah? War es ein bloßes Sammeln, oder war es die Besorgung einer kritischen Ausgabe? Kritik ist sonst eine, dem Orient so fremde, Sache, daß man sich nicht leicht davon überreden wird; und doch scheint dieß der Sinn der Erzählung der Braminen zu seyn; wenn es heißt, daß von ihm die Ausgaben herrühren, die noch jetzt im Umlauf sind. Wir irren wohl nicht, wenn wir dieses so verstehen, daß durch Calidas und seine Gehülfen die einzelnen Gedichte gesammelt und geordnet, das aber ausgeschlossen wurde, was nach seiner Einsicht mit Unrecht darin war aufgenommen worden. — Man sieht, wie viel hier noch nachzuforschen ist. Aber nur an Ort und Stelle kann weiter nachgeforscht werden.

Wie aber auch die Resultate dieser Nachforschungen ausfallen mögen, so muß auf jeden Fall die Periode des Vicramaditya als die dritte Periode der Sanskrit-Litteratur betrachtet werden. Daß seine Regierung eine glänzende Regierung war, läßt schon daraus mit großer

Wahrscheinlichkeit sich folgern, daß die nachmals gewöhnliche Zeitrechnung mit dem Ende derselben begann. Sie war es aber für die Litteratur nicht blos durch die Revision der ältern Werke, sondern auch nicht weniger durch neue; welche durch die an seinem Hofe versammelten Dichter und Gelehrten verfaßt wurden. Die damalige Sanskrit-Litteratur scheint überhaupt den Charakter einer Hoflitteratur angenommen zu haben. Es war die Periode der feinsten Ausbildung der Sprache und Versifikation. Das Drama ward vor andern Dichtungsarten begünstigt; und die größten Meisterwerke, die Indien darin besitzt, jedoch ganz dem Geschmacke eines Hofes angemessen, erschienen. Neben den Produkten des poetischen Genies auch wissenschaftliche, wie gerade die vornehme Welt sie braucht; Real-Wörterbücher, wie das des Amara-Sinha *). Gewiß! das Zeitalter des Vikramaditya ist dasjenige, das der Aufmerksamkeit der Geschichtforscher in Indien am meisten zu empfehlen ist.

Als die vierte und letzte Periode der Sanskrit-Litteratur betrachte ich die Jahrhunderte des Mittelalters. Daß viele Werke derselben aus diesen Zeiten sind, ist durch Bentley's Untersuchungen erwiesen; daß selbst die Puranas in ihr ihre jetzige Gestalt erhalten haben, ist oben bereits angedeutet.

Dieß Alles sind freilich nur Umrisse! Wie viel werden künftige Forscher auszufüllen, vielleicht umzuändern haben, wenn einst ein helleres Licht über diesen

*) S. oben S. 142.

Zweig der Litteratur des Orients aufgehen sollte! Aber mit Umrissen muß man beginnen; und werden die Leser nach allem Obigen hier mehr als Umrisse erwarten?

Wenn man aber aus allem Bisherigen das Lückenhafte unserer Kenntniß des alten Indiens eingesehen hat, so wird man das, was in den neuesten Zeiten über Indisches Alterthum nicht blos geforscht, sondern auch — phantasirt worden ist, leichter würdigen können. Man verließ den historischen Weg, und Vergleichungen mit den Religionen anderer Völker, und Etymologieen sollten die Lieblingsidee, daß die westliche Welt einen großen Theil ihrer Gottheiten und überhaupt ihrer Kultur, von dorther erhalten habe, darthun. Wie weit ich nun auch entfernt bin, eine solche Einwirkung des gebildetesten Volks des Osten auf die übrigen Völker läugnen zu wollen, so hätte man sich doch aber über die Grundsätze, nach denen man aus jenen Vergleichungen und Etymologieen Folgerungen ziehen könne, im Voraus verständigen sollen. Aber kaum hatten die Britten die Indischen Götter einigermaßen kennen gelernt, so fingen sie auch sogleich an, sie mit den Griechischen zu vergleichen, und mit einander zu verwechseln. Krischna hieß sofort der Indische Apoll, seine Gopis die Musen; man fand den ganzen Olymp in Indien wieder. Zu welchen falschen Ansichten dieß führen mußte, kann selbst denen nicht entgehen, die eine Abstammung einzelner Griechischer Gottheiten von den Indischen wahrscheinlich finden. Denn auf jenem weiten und langen Wege, wie viel mußte nicht anders gemodelt worden

seyn! So lange noch die Hauptquellen der Indischen Religion und Götterlehre uns noch so wenig zugänglich sind, so lange wir nur aus den Berichten von Fremden schöpfen müssen, die so oft nur durch gefärbte Gläser sahen, — wie kann die Forschung einen sichern Gang gehn? Und würde auch selbst der Zugang zu jenen Quellen uns geöffnet, so liegt es doch in der Natur des Gegenstandes, daß sehr vieles der Combination überlassen bleiben muß, und die Aufgabe ein Räthsel bleibt, das jeder auf seine Weise lösen wird. Allerdings aber ist dieß von einigen unserer neuesten Mythologen mit einem solchen Aufwande von Scharfsinn und Gelehrsamkeit geschehen, daß es überflüssig seyn würde, hierüber noch etwas zu sagen, wären auch die Forschungen über die Religionen den gegenwärtigen Untersuchungen, wo wir sie nur in Beziehung auf Politik zu betrachten haben, weniger fremd. Noch viel größerer Mißbrauch aber ist mit den Etymologien getrieben. Auch hier gaben zwar die Britten den Ton an; wie viel weiter aber sind einzelne Deutsche gegangen! Ohne von dem Sanskrit und dem Zend etwas weiter zu besitzen, als ein Paar dürftige Wortverzeichnisse, (Wörterbücher kann man sie nicht nennen), wollte man schon die Verwandtschaft der Sprachen ergründen; und ähnliche Laute reichten sofort hin, Abstammungen zu beweisen, die man oft geneigt seyn möchte, nur für Scherze zu halten! Ist nun gleich durch das tiefere Studium der Sanskrit-Litteratur in ihren Quellen, und die Bekanntschaft mit diesen, jenem Unfuge ein Ende gemacht, so bleibt es doch nicht weni-

ger gewiß, daß ohne historische Stützen das bloße Etymologisiren ein Glücksspiel ist, wo auf Einen Treffer viele Fehler kommen. So mag also, indem wir in jene fernen Regionen uns wagen, statt dieser Irrlichter lieber das schwache Licht der Geschichte uns genügen, sollte es auch nur, statt des vollen Tages, eine zweifelhafte Dämmerung verbreiten.

Zweiter Abschnitt.

Bruchstücke aus der ältern Geschichte, Verfassungs- und Handelskunde von Indien.

Den äußersten Ländern der Erde ward auch das Köstlichste zugetheilt; das äußerste aber nach Osten ist das Indische Land.

Herod. III, 106.

Wenn die Ueberschrift dieses Abschnitts nur historische Bruchstücke verspricht, so erfordert die oben nur erst im Vorbeigehen berührte Frage eine genauere Erörterung: in wie fern die Inder überhaupt Geschichte haben? Und wenn wir eine fortlaufende Geschichte ihnen absprechen müssen, wie dieß bei einer Nation statt finden kann, die sich doch rühmt, eine weit zurückgehende Chronologie zu besitzen?

Wenn bei den Indern keine Geschichtschreiber im Europäischen Sinne des Worts aufgetreten sind, so theilen sie dieses Loos mit den übrigen Völkern des innern Asiens. Unter diesen ist, so viel wir wissen, durchaus keins, dessen Geschichtschreibekunst sich über Annalen erhoben hätte. Aber die Inder scheinen auch selbst noch hinter jenen andern Nationen Asiens zurück geblieben zu

seyn, indem wir auch nicht einmal Annalisten bei ihnen kennen, durch welche, wie bei den Arabern, Persern und andern, das Andenken der Begebenheiten, wenn auch nicht im Zusammenhange dargelegt, doch der Zeitfolge nach erhalten wäre.

Gleichwohl sind sie nicht ganz ohne historische Nachrichten. Sie haben Genealogieen ihrer Könige, die durch viele Geschlechter gehen, und eine Menge von Namen enthalten. Diese ihre Genealogieen finden sich, wie wir gleich weiter bemerken werden, in ihren epischen Gedichten, und in den Puranas. Sie müssen sich, bis sie in diese aufgenommen wurden, durch die Tradition, wie bei andern Völkern Asiens, erhalten haben. Je mehr bei Völkern an Stamm und Abstammung hängt, um desto größerer Fleiß wird auf die Erhaltung des Andenkens an diese gewandt; und je weniger noch das Gedächtniß mit einer so großen Last anderer Kenntnisse beschwert wird, um desto eher kann es hierin mehr leisten, als wir vielleicht ihm zutrauen möchten. In Indien aber kam, wie wir in dem Ramajan sehen, noch ein anderes Interesse hinzu. Ehe eine Fürstentochter heirathete, mußte ihr Stammbaum geordnet seyn, ihre fürstliche Herkunft zu bestätigen *). So wurden also die Geschlechtregister in den herrschenden Häusern unentbehrlich.

Bereits Jones in seiner Abhandlung über die Chronologie der Hindus theilte solche Verzeichnisse von Königen mit; worunter besonders das der Könige von

*) Ramajan I, p. 580. Hier, am Hofe des Duscha Rutha, ist es das Geschäft des Junuka.

Magada oder Bahar Aufmerksamkeit verdient. Die Quelle, aus der diese Verzeichnisse geschöpft sind, ist das Werk eines damals noch lebenden Indischen Gelehrten, Rhadacanta, der eine Erklärung der Puranas in Sanskrit geschrieben hatte *). Aus den verschiedenen Puranas hatte Rhadacanta, wie er selber sagt, diese Genealogieen gesammelt. Die ersten derselben verrathen schon durch sich selbst ihren mythischen Charakter, indem die Könige als die Abkömmlinge der Sonne und des Mondes aufgeführt werden. Wenigstens gehen sie auf jeden Fall bis in die mythischen Zeiten zurück. Daß bei ihnen noch keine Chronologie statt finde, hat schon Jones bemerkt. Einen mehr historischen Charakter hat die Reihe der Könige von Magada; die in fünf verschiedenen Dynastien von 2100 v. Chr. bis 452. v. Chr. regiert haben sollen; und woraus man allerdings mit Wahrscheinlichkeit folgern mag, daß in jenen entfernten Zeiten, wo in Aegypten der Thron der Pharaonen glänzte, ein bedeutendes Reich in diesen Theilen Indiens, in den Ganges-Ländern, vorhanden gewesen sey. Fragen wir aber nach der eigentlichen Grundlage jener Chronologie, so müssen wir sowohl bei dem Anfange mit dem König Pradiota, 2100 v. Chr., als bei dem Ende mit dem König Chandrabija, der 396 vor der Aere des Vicramaditya, oder 456 v. Chr., starb, uns mit dem: wie die Inder sagen, begnügen. Heißt dieses nun auch so viel als diese Angaben sind aus den Puranas entlehnt; so frägt sich doch

*) *Jones* Works I, p. 288. Sein Werk hieß: *Puranat Harprecasa*, oder die erklärten Puranas.

wiederum: aus welchen? Und da das Alter der Puranas so sehr verschieden zu seyn scheint, — welches Alter hatten diejenigen, woraus sie entlehnt sind? Die Kritik tappt hier also immer im Dunkeln; und die schon von Jones aufgedeckten vielen innern Unwahrscheinlichkeiten, welche diese Genealogieen enthalten, müssen uns dagegen noch ungläubiger machen *).

Einen neuen Versuch, die Dynastieen in dem Reiche Maghada nach den Puranas zu ordnen, hat Wilford gemacht **). Es sind aber der Verschiedenheiten und der willkührlichen Annahmen so viele, daß die historische Kritik meines Erachtens, wie überhaupt aus den Abhandlungen dieses Gelehrten, keinen wesentlichen Gewinn ziehen kann.

Viel wichtiger ist das, erst vor wenig Jahren ausgeführte, Unternehmen von Francis Hamilton, die Indischen Dynastien, und die zu denselben gehörenden Könige, in genealogische Tabellen zu bringen, welche seine Schrift über den Gegenstand begleiten. ***). In der

*) *Jones* Works I, p. 804.

**) As. Res. IX, 82. *On the Kings of Maghada.* Er führt die Vischnu, Bramanda und Vaja Puranas, als Quellen an; l. c. p. 87.

***) Genealogies of the Hindus extracted from their sacred writings with an introduction and Alphabetical Index by *Francis Hamilton.* Edinburg 1819. 8vo. Begleitet mit: Genealogical Tables of the Deities, Princes, Heroes and remarcable personages of the Hindus, extracted from the sacred writings of that people. Der Tabellen sind XXVI. — Sehr nützlich ist der Alphabetische Inder über die Götter,

That nur auf diese Weise war es möglich, eine etwas hellere Uebersicht dieser so sehr verwickelten Reihefolgen zu geben. Die Einleitung der Schrift enthält, nach einigen vorläufigen Bemerkungen, die Erörterungen über die beiden schon aus Jones bekannten großen Hauptzweige der Indischen Königsdynastien, die des Mondes und der Sonne. Die Monddynastie läßt am ersten einigermaßen sich ordnen; sie zerfällt in mehrere Zweige; besonders die der Pandos und Coros, um deren Streit das Epos des Mahabarat sich dreht. Zu ihr gehören die Könige von Matura, Maghada, Ajudhia, Hastinapur u. a. Sie wird von dem Könige Atri abgeleitet. Die Sonnendynastie dagegen von dessen Zeitgenossen Marichi. Zu ihr gehören die Könige von Mitila, Kasi (oder Benares) u. a. Es sind in den Tabellen blos die Namen der Könige nach den einzelnen Stämmen, aber ohne alle Chronologie, gegeben. In der Schrift macht der Verfasser einen Versuch, die Dynastien nach Jahrhunderten zu ordnen; von dem Zwanzigsten vor dem Anfang unserer Zeitrechnung an, und heruntergehend bis zu Ende des Neunten, besonders die der Könige von Magada, Mitila und Ajudhia, und zu zeigen, in wie fern sie gleichzeitig waren. Er rechnet jedoch, bei dem Mangel anderer Angaben, nur nach Generationen, vier bis fünf auf Ein Jahrhundert. Wie schwankend diese Beweise sind, und andere finden sich nicht, leuchtet von selber ein.

Könige, Städte, Berge, Flüsse ꝛc., in so fern diese in die Mythologie gehören.

Die Hauptfrage ist, welches die Quellen sind, aus denen diese Genealogien geschöpft wurden? und darüber hat uns ihr Verfasser nicht in Ungewißheit gelassen. Es sind ihrer vier; der Bhagavat-Purana; aus ihm sind die XII ersten Tafeln entlehnt; der Bangha-Lata, vermuthlich ein anderer Purana, worüber wir alle weitere Nachweisung vermissen; aus ihm die vier folgenden, XII-XV; der Haribangha, eine Episode des Mahabarat, aus ihm die neun folgenden, XVI-XXIV; und die letzte: XXV, aus dem Ramajan. Wie sehr es auch zu wünschen gewesen wäre, daß uns der Verfasser über einzelne dieser Quellen und ihre Benutzung weitere Aufklärungen gegeben hätte, in wie fern er sie vollständig und im Original las, so geht doch ein Hauptresultat klar und deutlich hervor; die eigentlichen Epopöen und die Puranas sind die Quellen ihrer Königsgeschichten und ihrer Genealogien, und darnach bestimmt sich der Werth, den die historische Kritik ihnen beilegen kann. Sie wird sie auf gleiche Stuffe mit den Heroën- und Königsgeschlechtern der Hellenen setzen; und die hier gegebenen Tabellen werden für die Indische Mythologie ungefähr dasselbe seyn, was die den Apollodor begleitenden für die Griechische sind. Wir werden also in ihr keine kritische, auch keine chronologische Geschichte erwarten dürfen; es ist eine von Dichtern behandelte, und durch Dichter erhaltene, also in diesem Sinne eine Dichter-Geschichte; ohne daß sie deshalb eine gänzlich erdichtete Geschichte zu seyn braucht. Es ist durchaus nicht anzunehmen, daß diese Genealogien von den Epikern geradezu erfunden seyn sollten; vielmehr wi-

verspricht dieses nicht nur der Natur des alten Epos, sondern auch die Beschaffenheit dieser Genealogien, die bloße Namen ohne Zeitbestimmungen *) enthalten; deren Einschiebung widersinnig gewesen wäre, wenn sie sich nicht auf alte Sagen, vielleicht auch geschriebene Geschlechtregister, stützten. Es gab gewiß einst Könige von Magada, Ajudhia und Mithila, so gut wie es einst Könige von Troja, Theben und Athen, gegeben hat; ihre weitere Geschichte aber müssen wir für das nehmen, was sie ist, eine mythische Geschichte.

Einen Einwurf gegen diese Behauptung könnte man vielleicht aus dem hernehmen, was uns von den Jahrbüchern von Cashmir erzählt wird. Hier, berichtet Abu Fazel im Ayeen Acberi, habe man Annalen, die bis über 4000 Jahre hinaufgehen **). Als Acbar der Große seinen Einzug dort hielt, hätten ihm die Einwohner ein Buch Ray Turunghea, in Sanskrit geschrieben, überreicht, das diese enthielt; der Kaiser habe dieß ins Persische übersetzen lassen. Abu Fazel giebt daraus die Namen der Könige; (deren in 4109 Jahren, 11 Monaten und 9 Tagen 191 geherrscht haben sollen;) in neun Tafeln oder Dynastien, mit den Regierungsjahren eines jeden, die der ersten Dynastie ausgenommen. Seine Nachrichten waren bisher die einzige Quelle. Aus neuern Berichten wissen wir, daß diese Annalen in der Sanskrit-Sprache allerdings vorhanden sind; und zwar aus-

*) So ist es in der Genealogie im Ramajan l. c. So auch in dem Mahabarat. S. oben S. 171.

**) Ayeen Acberi II, p. 157.

führlicher als die Persische Uebersetzung *). Aber was wir bisher davon wissen, bestätigt vielmehr unsere Meinung, daß auch diese Annalen Auszüge aus den epischen Gedichten und den Puranas sind; in welche man eine Zeitrechnung hineingetragen hat; und also auch die Geschichte von Cashmir nicht weniger als die des übrigen Indiens in obigem Sinne des Worts eine Dichtergeschichte sey. Denn erstlich knüpft sie sich bei ihrem Anfange unmittelbar an das Indische Epos. Nach einer kurzen Anzeige der Gründung der Kolonie in Cashmir und der Königsreihe bis auf die Coros und Pandos, eröffnet der Verfasser seine Geschichte und Listen der Könige mit dem Gonanda (Owgnund im Persischen;) einem Zeitgenossen des Judistber, der von Bulbhader, dem ältern Bruder des Krischna, einer der Hauptpersonen des Ramajan, erschlagen wird. Nach der eigenen Nachricht des Abu Fazel ist das Ganze allenthalben mit mythischen Erzählungen durchwebt, aus denen er nur das heraushob, was einen historischen Anstrich hat; ohne doch nur Stoff genug zu finden, die Mährchen ganz zu übergehen. Doch finden sich einige historische Fakta, die Aufmerksamkeit verdienen. Dahin gehört die Vertreibung der Buddisten aus Cashmir durch die Braminen, die in ein hohes Alterthum zurückgesetzt wird. Unter den Nachfolgern des Gonanda, heißt es, herrschte die Religion des Schiva; bis ein Usurpator Badisatora die des Budda einführte. Er herrschte hundert Jahre. Sein Nachfolger

*) Man sehe *Colebrook* observations on the Jains, As. Res. IX, p. 294.

Abymaniah *) stürzte aber den Budda-Kultus, und stellte die alte Lehre wieder her. — Dahin gehört ferner, daß nach dem Tode des Rajah Heren sich Cashmir dem Rajah Vicramaditya von Dugein unterworfen habe **). Ungeachtet übrigens der anscheinenden Genauigkeit in der Angabe der Dauer der einzelnen Regierungen, sind diese doch in einzelnen Dynastien so lang, in andern dagegen wieder so kurz, daß dieses gegen alle historische Wahrscheinlichkeit lauft ***).

Freilich können die bisher aufgestellten Behauptungen sich nur auf die Quellen der Geschichte beziehen, die den Braminen und den Anhängern ihrer Religion eigen sind. Die Frage bleibt also übrig: ob nicht bei den Bekennern der Budda-Religion sich historische Schriften und Annalen finden? Wir sind aber bisher mit ihren Schriften äußerst wenig bekannt. Indeß ist aus Einem ihrer Bücher, Rajavali betitelt, die Geschichte von Ceylon ausgezogen †). Gewiß eine wahre Bereicherung der Indischen Litteratur, da dieß, so viel ich weiß, bisher die einzige Schrift der Buddisten ist, die nach Europa kam. Die darin enthaltenen Nachrichten,

*) Nerk im Ayeen Acberi S. 159.

**) Ayeen Acberi l. c.

***) Man vergleiche z. B. Tab. II, wo 21 Fürsten 1021 Jahre regieren, und keiner unter 30 Jahren, mit Tab. VII. wo 10 Fürsten 54 Jahre regieren. Ayeen Acberi l. c.

†) *Translation of the Cinghalese History of Ceylon, communicated by the Hon. Sir Alexander Johnston* in den Annals of Oriental litterature, Febr. 1821. p. 385 etc.

(das Buch beginnt mit einer Geogonie) sind offenbar aus andern Quellen geschöpft, als aus den Puranas der Braminen; aber die Geschichte findet für sich noch weniger Nahrung darin als in jenen. Es sind nicht sowohl Mythen als Mährchen, welche uns darin dargeboten werden; die Könige der ersten Hälfte regieren Tausende von Jahren, und haben oft Tausende von Söhnen; und wenn die der letzten Hälfte auch kürzer regieren, so kommt doch kein erhebliches historisches Faktum vor; außer daß die Einfälle der Malabaren von dem gegenüber liegenden Indischen Continent, die bald mit mehr bald mit weniger Glück ausgeführt wurden, zu verschiedenen Malen wiederholt werden. Gewiß waren auch hier Dichterwerke die Quellen, wenn wir sie auch nicht genauer bezeichnen können.

Seitdem indeß die Alterthümer Indiens die Aufmerksamkeit der Britten erregten, ward diese auch sehr bald auf ihre Chronologie gerichtet. Die Verbindung zwischen der Geschichte und Zeitrechnung eines Volks ist nach unsern Begriffen zu eng, als daß die Forschungen über die eine von denen über die andere getrennt werden könnten. Die Hoffnung, durch die Chronologie eines so alten Volks neues Licht über die Geschichte überhaupt verbreiten zu können, kam hinzu; aber die Forscher fanden sich in ihren Hoffnungen gar sehr getäuscht. Gleich der erste derselben sah sich zu dem Bekenntniß genöthigt, die Chronologie der Inder fange mit einer solchen Ungereimtheit an, daß dadurch ihr ganzes System über den Haufen geworfen werde *). Nicht günstiger urtheilt

*) *Jones* Works I, p. 295.

darüber sein Nachfolger Wilford; der ihr System der Chronologie für eben so ungereimt erklärt, als das ihrer Erdkunde *). Bei der engen Verbindung indeß, in der ihre Chronologie mit ihrer Astronomie steht, mochte man mit Recht die Sache noch für unentschieden ansehn, so lange nicht Astronomen sich der Forschung unterzogen. Dieß that zuerst Davis **); nach ihm aber, unstreitig mit schärferer Kritik, Bentley. Die Untersuchungen von beiden bezogen sich hauptsächlich auf das Werk, welches die Inder selber als die Grundlage ihrer Astronomie und Chronologie, und als eins ihrer ältesten Werke betrachteten, den oben erwähnten Surya Siddanta; dessen spätern Ursprung aber Bentley dargethan hat ***).

Für die gegenwärtigen Untersuchungen kommt nur die Frage in Betrachtung: welchen Gewinn die Geschichte daraus gezogen hat oder ziehen kann? Wir möchten diesen Gewinn überhaupt mehr negativ als positiv nennen. Zuerst scheint es so gut wie erwiesen, daß das jetzige chronologische System der Braminen kein so altes System sey, als sie selber es angeben wollten. Es findet sich nicht in jenen Werken, welchen nach den oben angegebenen Bestimmungen ein hohes Alter nicht abgesprochen werden kann; es ist so wenig aus den Vedas, als aus den großen Epopöen geschöpft †). Auch die

*) As. Res. V, p. 241.

**) As. Res. II, Nro. XV.

***) S. oben S. 147.

†) Nach Bentley haben die Braminen gegenwärtig drei chronologische Systeme; das erste die Brama Calpa, vor

Nachrichten, welche die Griechen bei ihrer ersten Bekanntschaft mit den Indern hörten, deuten eben dahin. Zwar

1300 Jahren von Brahma Gupta erfunden; das zweite die Padma Calpa, vor 8 bis 900 Jahren von Dhara Padma; und das dritte in dem Surya Siddanta enthaltene, vor 7 bis 800 Jahren, von Varaha Mihira erfundene. As. Res. VIII., p. 199. Außer diesen führt Bentley noch aus einer astronomischen Schrift *Graha Munjari* zwei ältere Systeme an, die er mit einander in Uebereinstimmung zu bringen, und für die Geschichte benutzen zu können glaubt; p. 224 etc. In dem Versuche der Uebereinstimmung scheint mir viel Willkührliches zu seyn; man muß dieß bei ihm selbst nachsehen. Die Anwendung für die Geschichte beruht auf der Vergleichung der Puranas mit den Bestimmungen über die vier Zeitalter, nach dem ersten dieser beyden Systeme; nach dem die Satya Jug, oder das goldne Zeitalter begann 3164 v. Chr., die Treta Jug, oder das silberne 2204 v. Chr.; die Dwapar Jug, oder das eherne 1484 v. Chr.; die Kali Jug, oder das irdene 1004 v. Chr., ganz im Widerspruche mit andern Systemen; wo der Anfang des letztern 3100 Jahre v. Chr. gesetzt wird. Jones Works I., p. 318. Das erste Zeitalter hat nichts historisches, als den Mythus von der Fluth. Das zweite, oder silberne, enthält den Anfang des Indischen Reichs, die Dynastien der Sonnen- und Mondskinder. Die Puranas setzen in dasselbe den Brigu und seine Nachkommen Indra, Puru, Dakscha u. a. Ferner Vischwamitra, und seinen Vetter Parasu-Rama. In die Dwapar Jug, oder das eherne, fällt der Krieg der Coros und Pandos. In demselben lebte Vyasa, Causica, Rishyasringa und andre berühmte Rischis. Aber es frägt sich doch erstlich: auf welchem Grunde ruhet jenes System? Auf historischem? Wo sind die Quellen?

rühmten sie sich, die Folge ihrer Könige bis auf 6000 Jahre zurückführen zu können *); und bestätigten dadurch die Ansprüche, welche sie auch noch jetzt auf ein hohes Alter machen; allein von jenen ungeheuern Perioden, welche Millionen Jahre, und diese bei Tausenden umfassen, hören wir damals nichts. Es ist ferner höchst wahrscheinlich, daß bis auf die Zeiten der Aera des Vicramaditya die Inder keine fortlaufende Aera hatten, sondern nur nach Generationen, wie auch lange Zeit hindurch die Griechen, ihre Zeitbestimmungen machten. Denn nicht nur hören wir nichts Sicheres von einer solchen frühern Aera **), sondern den Griechen selber gaben sie

Auf astronomischem? Nach Bentley selbst hatten die Inder vor Brama Gupta, im sechsten Jahrhundert unsrer Zeitrechnung, keine wissenschaftliche Astronomie; p. 235. Und ferner: Hatten die Verfasser der Puranas jenes System vor Augen; und dürfen wir also die von ihnen erzählten Mythen nach demselben ordnen? Die Dichtung von den vier Weltaltern ist wahrscheinlich eine sehr alte Indische Dichtung; allein die Zeitmaaßen derselben, das Werk von Chronologen, sind von der Dichtung unabhängig. Uebrigens umfassen auch jene beiden Systeme Cyclen von Millionen Jahren; und nach den obigen Bemerkungen wird man schon deshalb wenig geneigt seyn, ihnen ein sehr hohes Alter beizumessen. Aus dem vierten, oder eigentlich historischen, Zeitalter sind keine Begebenheiten angegeben; mithin kann für die Geschichte kein weiterer Gewinn daraus gezogen werden.

*) *Arrian* Op. p. 175. Von Dionysus bis auf Sandracottus seyen 6042 Jahre verflossen.

**) Vor der Aera des Vicramaditya soll zwar die des Judisther hergehn; die um 3044 Jahre weiter zurückgeht, und mit

ihre Zeitbestimmungen nach Generationen an *). Wird man aber ohne eine feste Aera eine geordnete geschichtliche Chronologie für möglich halten? Will man also die chronologischen Cyklen der Inder für astronomische oder für poetische Cyklen, oder auch für beides zusammen ansehen; die Geschichte kann daraus keinen weitern Gewinn ziehen, als daß sie es wagt, einige Mythen nach allgemeinen Zeitaltern zu ordnen. In ihr muß man sich begnügen, nur das Frühere und Spätere als solches zu unterscheiden; ohne die Zwischenräume durch bestimmte Jahrzahlen ausfüllen zu wollen.

Bei einem Volke, dem bei aller Mangelhaftigkeit seiner Chronologie doch ein hohes Alter nicht abgesprochen werden kann, muß die Frage von seiner Herkunft zu denen gehören, über welche man Vermuthungen aufstellen, aber nicht mit Gewißheit entscheiden kann. Will man aber den Indern als Einem Hauptvolke ihre Herkunft nachweisen, so müßte doch vorher entschieden werden, ob sie wirklich der Abstammung nach Ein Volk seien? Die genauere Ansicht der Nation erregt dagegen große Zweifel; und macht es viel wahrscheinlicher, daß diese Einheit weit mehr eine durch Religion und Gesetzgebung bewirkte politische **), als eine Stammeinheit

3100 vor Chr. anfangen würde. Allein nach Wilford ist man über diesen Anfang nur als astronomischen Cyclus einverstanden, keinesweges aber als historische Aera. As. Res. IX, p. 86.

*) *Arrian* l. c.

**) In diesem Sinne verstehe ich die Ableitung der vier Kasten von Brahmá, aus seinem Haupt, seinen Armen, seinem Leibe, und seinen Füßen.

sey. Die Kasteneintheilung reicht bei dieser Nation so weit hinauf, wie ihre Geschichte; aber der Abstand der obern Kasten von den untern ist so groß, daß man fast nothwendig auf eine Verschiedenheit der Stämme zurückschließen muß. Ich behalte es mir vor, bei den Aegyptern zu zeigen, weshalb Abtheilung der Kasten zwar nicht immer und in jedem Fall, aber doch mehrentheils, in ihrem Ursprunge eine Verschiedenheit der Stämme sey, ich beschränke mich hier blos auf die Beweise, welche die Verschiedenheit des Aeußern, besonders der Farbe, darbietet. Nach Niebuhr's Zeugniß *) haben die Kasten der Braminen und der Banianen eine so helle Farbe, daß er sie ganz weiß nennt; weil sie, wie er hinzusetzt, von aller Vermischung mit Fremden sich ganz rein erhalten, da hingegen das gemeine Volk eine dunkle, oft der schwarzen sich nähernde, Farbe hat. — "Es ist merkwürdig, sagt ein Brittischer Beobachter **), daß dieselbe schöne Farbe, und dieselben Gesichtszüge die Kaste der Braminen durch alle die verschiedenen Provinzen vom achten bis zum zwanzigsten Grade, und nach allen Nachrichten noch weiter, von den Völkern unterscheiden, die in beiden so sehr verschieden sind; den Tamulen, Telingas, Canarins, Maratten, und Orias; den fünf Stämmen, welche die ursprüngliche Bevölkerung der Halbinsel gebildet zu haben scheinen; und noch jetzt durch ihre verschiedenen Sprachen wie durch ihre Gesichtszüge sich unterscheiden." Die weitere Untersuchung über die Indi-

*) Niebuhr's Reise I, S. 450.

**) Der Capitain Colin M'Kenzie in As. Res. VI, p. 426.

schen Kasten wird die vielen andern Aehnlichkeiten, welche den drei obern Kasten, der der Braminen, der in ihrer ursprünglichen Gestalt nicht mehr vorhandenen der Ketris oder Krieger, und der Bijasa oder Gewerbtreibenden, im Gegensatz gegen die niedern Kasten der Sudras und ihren Abarten, eigen sind, darthun, und die Verschiedenheit der Abstammung auch durch andere Gründe bestätigen. Will man also mit Jones *) die Inder, gleich den andern Hauptvölkern Asiens, aus Iran ableiten, so kann man dieses doch nur von den höhern Kasten behaupten. Allerdings ragen aber diese, besonders die der Braminen, die eigentlich nur noch von ihnen allein in ihrer alten Gestalt übrig zu seyn scheint, so vor den niedern hervor, daß man sie wohl als die eigentliche Nation betrachten kann. Und wenn gleich ihr Vaterland nicht mit historischer Gewißheit sich nachweisen läßt, so spricht doch Alles dafür, daß sie von Norden nach Süden sich verbreitete. In den Sagen von Caschmir werden die Braminen als die frühesten Einwanderer genannt **). Aber ein helleres Licht ist durch die Versuche der Britten hier aufgegangen, die Quellen des Ganges zu entdecken, welche sie in das Innere der Himmalaja-Gebirge führten ***). Schon im Jahr 1807 drangen die Lieutenants

*) Works I, p. 129 sq.

**) Ayeen Acberi II, p. 157.

***) Man sehe *Colebrook* on the sources of the Ganges, mit der Erzählung von *Raper*, As. Res. Vol. IX. und die Reise von *Hodgson* in Vol. XIV. Journal of a sourvey to the heads of the rivers Ganges and Jumna, by

Webb und Rape bis Bhadrinath (30° 43′) und Gangutri (31° 4′) *) vor; seitdem gelang es im Jahr 1817 dem Capitain Hodgson bis 31° 51′ zu dem Platz vorzudringen, wo der Eine Hauptarm des Ganges aus einer Felsenhöle unter einem Schneegewölbe hervorstürzt; und wo himmelhohe Schneegebirge und Gletscher, wahrscheinlich die höchste Kette des Himmalajah, an deren Fuß im Süden der Ganges und der Indus mit ihren Nebenströmen, und im Osten der Hauptstrom Tibets, der Burramputra oder Sampo entspringt, alles weitere Vordringen unmöglich machen. Noch jetzt sind hier, in dem Herzen dieses Alpenlandes, die Sitze der Braminen, die man kaum anders als ihre Ursitze betrachten kann; Tempel ihrer Götter, und daran geknüpfte Priesterschaft. An dem Platz, wo die beiden Arme des Ganges sich vereinigen, steht die heilige, von Braminen bewohnte Stadt Devaprajaga; (30° 8′ d. Br.). Noch wichtiger ist der Tempel zu Badri-Nath. Er ist sehr reich, und soll über 700 blühende Dörfer besitzen, die unter der Hoheit des Oberpriesters stehen. Ihm gehört auch die Handelsstadt Mana mit 1500 Einwohnern, nicht Hindus, sondern Tartaren, an der Straße nach Cashmir

Capt. I. A. Hodgson. — Daß der Ganges nicht, wie man sonst glaubte, aus dem See Mansarowar in klein Tibet hervorgeht, ist erwiesen durch die Reisen von *Moncrolt* zu demselben. As. Res XII, 380 etc.

*) Auf den frühern Charten von Rennel ist die Lage dieser Oerter um 2 bis 3° zu weit nördlich angegeben. Man sehe *Colebrook* l. c.

und Klein-Tibet; die nur im Sommer bewohnbar, im Winter unter Schnee begraben liegt. Auch bei Gangutri, wo der Ganges aus den hohen Gebirgen hervortritt, deren Inneres nur ein unermeßliches Eismeer zu bilden scheint, steht ein solcher uralter Tempel. In allen ist der Dienst des Schiva vorherrschend, ohne deßhalb der einzige zu seyn. Es sind heilige Oerter, zu denen viele Tausende von Pilgern wallfahrten, und wo auch der Handel mit der Religion sich verbindet. So bildeten und erhielten sich in Regionen, in welche nie das Schwerdt des Eroberers drang, in Zeiten, die über unsere Geschichte hinausgehn, Priesterstaaten, die von dort aus über Indien, vielleicht selbst über andere Weltgegenden, sich verbreiteten. In ihren ältesten Gedichten erscheinen nachmals die Gangesländer als die Hauptländer Indiens; sie sind der Sitz ihrer Helden; von da aus werden die Unternehmungen nach den südlichen Theilen, bis nach Ceylon hin, ausgeführt; und die oben beschriebene Kette von Heiligthümern über und unter der Erde, sämmtlich mit den Bildern ihrer Götter verziert, scheint gleichsam eine ewige Chronik ihrer allmähligen Verbreitung über jenen südlichen Theil zu seyn. Wie in Aegypten Alles von Süden nach Norden, so geht in Indien Alles in umgekehrter Richtung von Norden nach Süden.

Das zuverlässigste Faktum in der ältesten Geschichte der Nation ist der Vorrang, oder, wenn man es so nennen will, die Herrschaft, welche die Braminen über die andern Zweige erhielten. Zwar war dieß keine unmittelbare Herrschaft, in dem Sinn, daß die Priester selber Könige gewesen wären. Die Rajahs gehörten ihnen

nicht an; sondern waren, wie in Aegypten, aus der Kaste der Krieger, oder auch aus besondern Geschlechtern; aber die Priester beschränkten die Fürsten, welche durch religiöse Gesetze gebunden waren; und ihnen mit einer Ehrfurcht begegneten, wie die Proben aus dem Ramajan es gezeigt haben. Verdankten die Braminen diesen Vorrang blos der Religion, oder hatten sie ihn durch die Gewalt der Waffen errungen? Wenn gleich die Religion ihre Macht befestigte, so haben sich doch in der Sage der Nation Nachrichten von einem gewaltsamen Kampfe erhalten, durch den die Kriegerkaste und ihre Rajahs in jene Abhängigkeit versetzt wurden. Der Sieg über sie wird als das Werk des Parasu-Rama, einer frühern Incarnation des Vischnu in einen Braminen, geschildert. Nachdem er über sie zwanzig Siege erfochten hatte, wollte er sie ganz ausrotten, als die Braminen selbst aus Mitleid sich ihrer annahmen, ihnen eine Zuflucht gewährten, und es sogar ihnen einräumten, an demselben Tische mit ihnen zu speisen *). Sowohl der Mahabarat, als der Ramajan erwähnen diesen Kampf. In dem Mahabarat bildet die Erzählung desselben eine Episode **). In dem Ramajan bezieht sich darauf vieles

*) Polier I., p. 288.

**) Am Ende des fünften Buchs nach einer Uebersetzung des Hrn. D. Mitscherlich: Durdjohn spricht in einer Versammlung: und ich will Euch eine Begebenheit erzählen, die mit dieser übereinstimmt. In Malva war ein König Herghes genannt; dessen Heer nur aus Ketris bestand; und zwischen diesem und dem König der Braminen brach ein Krieg aus. Die Ketri waren, so oft ein Treffen geliefert

in der merkwürdigen Erzählung des Streits zwischen Wischwa-Mitra, dem Ketri-Rajah, ehe er noch durch seine Büßungen sich zum Haupt der Weisen erhoben hatte, und dem Braminenfürsten Vuschishta, den sein Rath zum Widerstand auffordert, als jener die heilige Kuh, die Geberin des Ueberflusses, von ihm verlangt, und sie ihm mit Gewalt entreißt *).

Wenn es gleich unmöglich ist, die Periode dieses Kampfs nach Jahren zu bestimmen, so ist doch gewiß, daß er in Zeiten gesetzt werden muß, die über die Entstehung aller jener heiligen Bücher, die oben erwähnt wurden, hinausgehen. Denn in diesen erscheint durchweg die Braminenkaste bereits als die herrschende; gegen welche die Kaste der Ketri daher in einem untergeordneten Verhältniß steht. Dasselbe deutet auch die Folge der Incarnationen des Vischnu an; denn die in den Parasu-Rama ist die sechste; und geht der voran, welche der Ramajan besingt. Auch wird sie von den Braminen schon in das zweite Zeitalter hinaufgerückt. Allerdings kennen wir diese Geschichte auch nur als Dichtergeschichte; wenn wir uns aber für berechtigt halten,

wurde, zahlreicher als die Braminen; und dennoch siegten diese. Zuletzt giengen die Ketri zu den Braminen und fragten: was ist die Ursache daß ihr uns jedesmal besiegt, obgleich wir zahlreicher sind? Die Braminen antworteten: (Hier hat die Handschrift eine Lücke.)

*) *Ramajan* I., p. 470 sq. "Die Macht der Ketri ist nicht „größer als die der Braminen. O Bramine! deine Macht „ist göttlichen Ursprungs, und weit größer als die eines „Ketri!"

etwas Historisches dabei anzunehmen, so geschieht es, weil das nachmals in der Wirklichkeit bestehende Verhältniß der beiden Kasten sich dadurch aufklärt.

Seitdem die Herrschaft der Braminen in Indien gegründet war, ist der Krieg der Koros und Pandos die Begebenheit, welche die Sage und die Poesie dieser Nation am meisten gefeiert hat. Er ward in dieser Hinsicht für sie — gleich dem Trojanischen bei den Griechen, — für ihre Poesie, ihre Litteratur, und Kunst gleich wichtig. So entsteht also die Frage: ob er bloße Erdichtung sey? oder ob etwas Historisches dabei zum Grunde liege? Freilich würden wir darauf mit mehr Bestimmtheit antworten können, wenn wir das Gedicht, das ihn verewigt hat, wenn wir den Mahabarat besäßen. Es würde sich dann deutlicher zeigen, ob die Dichtung mit so vielen geographischen und historischen Zügen durchflochten sey, daß sie in wirklichen Begebenheiten ihren Grund haben müssen. Die Untersuchung darüber hängt aber mit der allgemeinern zusammen, um welche eigentlich die älteste Geschichte Indiens sich dreht: in wie fern in den Ganges-Ländern Ein Reich, oder auch mehrere, von uralten Zeiten her geblüht haben? Bei dem, was sich darüber sagen läßt, werden die Leser aber nie den Gesichtspunkt aus den Augen verlieren, der durch die obigen Erörterungen bereits festgestellt ward, daß hier von einer Dichtergeschichte, d. i. einer Geschichte, die nur durch Dichter auf uns gekommen ist, die Rede sey.

Die Indische Sage schildert uns zwar Indien, so wie die Aegyptische Aegypten, ursprünglich als Ein

Reich; die ersten mythischen Könige daselbst werden Könige von Indien genannt, wie Menu und andere; aber die beiden neben einander regierenden Dynastieen der Kinder der Sonne und des Mondes, die eine in Ujadhya, die andere in Pratischtana oder Vitora, deuten doch schon die Idee einer Trennung an *). Eine solche Mehrheit von Herrschern bleibt auch nachgehends das Gewöhnliche in der Indischen Mythologie; wenn auch zuweilen die Vorstellungsart zu herrschen scheint, daß Eines der Fürsten als Oberkönigs gedacht wird; gegen den die andern in einer Art von Lehnsverhältniß stehen. Dieß scheint aber in einem solchen Falle nur vorübergehend, und durch Gewalt erzwungen zu seyn **). Denn in dem Indischen Epos erscheint Indien gewöhnlich als ein politisch zertheiltes Land; in welchem mehrere kleine Reiche unter Herrschern stehen, die unabhängig von einander, und, wenn nicht an Macht, doch an Rang sich gleich sind.

Wenn wir aber Indien nennen, so ist dieß immer vorzugsweise von dem nördlichen Theile, dem eigentlichen Hindostan, besonders den Ganges-Ländern, im Gegensatz gegen Dekan, den Süden, die südliche Halbinsel zu verstehen. Unter der Benennung der Ganges-Länder begreifen wir das ganze Gebiet dieses Stroms, von seinem Austritt aus den Gebirgen, bis zu den Quellen seiner Nebenflüsse, vor allen des Jumna, Gangra, und Sonus. Könnte auch die Lage einzelner Städte hier

*) *Jones* Works I., p. 296.

**) *Polier* I., p. 598 sq. in dem Mythos des Oberrajah Jeraschind.

zweifelhaft scheinen, so ist es doch unmöglich im Ganzen zu irren; da der Mythus vom Ganges und seinen Nebenflüssen, wie ihn der Ramajan enthält, dieß Lokal hinreichend bestimmt, und die Gesetze des Menu es noch genauer bezeichnen *). Hier liegen nach ihm die Länder Bramaverta, wo einst die Götter sich aufhielten, zwischen den heiligen Flüssen Saraswati und Dhrischadwati (Dewa und Ganges;) und Brahmarschi mit Curukshetra oder Indraput (Delhi;) Matsya, Canjakubja, (Canoge), und Surasena oder Mathura, wo Krischna erschien (in Bahar;) das Hauptland der Braminen; denn von den Braminen in Brahmarschi geboren sollen Alle die heiligen Gebräuche lernen. An dieses stößt Medhyadesa oder das Mittelland, und Ariaverta, das sich bis zum Ost- und Westmeer erstreckt; bewohnt von würdigen Männern; denn nur in diesen Ländern, nicht aber in denen der Mlechas oder Barbaren, sollen die drei ersten Kasten wohnen. In jenen Ganges-Ländern liegen die sämmtlichen Städte, welche das Indische Epos preiset. In dem Ramajan erscheint Ujadhya in dem Lande Kuschula, wo Duscha-Rutha herrscht, als Hauptstadt **). Sie liegt an den Ufern des Flusses Suruja. Man kann nicht zweifeln, daß dieses der Gangra oder Deva ist, der von N. O. kommend sich unweit Sirpur in den Ganges ergießt. In seinem obern Theile trägt er noch den Namen Sur-

*) *Ramajan* I., p. 345 sq. Man vergleiche damit Menu's Gesetze II., 17 — 23. und VII., 193.

**) Man sehe die bereits oben S. 467. angeführte Beschreibung derselben; *Ramajan* p. 94 sq.

jew auf Rennel's Charte. Daraus ergiebt sich also auch, daß Ujadhya mit Recht für das jetzige Oude gehalten wird; wenn gleich die Grenzen des alten Reichs beschränkter gewesen zu seyn scheinen, als die der neuern Landschaft; denn nur drei oder vier Tagereisen davon *) liegt die Stadt Mitila, in dem Reich Videha, der jetzigen Provinz Tirhut **); wo der König Junuka herrscht. Ujadhya wird aber in dem Ramajan als Hauptstadt eines der ältesten Staaten Indiens geschildert. Das Geschlechtsregister des Königs Duscha Rutha wird durch 42 Glieder bis zu Brama hinaufgeführt; dessen siebenter Abkömmling Ischwaku zuerst in Ujadhya herrschte; und von dem im 36sten Gliede Duscha Rutha stammte ***). Dieß setzt also für das Reich von Ujadhya, schon damals, wie Rama als Duscha Rutha's Sohn erschien, nach den gewöhnlichen Bestimmungen ein fast tausendjähriges Alter voraus. Junuka dagegen, der König von Mitila, führt sein Geschlechtsregister nur bis zum 22sten Gliede zurück. Wie viel oder wie wenig man auch auf jene Genealogieen bauen mag, so ergiebt sich wenigstens so viel, daß das Reich von Ujadhya in der Indischen Sage, welche das Epos benutzte, als einer der ältesten Staaten gepriesen wird; und wir sagen nicht zu viel, wenn wir nach jenen Angaben den Ursprung desselben um anderthalb bis zweitausend Jahre vor Christo hinaufrücken. — In einer sehr merkwürdigen Stelle dieses

*) *Ramajan* I., p. 565.

**) *Ramajan* I., p. 565.

***) *Ramajan* I., p. 574 sq.

Gedichts werden die auswärtigen Rajahs genannt, welche Duscha Rutha zu seinem feierlichen Opfer einladen ließ *). Es werden eingeladen der Beherrscher von Caschi (oder Benares,) die Rajahs von Magada (oder Bahar), von Sindhu, und Surashtra (Sind und Surate;) von Unga und Suvira, (worin man Ava und ein Gebiet an der Indisch-Persischen Grenze vermuthet;) und die Fürsten des Südens, oder von Decan. Sie werden als Freunde, zum Theil als Verwandte, keinesweges aber als Vasallen von Duscha Rutha geschildert. Mithin ist es gewiß, daß der Verfasser des ältesten Indischen Epos Indien als ein in mehrere unabhängige Staaten getheiltes Land betrachtete.

Dieselbige Vorstellungsart herrscht auch, so viel wir bisher urtheilen können, in dem Mahabarat. Das Reich der Pandos wird zwar als das Hauptreich Indiens geschildert; es umfaßt aber keineswegs ganz Indien nach den jetzigen Bestimmungen; sondern nur einen großen Theil der Gangesländer; von den nördlichen Gebirgen bis Bengalen. Während der Theilung zwischen den beiden Linien, entsteht ein südliches und ein nördliches Reich; in diesem ist Delhi, oder Indraput **), der Sitz

*) *Ramajan* I., p. 159.

**) Aindraprest bei *Polier* I., p. 606. Es ist bereits oben bemerkt, daß Indra stets bei ihm Ainder geschrieben wird. Ist auch der Name Delhi erst später entstanden, so wird doch die Gründung der Stadt, die dem Rajah Bhagivut zugeschrieben wird, schon in die mythologischen Zeiten hinaufgerückt, *Polier* II., p. 263., und sie wird als glänzende Stadt beschrieben. I., p. 606.

des Königs Judisther, des Haupts der Pandos; in jenem Hastnapur, die Residenz von Durdjohn, dem Chef der Coros, die Hauptstadt; die es auch für das ganze Reich bleibt, da die Theilung nicht besteht, und der Kampf durch Krischna's Hülfe für das Haus der Pandos entscheidet. Dadurch ward also freilich das Reich der Pandos *) das Hauptreich in Indien; aber darum keineswegs das einzige. Auch der Mahabarat erwähnt anderer Rajahs; wie des von Canoge **), des Rajah von Mandota ***) u. a., die wir nicht vollständig kennen, bis wir den Mahabarat selber besitzen. Dabei scheint jedoch das Historische sich nur auf die Gangesländer zu beschränken. Schon Decan ist das Fabelland.

*) Bekanntlich findet sich in der Römischen Periode in Indien bei Ptolemaeus u. a. ein Reich des Pandions, das an den Namen der Pandos erinnert. Der Mythus von ihnen scheint allerdings den Griechen bekannt gewesen zu seyn; wahrscheinlich ist die Sage von der Pandaea, der Tochter des Indischen Herkules, der Stammmutter der dortigen Könige, *Arrian.* Op. p. 174, daraus abgeleitet. Auch mag der Name Pandion davon herkommen; nur hüthe man sich, das spätere Reich des Pandion, das auf dem Südende von Malabar lag, geographisch mit dem alten Reich der Pandos zu verwechseln. Der Name Pandion ward Titel, der vermuthlich die Abstammung von den Pandos, so wie Porus den aus dem Hause der Puru, bezeichnet; und daher, so wie dieser, wie schon Mannert, Geographie V., S. 120. 126. 211. durch Beispiele gezeigt hat, von mehreren Fürsten geführt.

**) *Polier* I., p. 519.

***) *Polier* I., p. 546.

Hier wohnt das zahlreiche Volk der Affen, unter seinen Königen und Heerführern; hier der Beherrscher der Bären; wie der Fürst der Rackschusas auf der Wunderinsel Lanka. Die Gebirgländer, scheint es, blieben die Fabelländer; die Ghauts nicht weniger, als die nördlichen Schneegebirge.

Das so eben erwähnte Canoge soll sich, nach dem Mahabarat, gehoben haben, als Ajudhya sank. Etwa 1500 Jahre lang war Ajudhya der Sitz der Könige gewesen, als Einer derselben aus dem Stamm der Surajas, oder der Sonnenkinder, Canoge erbaute, und, indem er den Sitz dahin verlegte, sie zur Hauptstadt des Reichs erhob. Dieß geschah um die Zeit, als der einfache Dienst des Brama in den Dienst anderer Götter und Helden ausartete; die in den Künsten oder im Kriege berühmt geworden waren. Tempel und Bildsäulen wurden errichtet; die Eitelkeit der Fürsten und der Aberglaube des Volks zierte Canoge mit prächtigen Gebäuden *); und die noch jetzt vorhandenen Ruinen der Stadt geben die Beweise, daß sie einst die Haupt-

*) Ich wiederhole diese Nachrichten aus Maurice History of Hindustan I., p. 36., weil er sie aus dem Mahabarat entlehnt haben will. Er setzt den Ursprung von Canoge erst um 1000 v. Chr. Aber schon der Ramajan erwähnt Canoge, (wofern, wie die Herausgeber sagen, es unter dem Namen Kanya-Kubja zu verstehen ist;) und hat über seinen Ursprung einen andern Mythus. *Ramajan* I, p. 230. Es kann aber seyn, daß die Verlegung der Residenz dahin als eine zweyte Erbauung angesehn ward; weil der Glanz der Stadt damit beginnt; und so haben beide Recht.

stadt eines bedeutenden Reichs war. Sie scheint dieß einen langen Zeitraum hindurch geblieben zu seyn; noch im sechsten Jahrhundert unserer Zeitrechnung soll sie 30000 Schoppen enthalten haben, wo man Betelnüsse verkaufte; und erst im Jahre 1018 bei den verwüstenden Einfällen der Gasnaviden erlag sie ihrem Schicksale *).

Unter den Ganges-Staaten scheint allerdings das Reich von Magada neben dem von Oude eins der ältesten gewesen zu seyn. Es ist nach allen Anzeigen das jetzige Bahar **), besonders der südliche Theil desselben; aber im weitern Sinne als Reich, dessen Könige gewissermaßen die Oberkönige in Indien waren, umfaßt es die Ganges-Länder ***). Es ward nach dem Ramajan bewässert von dem Fluß Sumagody, der nach Osten fließt †). Seine Hauptstadt Hastnapur ††), der gewöhnliche Sitz der Könige, ist die berühmteste in Indiens mythologischer Geschichte. In dem Ramajan wird es als gleichzeitig mit dem Reiche von Oude genannt †††); und in Puranas ist so oft von demselben die Rede, daß die Reihe seiner Könige daraus gesammelt und geordnet werden konnte *). Es nimmt

*) *Rennel* Memoir p. 54. zweite Ausgabe. Nach ihm ward sie vor mehr als 1000 Jahre vor Chr. erbaut.

**) As. Res. I, p. 304. V, p. 263.

***) *Wilford* in As. Res. IX, 82.

†) *Ramajan* I., p. 325. Vermuthlich der Sonus.

††) *Polier* I., p. 539.

†††) *Ramajan* I., p. 159.

*) Ein anderes Verzeichniß alt-Indischer Könige, mit Beisezzung ihrer Regierungsjahre, aber ohne Bestimmung des Orts wo sie herrschten, s. in *Anquetil Duperron* Recherches;

also allerdings in der Indischen Dichtergeschichte den ersten Platz ein; und welche Einwendungen auch, wie bereits oben gezeigt, die Kritik gegen die Geschichte desselben im Einzelnen machen kann, so ist sie doch keineswegs berechtigt, das Daseyn eines solchen Reichs in einem hohen Alterthum zu leugnen; wenn sie nicht überhaupt das Alterthum der Indischen Nation als eines policirten Volks verwerfen will. Nach den Angaben, welche von Jones aus den Puranas mitgetheilt sind *),

und daraus in Tiefenthaler's Beschr. von Hindost. B. II. S. 32 fg. Es ist aus einer neuern Persischen Schrift *Tedzekerat Assalatin* genommen, deren Verfasser es aus Sanscrit-Büchern geschöpft habe. "Diese Schrift, sagt *Wilford* As. Res. IX, p. 132. ist eine vollkommene Probe, wie man in Indien Geschichte schreibt. Das Meiste darin ist das Produkt des fruchtbaren Genius des Compilators der vor hundert Jahren lebte. Bei allen solchen Listen haben die Verfasser weiter keinen Zweck gehabt, als eine gewisse Zahl merkwürdiger Epochen zu bestimmen. Ist dieß geschehen, so werden die Zwischenräume mit Namen von Königen ausgefüllt, die man sonst nirgend findet, oder sie lassen auch die Namen von Königen aus, von denen man nichts findet, oder geben ihre Regierungsjahre andern, die berühmter sind. Ja! sie tragen oft kein Bedenken, nicht blos einzelne Könige, sondern ganze Dynastien zu versetzen; um ihre vorgefaßte Meinung zu bestätigen" u. s. w. — Wird man nach solchen Geständnissen noch weitere Beweise fordern? Indeß versteht es sich, daß dieses sich nur auf die neuern Verfertiger der chronologischen Genealogieen bezieht; nicht auf die Epopöen und alten Puranas; die gewöhnlich nur Genealogieen ohne Zeitbestimmungen enthalten.

*) *Jones* Works I., p. 304. As. Res. II., Nro. VI.

haben in Magada 81 Könige, deren Namen von ihm angeführt werden, regiert. Die ersten zwanzig ohne alle chronologische Bestimmungen. Die folgenden, aus fünf verschiedenen Dynastieen, deren erste, mit dem König Pradiota anfangend, und dem König Nanda endend, sechszehn Namen enthält, nach Jones von dem Jahre 2100 bis 1502 v. Chr. Die zweite die der Muneya, zehn Könige enthaltend, bis 1365 v. Chr. Die dritte, die der Sunga, gleichfalls von zehn Namen bis 1253. Die vierte, die der Canna, von vier Königen bis 908. Die fünfte der Andrah, von 21 Königen bis 456 v. Chr., seit welchem Jahre, 400 Jahre vor dem Anfange der Aera des Vicramaditya, man nach der Aussage der Pandits kein unabhängiges Reich von Magada weiter kennt *). In eben dem Zeitraum also, wo auch Aegypten noch mehrere Staaten enthielt, die jedoch seit der Vertreibung der Hyksos oder Hirtenkönige unter den Beherrschern von Memphis zu Einem Reich vereinigt wurden, scheint auch in Indien ein ähnlicher Zustand gewesen zu seyn. So wenig wir aber in Aegypten die Schicksale, oder den Wechsel der einzelnen Staaten anzugeben im Stande sind, so wenig, oder noch weniger, können wir dieses in Indien; da, außer einigen nackten Namenverzeichnissen, uns keine Quellen weiter zugänglich sind. Daß aber in den Gangesländern in dem erwähnten Zeitraum schon lange Indische Reiche blühten, ist streng historische Wahrheit; wie man aus dem Berichte der Begleiter Alexander's und seiner

*) *Jones* Works I., p. 308.

Nachfolger sieht. Nicht nur bietet das westliche Hindostan, wie schon in der Untersuchung über das Persische Indien gezeigt ist, uns wieder den Anblick mehrerer kleiner Staaten dar; sondern das Hauptreich der Prasii, mit seiner Hauptstadt Palibothra, erscheint an den Ufern des Ganges. Wir treten also hier aus dem Gebiet der Dichtersagen in das Gebiet der kritischen Geschichte; aber gewiß sind wir doch auch berechtigt, aus dem damaligen Zustande, zumal wenn wir hören daß eine lange Periode der Ruhe vorhergegangen sey, auf die zunächst verflossenen Zeitalter zurückzuschließen. Wenn nun damals Alles uns den Anblick einer civilisirten Nation, und einer Kultur darbietet, die unmöglich von gestern seyn konnte; haben wir dann nicht hinreichenden Grund in den einheimischen Sagen der Nation einen Fond von Wahrheit, wenn darum auch keine kritische Geschichte, zu sehen?

Nach dem aber, was die Inder selbst den Griechen berichteten, war seit dem Zuge des Dionysus bis auf Alexander herunter, Indien von keinem auswärtigen Feinde angegriffen; auch hatten sie mit keinem fremden Volke Kriege geführt *). Da diese Nachricht von Me-

*) Bei dem was die ersten Griechen, die sich in Indien aufhielten, von Indischen Mythen erzählen, muß man immer sehr mißtrauisch seyn. Allerdings scheinen, wie ich schon oben bemerkte, (und wie konnte dieß auch wohl anders seyn?) einige der Mythen aus den großen epischen Gedichten ihnen zu Ohren gekommen zu seyn. Aber, der Sprache unkundig, sahen und hörten sie alles als Griechen, und gräcisirten es. Dahin gehören auch höchst wahrscheinlich die Mythen, von

gasthenes herstammt *), der sie zu Palibothra hörte, so ist dieß immer vorzugsweise von den Gangesländern, nicht von den Grenzprovinzen der Inder, zu verstehen, welche sich die Perser unterworfen hatten. Wie weit

den Zügen des Dionysus und des Hercules nach Indien, die sich am natürlichsten durch die Incarnationen des Rama und Krischna, und ihre Thaten, welche die beiden großen Heldengedichte besingen, erklären. Man kann nicht zweifeln daß unter beiden würklich Indische Gottheiten verstanden werden; denn sie werden nicht nur überhaupt als Gegenstände des Cultus geschildert; sondern auch die Plätze und Gegenden unterschieden, wo der Dienst des Einen und des Andern zu Hause war; man sehe *Arrian.* Op. p. 174., und *Strabo* XV., p. 489., nach dem die Bergbewohner den Hercules, die in den Ebenen mehr den Dionysus verehrten. Man könnte hieraus auch auf eine Secte des Einen und des Andern zurückschließen; und an Schiva und Vischnu denken. Für die eine und für die andere Deutung ließen sich auch Beweise finden; die besonnene Critik will aber nicht jedes Einzelne deuten; und das Hauptresultat, daß der Indische Dionysus und Hercules aus dem mißverstandenen Indischen Epos herstamme, bleibt in beiden Fällen dasselbe. Man vergleiche *Maurice* Hist. of Hindostan II., p. 119. 153. Nach *Wilford* As. Res. IX, 93. wäre der Stoff der Dionysiaca des Nonnus aus dem Mahabarat entlehnt. Dieß wäre doch aber nur von dem Zuge des Dionysus nach Indien zu verstehn. Aber auch wo die Scene in Indien ist, kann ich in dem Gedicht nichts Indisches entdecken. Es müßte wenigstens schon durch mehrere Hände gegangen seyn, ehe es an den Griechen kam.

*) *Arrian.* Op. p. 171.

man nun auch jenen Zeitpunkt zurückschieben will, so ist so viel klar, daß einen langen Zeitraum hindurch, vor Alexander's Zuge, die Nation frei von auswärtiger Herrschaft und sich selbst überlassen, ungestört von fremdem Einfluß sich selbst habe entwickeln können. Gewiß kein unwichtiger Umstand, wenn von den Fortschritten ihrer frühern Kultur und Litteratur die Rede ist!

Die genaue Bestimmung der Lage der Hauptstadt Palibothra hat zwar Schwierigkeiten, welche hauptsächlich aus der Bestimmung des Flusses Erannoboas hervorgehen, an dem sie lag; nach den Untersuchungen indeß von Rennel *) und Mannert **) scheint es wohl kaum zweifelhaft, daß jener Fluß der Sonus sey; und die Stadt, da sie bei dem Einflusse desselben in den Ganges erbaut war, in oder bei dem jetzigen Patna zu suchen sey, wo selbst ihr Name noch in dem Orte Patelputher lebt; wenn gleich eine andere Meinung, die den Erannoboas für den Fluß Cusa hält, sie weiter östlich unweit Boglipur hat versetzen wollen ***). Wurde nun gleich das Reich der Prasier als das mächtigste von allen dem Macedonischen Eroberer geschildert; so konnte es doch schwerlich mehr als einen Theil der Gangeslän-

*) *Rennel* Memoir p. 50 sq. zweyte Ausgabe. Er hatte früherhin Canoge für Palibothra gehalten; überzeugte sich aber an Ort und Stelle vom Gegentheil. Er zeigt, daß der Sonus seinen Lauf verändert, und einst hier seine Mündung gehabt habe.

**) Mannert Geogr. V, S. 100.

***) *Wilford* As. Res. V., p. 272.

der umfassen. Es reichte westlich bis über den Zusammenfluß des Jumna und Ganges, wo in der Nähe des jetzigen Allahabad das alte Matura, (bei Arrian Methora genannt) *), in der klassischen Gegend, wo Krischna erschien und seine Jugend verlebte, sich fand. Nach S. O. wird schon das Land der Gangariden, im eigentlichen Bengalen, am Untergangeß, als unter einem eigenen Rajah stehend, davon getrennt; wenn dieser nicht vielleicht tributairer Vasall des Mächtigern war **). Wenn das alte Reich von Magada nach den Berichten der Inder um 456 v. Chr. verschwand ***), so muß man vermuthen, daß das Reich der Prasier, vielleicht nach einiger Zwischenzeit, aus seinen Trümmern hervorgegangen sey. Denn es umfaßte gleichfalls Bahar, und einige der daran grenzenden Provinzen. Da jedoch Alexander selbst an den Ufern des Hyphasis, weit gefehlt, seine Grenzen schon erreicht zu haben, nur ungewisse Sagen von demselben hörte; so ergiebt sich von selbst, daß diese Grenzen nach Westen zu sich damals nicht sehr weit ausdehnen konnten.

Nach Alexanders Abzuge stand ein Eroberer in Indien auf, der unter dem Namen Sandracottus den

*) *Arrian.* p. 174. in dem Lande der Surasenі. Man wird dieß alte Matura oder Madura nicht mit dem neuen Madurah auf Coromandel verwechseln. Ein Irthum, den Langlès sich hat zu Schulden kommen lassen. Die Namen Surasene und Matura kennt auch *Menu* II., 19.

**) *Plin.* VI, 22.

***) *Jones* Works I, p. 308.

Griechen bekannt ward. Er war von niederer Herkunft, und hatte noch als junger Mensch Alexandern gesehen *). Er war der Urheber und Lenker des Aufstandes gewesen, durch welchen nach des Macedoniers Abzuge die Inder das fremde Joch abgeworfen, und die Stadthalter Alexanders getödtet hatten **). So kam er, in den westlichen Provinzen, als Wiederhersteller der Freiheit an die Spitze seines Volks, ward selber nun Eroberer, und stürzte die in Palibothra herrschende Dynastie, wo um diese Zeit ein schwacher und verhaßter König regierte. Wenn gleich also auch seine Herrschaft über einen Theil des jetzigen Panjab sich ausdehnte, so blieb doch der Hauptsitz seines Reichs in den Gangesländern; die er auch in dem Vergleich mit Seleucus Nicator behielt; und Gesandte dieses Königs an seinem Hofe zu Palibothra oder auch Canoge, sah ***). Die Britten glaubten einen festen Punkt in der frühern Indischen Geschichte dadurch gefunden zu haben, daß sie den Sandracottus der Griechen in den Indischen Genealogieen wieder fanden. Es soll der Chandra Gupta seyn †); und die Namens-

*) *Plutarch.* Op. I., p. 700.

**) *Justin.* XV, 4.

***) *Maurice* Hist. of Hind. I, p 38. Es scheint daß Palibothra und Canoge beide als Hauptstädte in dem Reich der Prasii betrachtet werden; etwa wie Agra und Delhi bei den Groß-Mogols. Nach Maurice hatte Sandracottus Canoge wiedet herstellen lassen.

†) *Jones* on Asiatic History in As. Res. Vol. IV. und *Francis Hamilton* Genealogies, Introduction p. 14. Nach letz-

ähnlichkeit wird allerdings dadurch noch größer, daß in den beiden ältesten Ausgaben des Athenäus der Name nicht Sandracottus sondern Sandracoptus heißt *). Aber wenn auch die Namen dieselben sind, sind es deshalb auch die Personen? Die Namensähnlichkeit ist die einzige Aehnlichkeit. Die Geschichte des Chandra Gupta hat mit dem, was uns von Sandracottus erzählt wird, nur das gemein, daß beide als Herrscher Indiens geschildert werden. Chandra Gupta erscheint nicht als Mann von niederer Herkunft, sondern als Sohn des Königs Nanda; nach dessen Tode er sich des Throns bemächtigte **). Er erscheint nicht als Feind der Yavans (unter welchen man die Griechen oder Macedonier verstehen will;) sondern vielmehr als ihr Freund und Verbündeter. Verfolgt man aber die Geschichte von Chandra Gupta weiter, so ergiebt sich, daß auch sie nur eine Dichtergeschichte ist, theils aus epischen, theils aus

tern ist Chandra Gupta der zweite aus dem Hause Marija, aus dem zehn Könige 135 Jahre in Magada herrschten.

*) Athen. ed. *Schweighäuser* I, c. 37.

**) Man vergleiche die Nachricht über Chandra Gupta bei Wilford As. Res. V., p. 264 sq. In dem Königsverzeichnisse bei Jones, Works I., p. 306, erschien Nanda 1602 und Chandra Gupta 1502 v. Chr.; also der letztere 1200 Jahre vor Sandracottus! Will man sagen das sey ein anderer Chandra Gupta? Aber wie kommt es denn daß sein Vorgänger auch Nanda heißt? — Ist es noch weiter nöthig die Leser mißtrauisch gegen diejenigen zu machen, die es unternehmen in eine Dichtergeschichte feste Zeitbestimmungen zu bringen?

dramatischen Dichtern geschöpft *); die sie nach ihren Bedürfnissen so verschieden behandelten, daß man selbst zweifeln möchte, ob ihr Chandra Gupta immer dieselbe Person, oder ob verschiedene dieses Namens oder Titels (es heißt: der vom Mond beschützte,) darunter zu verstehen seyn **).

Nach Sandracottus sinkt die Geschichte seines Reichs wieder ins Dunkel zurück. Etwa 200 Jahre nach ihm herrschte in eben diesen Ländern Vicramaditya; dessen glänzende Regierung schon mehrmals erwähnt worden ist. Noch besitzen wir aber keinen Auszug von dem, was in den Puranas über ihn enthalten ist; einzelne hie und da zerstreute Nachrichten sind Alles, was wir haben ***). Er heißt der Beherrscher von ganz Indien †); ohne Zweifel in dem Sinne, daß er viele der kleinern

*) Sie werden namentlich aufgeführt von *Wilford* As. Res. V, p. 262., wo aus ihnen die Geschichte des Chandra Gupa erzählt wird.

**) *Wilford* l. c.

***) Allerdings besitzen wir jetzt von *Wilford* As. Res. IX, 117 etc. eine weitläuftige Abhandlung: Vicramaditya and Salivahna, their respective Eras; aber der Gegenstand ist dadurch mehr verdunkelt als aufgeklärt. "Die Hindus, sagt er, kennen nur Einen Vicramaditya, aber die Gelehrten nehmen vier, ja! nach den mir mitgetheilten schriftlichen Nachrichten acht oder neun an. *Wilford* l. c. Wird man es, wenn man die Quellen Indischer Königsreihen kennt, bezweifeln, daß diese manchen Vicramadityas den Hypothesen der Chronologisten ihren Ursprung verdanken?

†) *Polier* I., p. 104.

Rajahs in Abhängigkeit von sich gesetzt hatte. Sein Hauptreich war in den Gangesländern, zu beiden Seiten des Flusses. Seine Residenz scheint Palibothra, abwechselnd mit Canoge, gewesen zu seyn; er beherrschte Benares, wo er die oben erwähnte Versammlung der Braminen hielt; er beschloß die in der alten Geschichte der Nation so berühmte, aber damals ganz verschwundene, Stadt Ujadhya wieder aufzubauen, und führte es aus *). Seine Herrschaft ging nördlich bis Caschmir hinauf, dessen Vorsteher nach dem Ausgange des dort herrschenden Hauses sich ihm freiwillig unterwarfen, und wohin er einen Rajah setzte **). Nicht weniger hatte er einige Zeit seine Herrschaft auch über das nördliche Dekan, bis nach Tagara hin ausgebreitet; aber die dortigen Rajahs lehnten sich gegen ihn auf, und schlugen ihn ***). Aus diesem erhellt, in wie fern Vicramaditya der Beherrscher Indiens heißt; und sein Hof, einer der glänzendsten, zugleich der Sammelplatz der Dichter und Gelehrten seiner Zeit seyn konnte.

Wenn aus diesem Allen hervorgeht, daß die Gangesländer schon seit einer langen Reihe von Jahrhunderten, wahrscheinlich schon seit ein Paar Jahrtausenden vor Christo, die Sitze bedeutender Reiche und glänzender Städte waren, so sind dagegen die Schicksale der dießseitigen Halbinsel in ein tiefes Dunkel gehüllt. Sie erscheint, wie ich schon früher bemerkte, selbst in den epischen

*) *Polier* I., p. 185.

**) Ayeen Acberi II, p. 161.

***) *Wilford* in As. Res. I., p. 374.

Gedichten noch als Fabelland. Und doch ist es gerade hier, wo jene Denkmähler, unter und über der Erde, die unvergänglichen Zeugen der Verbreitung eben jener Kaste sind, welche in dem schon erklärten Sinn als die herrschende Kaste in den Gangesländern erscheint; und mit den beiden andern höhern Kasten auch dort eigentlich nur, wie oben gezeigt, nach Menu's Gesetzen ihre Wohnsitze haben sollte. Wenn das Dunkel der Jahrhunderte, das über dem Ursprung jener Anlagen ruht, es uns nur erlaubt, Vermuthungen über ihn zu wagen; — welche Vermuthung kann natürlicher seyn, als daß jene Anlagen aus den Zeiten herstammen, wo die Kaste der Braminen, seit der Besiegung der Kriegerkaste ihre Herrschaft zunächst auf Religion stützend, dieselbe durch Niederlassungen von den Gangesländern her, auch in den südlichen Provinzen zu gründen suchte? Und worin konnten diese Niederlassungen anders bestehen, als in Heiligthümern? In Heiligthümern, welche, wie ihre Einrichtung und Beschaffenheit es deutlich zeigen, zugleich die Wohnsitze der Gottheiten und ihrer Priester waren? Warum man es vorzog, diese hier lieber unter als über der Erde anzulegen, erklårt die Beschaffenheit des Himmelsstrichs und des Lokals zur Genüge; wo dieses solche Anlagen sehr erleichterte, zumal wenn vielleicht schon die Natur durch Hölen dazu vorgearbeitet hatte; und jener dem Aufenthalt in denselben seine Reize gab. Es erklårt sich dann leicht, wie die åltesten dieser Niederlassungen, wie zu Elephante und Salsette, auf Inseln gleich neben der Küste gegründet wurden, wo die größere Sicherheit vor den Angriffen der rohen Urein-

wohner sich fand. Es erklärt sich die allmählige Erweiterung, und die sorgfältige Ausschmückung derselben, wenn sie zugleich als die Mittelpunkte der Herrschaft betrachtet werden, die man durch alle die Mittel, welche die Religion durch Orakel, Wallfahrten und Feste, darbietet, zu gründen und zu befestigen suchte. Wie vollends wenn zwischen mehreren solcher Anlagen ein Wetteifer entstand; wenn die eine die andere zu übertreffen suchte, weil ihr Ansehn, weil ihr Vortheil dabei im Spiel war; vor allen wenn die Eifersucht der Sekten der Sporn ward; wenn vielleicht die Verehrer des Budda denen des Schiva oder Vischnu, die endlich jene ersten aus der Halbinsel verdrängten, den Rang abzulaufen suchten? So konnte und mußte die Kunst sich allmählich vervollkommnen; so konnte man bei wachsender Sicherheit auch auf der Küste des festen Landes, und endlich in der Mitte desselben die größten und bewundernswürdigsten jener Heiligthümer zu Ellore anlegen. Wie man dann allmählig weiter, zu Felsenanlagen über der Erde und zu Gebäuden fortschritt, und wie in diesen sich wieder die Baukunst vervollkommnete, ist bereits aus der Beschreibung der Monumente gezeigt; und damit, wie ich glaube, zugleich ein besserer Beweis für die langen Zeiträume, die dieß Alles erforderte, und für das hohe Alter der Nation geführt, als sich durch zusammengestoppelte Königsreihen aus Dichtern in bestimmten Zeitangaben führen läßt; wenn gleich allerdings die Uebereinstimmung der Dichtersagen mit den Monumenten im Ganzen ein großer Beweis ist. Auch die Denkmähler haben ihre Sprache! Ist sie kurz und einsylbig, so ist sie da-

für auch unwiderleglich in den Augen derer, welche sie und die Nationen verstehen, welche sie errichteten. Die Natur von Priesterstaaten wird erst in den Untersuchungen über Aegypten, welches uns ähnliche Erscheinungen zeigen wird, in ihr volles Licht treten. Die Indische Religion war mehr wie jede andere dazu geeignet und darauf berechnet, das Volk an Heiligthümer zu knüpfen; indem sie Wallfahrten zu ihnen vorschreibt, und an diese die Hoffnung gegenwärtigen und zukünftigen Glücks heftet. Noch jetzt, wo seit Jahrhunderten fremder Druck auf der Nation lastet, finden Tausende von Pilgrimmen Zeit und Mittel zu den heiligen Plätzen und Tempeln zu gelangen; und sie durch ihre Freigebigkeit zu erhalten und selbst zu bereichern. Wie mag es in jenen glücklichern Zeiten gewesen seyn, als weder der Fanatismus der Muselmänner, noch die Gewinnsucht der Europäer, jene Freiheit und jene Mittel beschränkten! Gehen wir von diesem Gesichtspunkt aus, erinnern wir uns zugleich, welche mannigfaltigen Genüsse durch Handel und Verkehr jener Zusammenfluß der Fremden darbietet, so bevölkern sie sich wieder gleichsam vor unsern Augen, jene Grotten und Hallen, die jetzt die Sitze schauerlicher Einsamkeit, oder reissender Thiere sind. Wie sehr solche Braminenniederlassungen aber im Geist dieser Kaste sind, zeigen die Braminenstädte, die Alexander im nördlichen Indien fand *); so wie die, welche noch jetzt das Himmalaja-Gebirge in seinem Innern verbirgt. Und ist die heilige Stadt Benares nicht noch jetzt für die Ganges-

*) S. oben B. I, S. 373.

länder, was einst, wenn nicht alle Analogie uns trügt, Ellore und Deoghur für Dekan waren?

Erst in der Römischen Periode, im ersten und zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung, seitdem von Aegypten aus eine regelmäßige Schifffahrt dahin getrieben wurde, tritt die Halbinsel Indiens, selbst unter ihrem Namen Dekan *), bei dem Verfasser der Schiffreise des rothen Meers, und bei Ptolemäus mehr aus dem Dunkel hervor; von deren Nachrichten jedoch für frühere Zeiträume nur in so weit als sie von diesen sprechen, Gebrauch gemacht werden darf. Dekan erscheint damals fast eben so, wie funfzehn Jahrhunderte später bei der Portugiesischen Entdeckung, als ein unter mehreren Rajahs getheiltes Land, deren Sitze zum Theil dieselben Städte waren, die es noch gegenwärtig sind. Dieß war der Fall mit Ozene **), dessen Name sich in Uzen oder Ougein erhalten hat, und welches, wie wir vorher bemerkten, der mächtige Vicramaditya sich auf einige Zeit unterwarf; jetzt der Sitz des Scindiah, eines der mächtigern Mahratten-Rajahs. Aber noch wichtiger als dieses ist Tagara; ohne Zweifel das oben erwähnte

*) *Arrian.* in Peripl. mar. Erythr. in Geogr. min. I., p. 29. Nach dem Ayeen Acberi II., p. 546. sind außer Benares noch jetzt Ozene, Oude, Mahtra und Maya heilige Plätze vom ersten Rang; zu denen zahlreiche Wallfahrten geschehen.

**) *Arrian.* l. c. p. 27. Es war nach dem Verfasser die alte Königsstadt; damals war die Residenz der Rajahs nach Minnagara verlegt.

Deoghur, gleich neben dem berühmten Ellore *). Nach dem Bericht des Verfassers des Periplus **) war es die große Hauptstadt des Gebiets Ariaca, welches den größten Theil des spätern Subahs Aurungabad, und den südlichen Theil von Concan, umfaßte; dessen nördlicher Theil, mit den Inseln Salsette, Bombay, Elephante, dem Rajah von Larike unterworfen war. Ward gleich auf einige Zeit die Residenz von Tagara nach Pattan verlegt, so ward dieses doch wieder verändert, und mit einer kurzen Unterbrechung war Tagara bis zu der Mahomedanischen Eroberung im Jahr 1293, ein Paar tausend Jahre hindurch, eine der Hauptstädte Indiens gewesen. Wir werden bald unten zeigen, daß es auch zu gleicher Zeit ein Hauptplatz des innern Handelsverkehrs war.

Wenn es gleich die höchste Wahrscheinlichkeit haben muß, daß der Zustand der Halbinsel und ihrer Küste schon lange in so fern im Ganzen derselbe war, wie ihn der Periplus uns schildert, daß stets sich hier mehrere kleinere Reiche fanden, so könnte es doch voreilig scheinen, von der Schilderung, die uns hier gegeben wird, auch im Einzelnen auf die verflossene Zeit zurückzuschließen, da in dieser Rücksicht allerdings hier Veränderungen vorgegangen seyn können; um so mehr, da die, seit der Römischen Eroberung Aegyptens so lebhaft gewordene, Handelsverbindung dergleichen an der Küste

*) Man vergleiche über Tagara die Abhandlung von *Wilford* As. Res. I., p. 369.

**) *Arrian.* l. c. p. 29.

fast nothwendig hervorgebracht haben muß. Gar sehr ist es zu bedauern, daß der Verfasser jener Schiffsreise die Küste Coromandel nicht so wie die westliche Küste selber besucht hat; sonst würden wir über die Wunderstadt Mavalipuram bessere Aufschlüsse haben; von der wir jetzt wenig mehr, als nur ihr Daseyn aus ihren Trümmern wissen. Wenn aber, nach den obigen Bemerkungen, auch ihr Alter schon in eine frühe Zeit zurückgesetzt werden muß *), so werden wir sie wenigstens als einen Beweis ansehen können, daß auch dieser Theil der Halbinsel Priesterstaaten enthielt, die, denen in den andern Theilen derselben ähnlich, unter Rajahs standen, die ein nicht unbedeutendes Gebiet beherrschten.

Wenn indeß der Umfang und die Schicksale jener ältesten Staaten Indiens in Dunkel gehüllt sind, so verbreitet sich dagegen ein etwas helleres Licht über ihre Verfassung. Der Ramajan und die Gesetze des Menu sind die Quellen, aus denen wir hier schöpfen können. Wie man auch über den Dichterwerth des erstern urtheilen mag, so ist er doch für den Forscher der Geschichte der Menschheit ein kostbares Geschenk. Er versetzt uns in eine, in jeder Rücksicht uns fremde, Welt; er lehrt sie uns kennen, so wie Homer uns die seinige kennen lehrt. Nicht blos die Formen der Verfassung, was um vieles lehrreicher ist der ganze Geist von Priesterstaaten, entfaltet sich vor unserm Blick. Jene, unserm Zeitalter so fremdartige, Erscheinung, das Uebergewicht der geistlichen Macht über die weltliche, zeigte sich hier in ihrer

*) S. oben S. 57.

ganzen Stärke; aber ohne die gehässigen Farben, welche wir nach dem Kreise unserer Erfahrungen oder Erinnerungen ihr zu leihen gewohnt sind. Das Epos verschmilzt sich gleichsam mit der Idylle; aber mit der religiösen Idylle. Nicht blos die Könige, selbst die Göttersöhne, blicken mit Ehrfurcht zu den heiligen Männern hinauf, die, berühmt durch ihre Büßungen, selbst den Devas den Rang streitig machen konnten. Glücklich preisen sich die Fürsten, an deren Höfen sie erscheinen; und in dem Ideal des Fürsten ist stets das Bild des Herrschers und des Helden mit dem des Heiligen verschmolzen. Man vergleiche nur das, welches uns der Ramajan von dem Beherrscher von Ujadhya von Duscha Rutha entwirft. "Duscha Rutha, der Abkömmling von Ischwaku, vollkommen belesen in den Vedas und Vedangas; von großer Geschicklichkeit; geliebt von seinem Volk; ein großer Wagenlenker; unermüdet in Opfern; hervorragend in heiligen Gebräuchen; ein königlicher Weiser fast einem Rischi gleich; berühmt durch die drei Welten; triumphirend über seine Feinde; Beobachter der Gerechtigkeit; Herr seiner Begierden; an Pracht gleich dem Schukra; Beschützer seiner Unterthanen gleich Menu, dem ersten der Herrscher" *). Die Charaktere der Nationen spiegeln sich vielleicht am hellsten in den Idealen, die sie von ihren Beherrschern aufstellen; auch Indien hatte das seinige, und es war nicht das schlechteste!

Die Formen der Verfassung lassen sich, wie ich glaube, am besten nach Menu's Gesetzbuch, in Verbin-

*) *Ramajan* I, p. 100.

dung mit den oben angeführten Indischen Digesten, beurtheilen. Wie man auch immer über sein Alter in seiner jetzigen Gestalt denken mag, so enthält es doch die Sammlung der ältesten Einrichtungen und Gesetze für das öffentliche und das Privatrecht; mochten sie nun dem Herkommen oder der schriftlichen Abfassung ihre Sanktion verdanken. Diese Gesetzgebung bezieht sich nicht auf einzelne Staaten Indiens; da sie Menu, dem ersten Beherrscher dieses Landes, beigelegt wird, so wird auch das Ganze darin als Ein Reich angesehen. Ob alle Vorschriften derselben in einzelnen Staaten genau in Ausübung gesetzt waren, mag man bezweifeln; aber daß die Grundverfassung und also die Grundgesetze allgemein waren, geht wiederum aus dem Epos des Ramajan klar hervor. So weit die Herrschaft der Braminenkaste reichte, war auch im Ganzen dieselbe Ordnung der Dinge. So dürfen wir nicht anstehen, diese Untersuchung auf Menu's Gesetzbuch zu gründen.

Die Grundlage der ganzen Verfassung ist die Kasteneintheilung. In den Gesetzen des Menu erscheint diese bereits als vollkommen ausgebildet; so schildert sie uns auch das Indische Epos. Wir können also in der Darstellung derselben schwerlich bedeutenden Irrthümern ausgesetzt seyn.

Darin kommen alle einheimischen Nachrichten überein, daß es ursprünglich nur vier Hauptkasten gab *); die der Braminen, der Ketri **), der Vaisya,

*) Nur die Griechen *Arrian.* p. 176. *Diod.* I, p. 153. *Strab.* lib. XV. weichen davon ab, und nehmen sieben Kasten

und der Sudra. Von diesen sind die drei obern Kasten nicht nur durch ihre Lebensart; sondern auch durch ge-

an; 1. die der Sophisten. 2. der Ackerleute. 3. der Hirten. 4. der Handwerker und Künstler. 5. der Krieger. 6. der Aufseher. 7. der Räthe. Sie schöpften sämmtlich aus einer und derselben Quelle, den Indicis des Megasthenes. Daß dieses nicht die richtige Indische Kasteneintheilung sey, wird jeder zugeben, der einigermaßen die Nation kennt; aber sich auch nicht wundern, wenn ein Grieche, der sich nur einige Zeit als Gesandter am Hofe des Sandracottus aufhielt, einen Gegenstand nicht sogleich richtig übersah, der, wegen der vielen Mittelcasten und Unterabtheilungen der Kasten, selbst noch jetzt von keinem Reisebeschreiber völlig in's Klare gebracht ist. Megasthenes hat theils Kasten getrennt, die nur Eine ausmachten, wie die der Ackerleute und Hirten; theils, wahrscheinlich weil er am Hofe seine Nachrichten sammlete, Classen von Hof- und Reichsbeamten für Kasten angesehen, wie seine sechste und siebente Kaste; theils endlich Kasten ausgelassen, wie die der Kaufleute und der Dienenden. Seine Sophisten sind zwar allerdings Braminen, da sie die heiligen Gebräuche zu besorgen haben; wie sie an einer andern Stelle, *Arrian.* Op. p. 134., ausdrücklich genannt werden. Aber Megasthenes verwechselte wiederum die Büßenden, oder Fakirs, die, wie er sagt, nackt in den Wäldern leben, und Hitze und Kälte ertragen, (deßhalb sonst Gymnosophisten genannt,) mit den Braminen, zu deren Kaste jene zwar häufig, aber gar nicht ausschließend, gehören. Ging daraus vielleicht ein neuer Irrthum des Megasthenes hervor, wenn er sagt, daß man aus allen Kasten ein Sophist werden könne? *Arrian.* a. a. O.

**) Sie werden bei Menu Chatriya geschrieben.

meinschaftliches Aeußeres, von der vierten oder dienenden Klasse, geschieden. Jene drei tragen den Gürtel oder die Schnur, Zenar, (die bei den einzelnen jedoch wieder verschieden ist;) *) und heißen deßhalb zusammen (weil die Umgürtung mit der Schnur als eine zweite Geburt betrachtet wird,) bei Menu die Wiedergebornen; wiewohl diese Benennung in dem Indischen Epos doch gewöhnlich vorzugsweise den Braminen beigelegt wird. Die drei obern Kasten kommen ferner darin überein, daß, die zu ihnen gehören, der vollen persönlichen Freiheit genießen; die Sudras aber nicht. Ferner der Unterricht in den Vedas, wenn gleich nach verschiedenen Abstufungen, ist den drei obern Kasten eigen; nicht aber den Sudras; so daß man sie also zusammen, im Verhältniß gegen die letztern, die herrschenden Kasten nennen kann.

Die Erhaltung der Reinheit dieser Kasten hing natürlich davon ab, in wie fern sie sich durch Heirathen vermischten, oder nicht. Die Gesetze darüber sind sehr bestimmt; es ist aber eine falsche Vorstellung, die auch die Griechen haben, daß nur Heirathen zwischen Personen aus derselben Kaste erlaubt seyen. Die Gesetze Menu's verstatten den drei höhern Kasten auch gemischte Heirathen, jedoch erst in der zweiten Ehe; so daß der Mann aus der höhern Kaste alsdann auch Weiber aus niedern Kasten nehmen darf, ohne sich zu vergehen **);

*) *Menu* II., 37. 42. 43. 44. 169. Man vergleiche Ayeen Acberi II., p. 510., wo die jetzige Einrichtung beschrieben ist.

**) Die Hauptstellen sind bei *Menu* III., 12. 13. IX., 149.

nicht aber die Frau aus einer höhern Kaste einen Mann aus einer niedern. Aber die Erhaltung der Reinheit der Kasten besteht dennoch, weil es Gesetz ist, daß nur Kinder, die von gleichen Müttern mit dem Vater abstammen, auch der Kaste angehören; nicht aber von ungleichen. Der Sohn eines Braminen muß auch eine Braminin zur Mutter haben, wenn er Bramine seyn will; und so bei den übrigen *). Die Sudras aber dürfen blos Weiber aus ihrer Kaste nehmen **).

Wenn auf diese Weise, ungeachtet der Vermischungen, dennoch eine feste Scheidewand zwischen den Hauptkasten gezogen blieb; so war aber die natürliche Folge, daß aus solchen gemischten Ehen Zwischen- oder Mittelkasten entstehen mußten. Man sieht leicht, daß die Zahl von diesen beträchtlich werden konnte; wie sie es denn auch geworden ist; und eben dadurch die Uebersicht der gesammten Kasteneintheilung erschwert wird. Die Gesetze sind aber in der Bestimmung dieser Mittelkasten sehr sorgfältig. Sie werden alle mit eigenen Namen belegt; und haben bestimmte Gewerbe oder Beschäf-

*) *Menu* X., 6 sq. Die Hauptstelle, wo auch die Namen aller aus solchen ungleichen Heirathen hervorgehenden Mittelkasten genannt werden.

**) *Menu* IX., 157. Jene Vergünstigung der drei höhern Kasten, Mädchen aus einer niedern zu heirathen, gehört aber zu den Gesetzen Menu's, welche nach Jones Anmerkung, *Instituts of Menu* p. 362., zufolge des Berichts der Braminen späterhin abgeschaft sind.

tigungen *). Mehrere derselben, die aus der Verbindung von Sudras mit Weibern aus andern Kasten entstehen, sind unrein, die verächtlichsten der Sterblichen, dürfen nicht in Städten wohnen u. s. w. **). Es scheinen diese dieselben zu seyn, die jetzt mit dem Namen der Parias belegt werden.

Die Braminen-Kaste erscheint als über ganz Indien verbreitet. Sie hat gesetzlich allein das Vorrecht, die Vedas nicht nur zu lesen, sondern auch zu erklären ***). Dieß ist ihre Hauptbestimmung; und da die Vedas die Quelle nicht nur der religiösen, sondern auch der wissenschaftlichen Kenntnisse sind, so sind sie natürlich vorzugsweise im Besitz von diesen. Sie sind Aerzte; denn Krankheiten werden als Strafen für gewisse Vergehen betrachtet, die durch Büßungen, welche sie auflegen, und gewisse Gebräuche, geheilt werden †). Sie sind Richter; denn wer könnte besser als sie die Kenntniß der Gesetze haben ††)? Sie allein sind Priester; und opfern selber für sich und für Andere. Sie geben Geschenke; sie haben aber auch vor den andern Kasten das Vorrecht, Geschenke fordern und nehmen zu dürfen †††). Man darf ihnen milde Gaben, um die sie

*) Man vergleiche das ganze zehnte Capitel von Menu.

**) *Menu* X., 50 — 56.

***) *Menu* I., 88.

†) Ein Verzeichniß der Hauptkrankheiten, wie auch ihrer Heilmittel in diesem Sinn, giebt der Ayeen Acberi II., p. 468 sq.

††) *Menu* VIII., 1.

†††) *Menu* I., 88.

ansprechen, nicht verweigern. Braminen dürfen auch die Geschäfte der beiden folgenden Kasten treiben; sie dürfen die Waffen tragen; und auch der Handel, nur nicht mit allen Waaren, ist ihnen erlaubt *). Aus dieser Verschiedenheit der Beschäftigungen entstehen daher die verschiedenen Classen der Braminen; von denen jedoch die, welche die Vedas erklären, den ersten Rang einnehmen **). Diesen begegnen die Könige selber mit der tiefsten Ehrfurcht; sie werden als übermenschliche Wesen geschildert, denen auch übernatürliche Kräfte zu Gebot stehen. Die Ländereien der Braminen sind frei von allen Abgaben ***); sie selbst sind frei von Lebensstrafen: denn einen Braminen zu tödten, hätte er auch die größten Vergehungen sich zu Schulden kommen lassen, ist doch das größte Verbrechen. Nur mit Verbannung oder Geldstrafen dürfen sie belegt werden †). Bei so großen Vorrechten indeß sind die Braminen auch solchen Verpflichtungen unterworfen, wie, den Cölibat abgerechnet, wenige unserer strengeren Mönchsorden. Sie sollen, bis sie die Vedas inne haben, eine lange Reihe von Jahren in dem Hause ihres Lehrers (Guru) zubringen, den sie als ihren zweiten Vater betrachten müssen. Erst alsdann dürfen, oder sollen sie vielmehr, heirathen und selber Hausväter werden ††). Ihr ganzes tägliches Leben scheint

*) *Menu* X., 80 — 90.

**) *Menu* IX., 314 — 319.

***) *Paullino* Syst. p. 230 sq.

†) *Menu* VIII., 380. 381.

††) *Menu* III., 1.

fast an ein strenges Ritual gebunden zu seyn *). Die vielen Gebete, Waschungen und Opfer, nehmen einen großen Theil ihrer Zeit ein; die Leichtigkeit sich zu verunreinigen, was nur durch Büßungen gut gemacht werden kann, erfordert die größte Sorgfalt; sie dürfen mit Niemand aus einer niedern Kaste, selbst nicht mit einem Fürsten, essen; sie dürfen nichts Lebendiges tödten, außer zu Opfern; und daher auch kein Fleisch essen, als nur Opferfleisch. Im Alter ist es Vorschrift, oder doch Sitte, sich in die Einsamkeit zurückzuziehen; um dort den heiligen Betrachtungen nachzuhängen, durch welche man zu der Vereinigung mit der Gottheit gelangt. Eine genaue Organisation der Kaste, unter einem Oberpriester u. s. w. kommt zwar nicht ausdrücklich vor; aber wenn wir lesen, daß oft Hunderte, ja Tausende, zu Einem Tempel gehörten, so ergiebt sich doch von selbst, daß zwischen diesen eine Rangordnung und Abstufung statt finden mußte.

Die zweite Kaste der Ketri, oder der Krieger, war, nach der ausdrücklichen Behauptung des Manu, aus der ersten hervorgegangen. Aber wenn sie gleich mit ihr denselben Ursprung hatte, so hat sie doch große Veränderungen erlitten; theils schon, wie oben gezeigt worden, durch den für sie unglücklichen Ausgang des Kampfs mit der Braminenkaste; außerdem, wie es das Schicksal jeder Kriegerkaste in einem Lande seyn muß, das den Einbrüchen fremder Eroberer unterliegt, durch

*) Man vergleiche bei Manu das ganze zweite Capitel.

diese *). In ihrer alten Gestalt kann in einem solchen Lande eine solche Kaste nicht fortbestehen; der Sturm trifft nothwendig sie zuerst; und wenn auch, wie oben bemerkt ward, die jetzigen Bewohner des nördlichen Indiens höchst wahrscheinlich großentheils Abkömmlinge der alten Kriegerkaste sind **); so läßt sich doch leicht einsehen, weshalb sie nicht mehr als solche betrachtet werden. In diesem Sinne können also die Braminen behaupten, daß die alte Kriegerkaste nicht mehr vorhanden; daß sie ausgerottet sey ***). Aber einen größern Aufschluß darüber giebt uns eine andere Stelle im Menu; der zu Folge mehrere Stämme der Kriegerkaste, indem sie die heiligen Gebräuche vernachlässigten, und keine Braminen sahen, so ausarteten, daß sie aus der Kaste ausgestoßen, und als Räuberstämme (Dasyus) betrachtet

*) In den südlichen Theilen der Halbinsel werden die Nairen (eine Art Landadel, aber keine Völkerschaft;) als zur Kriegerkaste gehörend, betrachtet. Ob sie vielleicht Ueberreste der zersprengten alten Kriegerkaste sind, ist, so viel ich weiß, bisher noch nicht untersucht worden.

**) S. oben I., S. 378 fg. Es versteht sich, daß das dort Gesagte nur von der Abkunft, nicht aber von der längst verschwundenen Form der Kriegerkaste, zu verstehen ist. Aber auch nach den neuesten Nachrichten sind die Bewohner von Multan und seiner Hauptstadt (Malli), wo Alexander den heftigsten Widerstand fand, Radiputs. Elphinston Account etc. p. 15.

***) *Ramajan* I. p. 584. et ibid. Not.

wurden *). Mehrere der benachbarten Länder scheinen von ihnen besetzt zu seyn; und die Sekte der Seiks, welche

**) *Menu* X, 43. Sie heißen Paundracas, Odras und Draviras; Cambojas, Javanas, Sacas; Paradas, Pahlavas, Chinas, Ciratas, Deradas und Chasas. — Jones, in seiner Abhandlung über die Chineser, (Works I, p. 99.) versteht unter den Chinas die Chinesen, die nach der Behauptung der Braminen von den Indern herstammen sollen. Auch die andern Namen, die freilich Völkernamen zu seyn scheinen, geben für Vermuthungen Platz. Sind die Sacas die Sacer? die Pahlavas die das Pehlvi redenden Meder? Die Cambojas Bewohner des jetzigen Camboja; und die Javanas, wie man will, Griechen oder Macedonier? Wer mag aus nackten Namen Schlüsse ziehen? So viel ist aber klar, daß mehrere jener Stämme fremde Völkerschaften bezeichnen. Sie sind, fährt Menu fort, Dasyus, mögen sie die Sprache der Mlech'has (d. i. der Barbaren, der Ausländer;) oder der Aryas (der ausgearteten Inländer) reden. Eine merkwürdige Stelle findet sich in dem *Ramajan* p. 326. 327. in dem oben erwähnten Mythus von dem Streit des Ketri-Rajah Wischwa-Mitra mit dem Braminen Wuschischta. Hier kommen vor die Pehlevi-Könige, welche Benennung die Herausgeber von den alten Persern erklären; die Shakas oder Sacer, mit denen die Javanas verbunden werden; die Cambojas, und Barvaras, (wahrscheinlich die Draviras des Menu;) und die Mlechas. Der Mythus läßt diese als Hülfstruppen des Wuschischta aus den Theilen der heiligen Kuh hervorgebracht werden, die dieser besaß. Die Erklärung der Javanas durch Griechen oder Macedonier ist bei den Engländern meist allgemein angenommen; besonders da sie auch in der Geschichte des Chandra-Gupta vorkommen, den man für Sandracottus hält. As.

jetzt einen großen Theil von Nordindien bewohnt, kann wohl in keinem andern Lichte von den rechtgläubigen Hindus betrachtet werden.

Die alte Kriegerkaste der Ketri hatte ihre Wohnsitze in dem nördlichen Indien. Ihre Bestimmung ist, nach Menu, das Volk zu beschützen, also der Gebrauch der Waffen. Nur im Nothfall dürfen sie auch niedere Geschäfte treiben; nie aber die der Braminen *). Sie haben Theil an den Vedas; sie dürfen sie lesen oder lesen hören, aber nicht lehren. Sie sollen opfern; Almosen geben, aber nicht nehmen; und sich vor sinnlichen Wollüsten hüten **). Diese Befehle, den letzten ausgenommen, scheinen freilich wenig dazu gemacht, den kriegerischen Charakter zu bilden; und in diesen Gesetzen mag allerdings ein Hauptgrund liegen, weshalb die Nation so wenig kriegerisch, uud so oft und so leicht die Beute fremder Eroberer war ***). Ueberhaupt sind aber die Gesetze des Menu bei dieser Kaste sehr mangelhaft. Wir erfahren nichts von ihrer weitern innern Einrichtung;

Res. V., p. 264. 267. Es ist doch aber schwer zu sagen, wie die Inder dazu gekommen seyn sollten, die Griechen und Macedonier so zu nennen, da sie sich selbst nicht so nannten; mag man nun die Benennung von Javan, oder von den Joniern ableiten wollen.

*) *Menu* X., 95.

**) *Menu* I., 89.

***) Ueber den neuern Zustand der Ketri vergleiche man Ayeen Acberi II., p. 397. 398. "Es giebt", heißt es hier, "über „500 Stämme der Ketri, (die sich so nennen;) aber wahre „Ketri sind fast gar nicht mehr zu finden."

ihren Abtheilungen; ihrer Bewaffnung; nichts von allem dem, wodurch sie eigentlich als Kriegerkaste sich darstellt. Es mochte freilich der Vortheil der Braminen seyn, gerade diese Kaste am meisten in der Abhängigkeit zu erhalten; aber die Nation hat auch hart dafür gebüßt!

Die dritte Kaste ist die der Vaisyas, oder die der Gewerbe-Treibenden. Es ist falsch, wenn man nur Kaufleute darunter verstehen will *)! Diese sind nur eine Abtheilung derselben; sie begreift zugleich die Landwirthe. Ackerbau, Viehzucht, Handel, Geld auf Zinsen zu leihen, sind die ihr vorgeschriebenen Erwerbsmittel **). Auch sie hat Theil an den Vedas, wie die Kriegerkaste, und an den Opfern. Es lag wohl in der Natur der Dinge, daß diese Kaste die zahlreichste von allen war.

Die vierte Kaste der Sudras ist von den vorigen durch eine scharfe Grenzlinie getrennt. Sie gehören nicht zu den Wiedergeborenen, da sie nicht mit der Schnur umgürtet sind; sie heißen die Einmal Geborenen ***).

*) Der jetzige Name Banianen, womit man die Indischen Kaufleute im Auslande belegt, bezeichnet eigentlich Kornhändler, Bunnyeh, die eine Unterabtheilung der Kaste der Vaisyas sind; Ayeen Acberi II., p. 399.

**) *Menu* I., 59. Viehzucht scheint die früheste Bestimmung der Vaisyas gewesen zu seyn; die Ackerbau und Handel demnächst zur Folge hatte. Man vergleiche *Menu* IX., 327. "Der Schöpfer," heißt es, "übergab das Vieh der Aufsicht der Vaisyas, so wie die Menschen der der Braminen und Ketri. Ein Vaisya muß es sich nie in den Sinn kommen lassen zu sagen: ich halte kein Vieh."

***) *Menu* X, 4.

Sie sollen aus den Füßen von Brama entsprungen seyn. Sie sind also zwar die unterste der vier Kasten; aber darum keine unreine Kaste. Sie sollen sich aber nur unter einander verheirathen *); und aus der Mischung mit höhern Kasten gehen hauptsächlich die unreinen hervor. Die Sudras haben keinen Theil an den Vedas; es wäre Todesverbrechen für sie, sie zu lesen. Sie sind zu dienen bestimmt **). Der Sudra thut am beßten, wenn er dem Braminen dient; nächst diesem dem Krieger; nächst dem dem Vaisya. Findet er keine Gelegenheit zum Dienst, so mag er nützliche Handwerke treiben. Dem, der treu den Braminen dient, bleibt der Trost, bei einer künftigen Seelenwanderung in die höhere Kaste zu kommen ***). Das Verhältniß der Dienenden zu ihrem Herrn wird durch die Gesetze nicht ganz klar; in wie fern sie nemlich als Sklaven betrachtet werden müssen. Die Gesetze bestimmen die verschiedenen Arten, wie man in die Sklaverei kommt, durch Kriegsgefangenschaft, durch Geburt von einer Sklavin, durch Kauf, durch Strafe †). Zugleich aber werden doch die Sudras als überhaupt im Zustande der Sklaverei sich befindend betrachtet. Denn selbst der von seinem Herrn freigelassene Sklave genießt darum doch nicht im Staat die Rechte eines freien Mannes, weil der Stand der Sklaverei ihm natürlich ist ††). Aber der Zustand der Sklaverei er-

*) *Menu* IX., 157.

**) *Menu* IX., 334.

***) *Menu* IX, 335.

†) *Menu* VIII, 415.

††) *Menu* VIII., 414.

laubt so viele Modifikationen, daß aus solchen allgemeinen Ausdrücken sich keine sicheren Folgen ziehen lassen. Und wenn gleich nach diesem es unbezweifelt scheint, daß die Inder von jeher Sklaven hatten; so konnten doch auch die Griechen Recht haben, wenn sie das Gegentheil behaupteten *); nemlich keine Sklaven nach ihrer Weise.

Die Zahl der gemischten, zum Theil verworfenen und unreinen, Kasten ist schon bei Menu so groß, daß sie nicht einmal alle namentlich angegeben werden **); vollkommen erklärt sich also daraus die Angabe eines neuern Reisenden, der die Zahl der Kasten überhaupt auf 84 setzt ***). Da diesen Kasten gewisse Beschäftigungen, besonders Handwerke, eigen sind, so kann man die Vermehrung derselben zugleich als Proben der fortschreitenden Civilisation betrachten; und ihre Menge giebt also auch bereits den Beweis, wie sehr diese, als Menu's Gesetze gesammelt wurden, vorgerückt war.

Es ist also begreiflich, wie die Zahl der Kasten sich allmählich vermehrt hat. Aber man wird daraus nicht die Folge ziehen wollen, daß die sämmtlichen niedern, und zum Theil unreinen, Kasten von gleichem Stamm mit den höhern seyen. Daß die drei obern Kasten, sie,

*) *Arrian.* Op. p. 175.

**) Man sehe bei Menu das ganze X. Capitel. Als die niedrigsten uud unreinsten Casten, werden die Sutas, Vaidehas und Chandalas genannt. Diese letztern sind die jetzt so genannten Parias. *Menu* X., 26 sq.

***) *Thevenot* Voyages p. 84. derniere partie.

die sowohl in ihrem Aeußern als in ihren religiösen und politischen Vorrechten so vieles gemein haben oder hatten, als die eigentliche Nation der Inder betrachtet werden müssen, scheint mir aus den angeführten Gründen klar zu seyn. Aber schon Herodot bemerkt, Indien werde von vielen Völkerschaften bewohnt *); und wer jenes Aggregat von Völkern, das man unter dem Namen der Hindus begreift, in seinen einzelnen Theilen genauer ansieht, wird sich von der Wahrheit der Bemerkung des ehrwürdigen Alten leicht überzeugen. Die Religion ist das einzige Band, das diese Völkerschaften umschlingt, und gewissermaßen zu Einem Volke gemacht hat. Rechnen wir dieses ab, so geben sofort Verschiedenheit der Farbe, der Gesichtsbildung, der Sprache, und der Lebensart alle die Beweise, welche sonst die Verschiedenheit der Abstammung darzuthun pflegen **). Ich

*) *Herod.* III., 98., die auch nicht einerlei Sprache haben, setzt er hinzu. Also schon bei ihm ein wichtiger Beweis, daß keineswegs alle, wenn auch viele, Sprachen Indiens aus dem Sanscrit abgeleitet werden können; sondern daß hier ursprüngliche Verschiedenheiten statt fanden.

**) Nicht der todte Buchstabe, sondern der Anblick, kann davon nur die Ueberzeugung geben. Könnte ich die Reihe in Indien verfertigter Gemählde von Individuen aus den verschiedenen Kasten, die ich der Mittheilung des Hrn. Hofr. Blumenbach's verdanke, meinen Lesern vorlegen, so würden sie mir wahrscheinlich die weiteren Beweise schenken. Der Abstand zwischen den Spanischen Creolen und den Peruanern an Farbe und Profil ist nicht so groß, als zwischen den Braminen und den Parias. Eine Vergleichung, die ich um so

glaube mich nicht im Stande, hier eine feste Grenzlinie zu ziehen; und bestimmt zu sagen, in wie fern die vierte Kaste der Sudras schon anderer Herkunft war. Aber daß überhaupt jene niedern Kasten, die sich durch eine viel dunklere Farbe unterscheiden *), die Ureinwohner

lieber wähle, da die Gründung der Herrschaft der Spanier in jener andern Weltgegend, nicht blos durch das Schwerdt, sondern auch durch das Kreuz, vielleicht das passendste Gegenstück zu der Gründung der Herrschaft des herrschenden Stammes der Inder über die Ureinwohner seyn würde, wenn wir die Geschichte davon hätten. Bruchstücke daraus scheinen sich allerdings in dem Mythus von dem Parasu-Rama, dem Besieger der Ketri, erhalten zu haben. Nach *Polier* I., p. 287. besiegte er die Sanchalas, eine wilde Nation die Menschen fraß. Nach einer Tradition in Canara herrschte hier schon 1450 Jahre v. Chr. zu Banavassi eine Dynastie von 77 Königen, welche die Parias zur Unterwerfung zwang; und sie in die Sclaverei stürzte, in der sie sich noch jetzt befinden. *Mark Wilks* Sketches of South-Hindostan p. 151.

*) Schon in dem *Ramajan* I., p. 493. findet sich *eine merkwürdige* Stelle, welche die Beschreibung eines Chandala, oder Parias, als eines Menschen von dunkler Farbe enthält. Der Rajah Trischunku ward von den Söhnen von Buschischta mit der Verwünschung belegt, daß er in einen Chandala verwandelt werden sollte. "In derselben Nacht „erlitt der König eine gänzliche Veränderung. Er erschien „am Morgen als ein ungestaltes Geschöpf, als ein vollkom„mener Chandala. Die Unterkleider waren blau; die Ober„kleider schmutzig; die Augen entzündet und von Kupferfar„be; er selbst von einem scheußlichen Affen-

Indiens waren, welche bei der Verbreitung der herrschenden Kasten zugleich durch Religion und vielleicht auch durch das Schwerdt diesen unterworfen, und in ihre nachmaligen Verhältnisse gesetzt wurden, scheint mir nicht zu bezweifeln.

Wenn diese Kasteneintheilung als Grundlage des Staats angesehen werden muß, so ruht sie selber wieder, wenigstens in den drei höhern Kasten, ganz auf der Familienverfassung. Erhaltung der Familie durch männliche Nachkommenschaft ist in diesen das erste und wichtigste in den Augen des Inders; ohne Söhne zu seyn ein Unglück, dem durch Adoption abgeholfen werden muß. Dieß Alles gründet sich nicht blos auf politischen, sondern auch religiösen Instituten; nemlich den der Todtenopfer. Den Manen der Vorfahren müssen diese durch die Nachkommen gebracht werden, weil ihnen sonst der Eingang in die Surgs, oder die höhere Welt, verschlossen bleibt. An diese Todtenopfer ist außerdem das Erbrecht, sind besonders die Vorrechte des ältern Sohns, geknüpft; so wird man sich also die Wichtigkeit,

„Braun. Seine königlichen Gewänder waren in ein Bä„renfell, sein Schmuck in Eisen verwandelt." Ein Gleiches widerfuhr nachher den Söhnen des Buschischta, als die Verwünschung, mit der sie den unschuldigen König belegt hatten, sie selber traf. Die Verschiedenheit der Farbe bei den Kasten war also schon dieselbe, als vor vielleicht mehr wie 3000 Jahren der Ramajan gedichtet ward, wie sie es gegenwärtig ist. Kann man sie in etwas anderm, als in der ursprünglichen Verschiedenheit der Stämme suchen?

welche die Gesetzgebung darauf legt, leicht erklären können *). Welche Anwendung auch die Poesie häufig davon machte, indem die Erhaltung eines Sohns der Hauptpunkt ist, um den die Handlung sowohl in dem Epos als in dem Drama sich dreht, wird aus dem Obigen schon klar geworden seyn.

Bei der Einrichtung der häuslichen Gesellschaft entsteht von selbst die Frage, in wie fern dieselbe nach den ältesten Indischen Gesetzen auf Polygamie gegründet sey oder nicht? Ich habe schon bei einer andern Gelegenheit auf die Schwierigkeit aufmerksam gemacht, diese Frage zu beantworten **). Daß Polygamie den höhern Kasten durch die Gesetze erlaubt war, leidet allerdings keinen Zweifel ***); und wer so strenge Begriffe über das ehe-

*) Man sehe bei *Menu* IX., 104 sq. Die hohe Wichtigkeit der Erhaltung der Familiensacra, nicht blos in religiöser, sondern auch in bürgerlicher Hinsicht, ist auch aus dem Griechischen und Römischen Alterthum bekannt. Eine eben so gründliche als lehrreiche Untersuchung darüber enthält die Preisschrift des Hrn. D. Bunsen: (jetzt in Rom) *de jure hereditario Atheniensium;* Gottingae 1813.; die hier besonders erwähnt werden muß, da ihr Verfasser eine in der That überraschende Uebereinstimmung zwischen den Indischen Gesetzen, nach den *Digests of Hindu laws*, V., 12., und denen der Athenienser entdeckt hat; so daß jene Sacra genau an dieselben Grade der Verwandtschaft gebunden; und also auch der Umfang der Familien und der Geschlechter in rechtlicher Rücksicht bei beiden Völkern derselbe war.

**) S. B. I., S. 405.

***) *Menu* IX., 85.

liche Verhältniß, wie sie unsere Sitte und Religion vorschreibt, bei den Indern suchen wollte, würde freilich irren. Die Könige und die Großen haben ihre Harems, wie anderwärts im Orient. Diese gestatten ihnen nicht nur die Gesetze; diese kommen auch vor in ihrer epischen *) wie in der dramatischen Poesie **). Auch der Unterschied zwischen Gemahlin und Concubinen, scheint in Indien nicht so ausgebildet zu seyn wie bei andern Völkern des Orients; wenn man gleich sagen könnte, daß das Gesetz dahin deute ***). Und dennoch kommt in der Indischen Dichterwelt nicht weniger als in der wirklichen so vieles vor, das Monogamie vorauszusetzen scheint, daß man geneigt wird, sie wenn nicht als allgemeine, doch als herrschende, Sitte zu betrachten. In der Indischen Götterwelt hat jeder Gott auch seine Gattin; wenn gleich einzelne Mythen, besonders von Krischna, ihm auch einen zahlreich bevölkerten Harem geben †). In der Indischen Poesie wird das eheliche Verhältniß in unzähligen Stellen so dargestellt, daß es nur von der Vereinigung Eines Mannes mit Einer Frau verstanden werden wird; und alle die Zartheit und Festigkeit zeigt, die nur damit verbunden seyn kann. Man erinnere sich

*) Wie im *Ramajan* die drei Weiber des Duscha Rutha. I. p. 216.

**) Wie Duschmanto's Harem von 100 Weibern in der Sacontalà. *Jones* Works VI., p. 251.

***) In den Vorschriften für den König über die Wahl einer Gattin, *Menu* VII., 77.

†) *Polier* I., p. 627.

an das Verhältniß des Nalus zu seiner treuen Damajantha *); an die Innigkeit mit der der Dichter des Mega Duta von seiner Gattin singt **). Nicht anders spricht auch darüber die Indische Gesetzgebung. "Der Mann und seine Frau, heißt es ***), sind Eine Person; der vollkommne Mann besteht aus sich selbst, seinem Weibe, und seinem Sohne." Beobachtung ehelicher Treue von beiden Seiten, wird als eine Hauptpflicht angesehen †). Das Erbrecht, das den ältesten Sohn so sehr begünstigt, scheint auf Monogamie gegründet zu seyn. Die zarte Anhänglichkeit des Weibes an den Mann, welche ihr die zweite Heirath untersagt ††), wenn gleich von dem Verbrennen des Weibes mit dem Leichnam ihres verstorbenen Mannes weder in den Gesetzen des Menu, noch als Pflicht in dem Indischen Epos etwas vorkommt †††); scheint eben dahin zu deuten. So dürfen wir also es wohl als das Wahrscheinlichste annehmen, daß bei den Indischen Fürsten und Großen die Polyga-

*) S. oben S. 174.

**) S. oben S. 205.

***) *Menu* IX., 45.

†) *Menu* IX., 105.

††) *Menu* V., 161.

†††) In dem Ramajan III, p. 90. will sich freilich die Kuschulja mit dem Leichnam ihres verstorbenen Gatten Duscha Ruta verbrennen. Es geschieht aber nicht. Es geht also daraus hervor, daß dies Verbrennen der Wittwen nach der ältesten Indischen Sitte als freiwillige Handlung, nicht als Pflicht betrachtet ward. Die spätern Bestimmungen darüber s. in Digests of Hindu Laws II, 451 etc.

mie Folge des Luxus und der Mode war; bei den höhern Classen überhaupt aber, wo sie statt fand, hauptsächlich aus der Nothwendigkeit der Erhaltung der Familie auch aus religiöser Rücksicht sich herschrieb; welche dem Mann bei der Unfruchtbarkeit der einen, noch eine oder mehrere andere Frauen daneben zu nehmen gestattete *). Der vierten Kaste, den Sudras, wird nur Eine Frau aus ihrer eigenen Kaste gestattet **). Bei diesen Einrichtungen wird daher auch keine so scharfe Einschließung der Weiber befohlen; allerdings aber erscheint der Mann gesetzlich als der Herr und Gebieter; und es ist ausdrücklicher Grundsatz, daß die Abhängigkeit der Weiber nie aufhören kann ***).

Wenn Familieneintheilung und Familienrecht die ersten Bande der Gesellschaft waren, so wurden diese durch Kasteneintheilung und Kastenrecht stärker befestigt. Wer sieht nicht, daß die, sich von selbst erzeugende, innere Familien- und Kasten-Polizei das innere Band wird, welches das Ganze des Staats zusammenhält? Kommt dazu ein gemeinschaftlicher Cultus gewisser Gottheiten, der auch schon aus den Familiensacris hervorgeht, indem Familiengötter bei der Erweiterung der Familie zu Stammgöttern werden, so ist eben dadurch der erste Ursprung

*) *Menu* IX, 81. Eine unfruchtbare Frau kann im achten Jahre mit einer andern vertauscht werden.

**) *Menu* IX, 157.

***) *Menu* V, 148. Man vergleiche damit die ausführlichen Bestimmungen in den Digests of Hindu Laws Vol. II, 377 etc.

von Priesterstaaten, wie die Indischen es waren, erklärt. Ihre volle Ausbildung scheinen aber solche Staaten erst durch Niederlassungen einzelner abgerissener Zweige eines solchen Volks, unter fremden und rohen Völkerschaften, zu erhalten; wo der mitgebrachte Cultus an Heiligthümer geknüpft, und durch Orakel und Feste unterstützt, zugleich das Mittel der Gewinnung solcher Völkerschaften, und der über sie gegründeten Herrschaft wird; einer festern Herrschaft, als die bloße Gewalt zu gründen vermag. Welche Anwendung diese Ideen auf die Inder leiden, ist schon gezeigt; und wird bei den Aegyptern noch deutlicher werden. So entstanden Priesterstaaten, oder Theokratien; an welche die Fortschritte der Kultur in der ältesten Welt vorzugsweise geknüpft waren. Die ältesten Ueberbleibsel der Indischen Litteratur, der Ramajan, und in einem gewissen Grade auch die Gesetze des Menu, entwerfen uns davon ein treues Bild; und erhalten eben dadurch ihren Werth, daß sie uns in jene Vorwelt versetzen, wie sie an den Ufern des Ganges war; so wie die Mosaischen und Homerischen sie uns im westlichen Asien und in Griechenland zeigen. Es bedarf keines großen Scharfsinns, einzusehen, daß in dem spätern Indien nicht Alles so blieb, wie es jene Urkunden uns schildern; allein wir halten uns vorzugsweise an sie, weil es unser Zweck ist, den ältern Zustand der Nation darzulegen.

Nach den Gesetzen des Menu, wie in dem Indischen Epos, ist die monarchische Regierungsform die allgemein eingeführte; und zwar die erbliche, nach stren-

gem Rechte der Erstgeburt *); aber durch die Priester-Aristokratie beschränkt. Zwischen den Braminen und den Rajahs bleibt immer ein Abstand, weil die letztern nicht aus der Braminenkaste sind. Wenn gleich diese Einrichtung wahrscheinlich zunächst eine Folge des Bedürfnisses war, da der König Krieger seyn muß; so sah die Kaste im Ganzen darin doch auch vielleicht das Mittel zu der Erhaltung ihrer Macht; denn wie hätte sie einen Braminen-Rajah beschränken wollen? Es war zwar nicht geradezu unmöglich, daß ein Rajah in die Braminen-Kaste aufgenommen wurde; aber indem der Indische Mythus nur in dem oft genannten Wischwa-Mitra, der es durch unerhörte Büßungen dahin gebracht hatte, das einzige Beispiel davon kannte, machte man es eben dadurch fast so gut wie unmöglich.

Die Gesetze der Priesterkaste beschränkten den König, indem sie ihm seine tägliche Lebensart und Geschäfte vorschrieben. Er wohne in einer Feste, die eine einsame Lage hat. Er vermähle sich mit einer Frau aus seiner Kaste. Früh mit Anbruch des Tages soll er sich von seinem Lager erheben. Er verfüge sich zu den Braminen, welche die drei Vedas inne haben. Er verrichte, mit Hülfe seines Hauspriesters, seine Opfer und Gebete. Dann widme er sich den Geschäften des Staats, und berathschlage darüber mit seinen Dienern. Mittags gehe

*) Ramajan III, p. 146. 225. 388. Das Gedicht dreht sich großentheils darum, daß Bhuruta, der jüngere Sohn des Duscha Ruta, dem Erbrecht seines ältern Bruders Rama nicht vorgreifen will.

er in seine Zimmer, um Nahrung zu genießen; jedoch nur erlaubte Speisen, die von seinen Dienern vorher versucht sind. Auch durch Arzeneien und Amulete schütze er sich vor Gift. Nach der Mahlzeit begebe er sich auf einige Zeit in seinen Harem. Dann widme er sich wiederum den öffentlichen Geschäften, und mustere seine Krieger, seine Rosse und Elephanten. Nach Sonnenuntergang verrichte er erst wieder die Pflichten der Religion, höre darauf seine Kundschafter, und begebe sich dann wieder in das Innere seines Harems; wo bei einer mäßigen Mahlzeit die Tonkunst ihn erheitern mag, bis er sich zur Ruhe begiebt *). So soll, nach den Gesetzen, das tägliche Leben eines Rajah dahinfließen. Daß nicht jeder eine gleiche Folgsamkeit ihnen bewies; daß der persönliche Charakter der Fürsten vieles *entschied*, — dieß bedarf wohl nicht erst der Erinnerung **).

Fühlt sich der Rajah selber der Last der Geschäfte nicht gewachsen, so steht es ihm frei, sich einen Stellvertreter oder ersten Minister zu wählen, der gelehrt, Herr seiner Leidenschaften, und von vornehmer Herkunft seyn muß ***). Er stelle sieben bis acht Räthe an, belesen in den Vedas, deren Väter schon in gleichen Stellen standen; und gehe mit ihnen über die Geschäfte zu

*) *Menu* VII, 75–79. 145. 146. 215–226.

**) Man vergleiche, um sich davon zu überzeugen, nur den König Duschmanta in der Sacontalà, mit dem Duscha Rutha im Ramajan. Beide ehren die Braminen; aber wie viel unabhängiger ist der erste als der andere!

***) *Menu* VII, 141.

Rath. Er wähle einen gelehrten Braminen zu seinem Vertrauten, dem er seine Geheimnisse entdeckt. Für die auswärtigen Geschäfte bestelle er einen hohen Beamten, belesen in den Sastras, gewandt, und von edler Herkunft; unter dem die Gesandten oder Kundschafter stehen; durch welche er die Entwürfe der auswärtigen Fürsten erfährt *). Genau so, wie die Gesetze des Menu es fordern, schildert uns der Ramajan den Hof des frommen Königs Duscha-Rutha, des Beherrschers von Ujadhya **). "Die Hofbeamten des Sohns von Ischwaku waren reich an Vortrefflichkeit, verständig, treu ergeben ihrem Gebieter. Acht tugendhafte Räthe des Königs besorgten seine Angelegenheiten. Seine beiden erwählten Priester waren der herrliche Vuschischta und Vamadeva. Nach diesen kamen seine andern Räthe, sechs an der Zahl. Mit diesen geheiligten Weisen waren die alten Priester des Königs; bescheiden, unterwürfig, tief bewandert im Gesetz, Herren ihrer Begierden. Im Besitz solcher Räthe beherrschte Duscha Rutha das Reich. Beobachtend die ganze Erde (Indien) durch seine Kundschafter, wie die Sonne durch ihre Strahlen, fand der

*) *Menu* VII, 54-64.

**) Ramajan I, 107 etc. Und die Vorgänge nach dem Tode des Duscha Rutha III, 92. rc., wo in Abwesenheit des Nachfolgers der Oberpriester Vuschischta an die Spitze der Verwaltung tritt. Das Bild eines Indischen Hofes, wozu auch die Dichter, die Lobsänger, die Beifallsklatscher, die Eunuchen und Dienerinnen gehören, so wie das strenge Hofceremoniell, ist hier am vollständigsten und lebendigsten ausgemalt.

Sohn von Ischwaku Niemand gegen sich von feindlicher Gesinnung." Ein ähnliches Gemählde stellt uns die Sacontalà von dem Hofe des Duschmanta auf.

Die Regierung und Verwaltung des Innern wird in den Gesetzen des Menu ganz an die Städte oder Ortschaften, (Communen), geknüpft. Der König, heißt es *), setze ein Oberhaupt über jede einzelne Stadt und deren Umkreis, ein Oberhaupt über zehn Städte, ein Oberhaupt über zwanzig, ein Oberhaupt über hundert, und ein Oberhaupt über tausend. Vorgefallene Unordnungen werden von dem Oberhaupte der einzelnen Städte dem über zehn u. s. w. angezeigt. Der Vorsteher der einzelnen Stadt erhält sein Einkommen von den Abgaben der Bürger an Nahrung, Getränk und Holz, den Gesetzen gemäß. Der Vorsteher von zehn *Städten* soll den Ertrag von zwei, der von zwanzig den von fünf Pflugländern haben **); der von hundert die Einkünfte einer kleinen, der von tausend die einer großen Ortschaft. Ein hoher Beamter soll die Aufsicht über alle Ortsobrigkeiten führen. Er soll in jeder Stadt einen Befehlshaber ernennen, der die Ortschaften selber besucht, oder auch durch Kundschafter von dem Betragen der Obrigkeiten sich Bericht abstatten läßt; damit der König sein Volk vor schlecht gesinnten Dienern, die doch seine

*) *Menu* VII., 115 — 120.

**) D. i. nach dem Commentar von so viel Land, als man mit zwei oder fünf Pflügen, deren jeder mit 6 Stieren bespannt ist, beackern kann. — Beiläufig erhellt also hieraus auch das hohe Alter des Pflugs in Indien.

Beschützer seyn sollten, bewahre, oder sie mit Einziehung ihres Vermögens und Verbannung aus dem Reiche strafe.

Diese Vorschriften Menu's lassen uns tiefere Blicke in die Urverfassung Indiens werfen. Von einzelnen Ortschaften mit ihrem Gebiet, die man eben so viele kleine Staaten nennen könnte, scheint dort Alles ausgegangen zu seyn; und diese Grundverfassung blieb, als auch mehrere derselben, unter der Herrschaft Eines Rajah vereinigt, größere Staaten oder Reiche bildeten. In dem nördlichen Indien, in den Gangesländern besonders, wo ein fremder Eroberer dem andern, wie die Welle der Welle, folgte, mußten freilich die Spuren dieser Einrichtungen längst verschwinden. In den südlichsten Theilen der Halbinsel hingegen, in Mysore, Malabar rc., welche die fremden Eroberer am wenigsten erreichen konnten, haben sie sich bis auf unsere Tage erhalten. Eben so glaubhafte als merkwürdige Nachrichten darüber hat uns ein neuerer Schriftsteller gegeben, der, selbst an Ort und Stelle, sich von Allem unterrichten konnte *). "Jede Indische Ortschaft" **), sagt er, "ist und war in der That von jeher eine eigene Commune oder kleine Republik; und giebt ein anschauliches Bild von dem frühern Zustande der Dinge, als die Menschen sich zuerst, um ihren wechselseitigen Bedürfnissen abzuhelfen,

*) Historical Sketches of the South of India by Lieut. Colonel *Mark Wilks*. Lond. 1810. Vol. I., p. 117 sq.

**) *Township* p. 119. So verbessert er selbst den vorher gebrauchten Ausdruck *Village*.

in solche Gemeinheiten vereinigten. Jede solche Gemeinheit enthält außer den Grundeigenthümern zwölferlei Mitglieder: den Richter und Magistrat (Potail); den Registrator; den Wächter des Orts und der Felder; den Vertheiler des Wassers zur Bewässerung; den Astrologen zur Bestimmung glücklicher und unglücklicher Tage und Stunden; den Wagner; den Töpfer: den Wäscher der wenigen Kleidungsstücke, die meist in den Familien selbst verfertigt, oder auch auf den nächsten Märkten gekauft werden; den Barbier; und den Goldschmidt oder Verfertiger des Schmucks der Weiber und Mädchen; der in manchen Orten durch den Poeten (Rhapsoden) und Schulmeister ersetzt wird *). Diese zwölf Angestellten bekommen ihren Lohn entweder in Land, oder auch in einer bestimmten Quantität Getraide von den Ackerleuten des Orts. Indien ist eine Masse solcher Republiken. Die Einwohner hangen an ihrem Potail, der zugleich Magistrat, Einnehmer und Hauptpächter ist **), auch während der Kriege. Sie kümmern sich wenig um den Fall und die Theilung der Reiche. Wenn nur die Ortschaft mit ihrer Markung, die genau durch Grenzsteine bezeichnet ist, ganz bleibt, ist es ihnen gleichgültig, auf wen die Herrschaft übergeht; die innere Verwaltung

*) Die meisten derselben kommen schon bei Menu vor; wie der Goldschmidt IX, 292., der Tischler X, 100., der Wäscher VIII, 396. u. a.

**) Die jetzt so bekannten Namen der Zemindars und Ryots, Ober- und Unterpächter, kommen weder im Menu, noch im Ramajan vor.

bleibt deßhalb immer dieselbe." Einen höchst merkwürdigen Beleg dazu hat uns Raffles in seinen Nachrichten über die kleine Insel Bali, östlich bei Java, gegeben, wo mit der Braminen-Religion sich auch die alte Indische Gemeinheitsverfassung mit ihren Potails, die hier Parbakas heißen, unter einem Rajah mit unumschränkter Gewalt, erhalten hat *). — Werfen diese Nachrichten nicht auch zugleich ein helleres Licht auf den Zustand des nördlichen Indiens als es Alexander eroberte, und auf das was bereits oben über die dortigen Republiken gesagt ist **)? Der größere Theil war freilich schon Rajahs unterworfen; aber eine Anzahl Gemeinheiten hatte noch ihre alte Freiheit; wie sie dieselbe, nach den dort schon mitgetheilten Beweisen, auch noch in viel spätern Zeitaltern sich erhalten hat. Aber dieß waren und blieben freilich Ausnahmen; es ist schon oben bemerkt, daß bereits in Menu's Gesetzen die monarchische Regierungsform, jedoch ohne daß deßhalb die innere Einrichtung der einzelnen Gemeinheiten verändert worden wäre, als die herrschende betrachtet wird; und die Bestimmung der Rechte und der Geschäfte des Königs ist deßhalb ein Hauptgegenstand jener Gesetze. Daß mit dieser Entstehung größerer Reiche sich auch alsdann die Zahl und Stuffenfolge der Reichsbeamten vermehrten, brachte die

*) *Stamford Raffles* Description of Java Vol. II, App. p. CCXXXVI. Der Ausdruck unumschränkte Gewalt darf hier wohl nicht im strengsten Sinne genommen werden.

**) S. B. I, S. 373. Ueber die Grenzzeichen s. *Menu* VIII, 245 sq.

Natur der Dinge mit sich. Einen merkwürdigen Beleg davon giebt die oben erwähnte alte Inschrift von Munghir in Bengalen, wo die königliche Verwilligung dreißig dieser hohen Staatsbeamten angezeigt wird *); unter welchen wir den ersten Minister, den Oberkundschafter, den Oberstrafer, den Obergassenaufseher, den Oberbefehlshaber, den Oberwegräumer der Hindernisse, den Oberlehrer der Jugend, den Oberdiebsfänger, den Oberlandbauaufseher und andere finden, wozu wir noch den Wagenlenker des Königs rechnen müssen **); deren unsere Europäischen Staatskalender nicht erwähnen, und die begreiflich wieder alle ihre untergeordneten Leute hatten.

Die höchste richterliche Gewalt ist in den Händen des Königs. Er kann sie selber ausüben, jedoch begleitet von Braminen, die ihm Rath ertheilen können ***); oder er ernenne einen Braminen, erfahren in den Gesetzen, zum Oberrichter, und gebe diesem drei andere Braminen, gleichfalls belesen in den Vedas, zu Beisitzern. Sie bilden zusammen den höchsten Gerichtshof, das Bild des vierköpfigen Brama; und sprechen sowohl in Bürgerlichen als peinlichen Sachen. Die Strafen auf Vergehungen sind theils Lebensstrafen und körperliche Züchtigungen; (nur nie bei Braminen;) theils Geld-

*) As. Res. I, p. 126. und die Note 3, p. 130.

**) Man s. Nalus p. 45. 149. Der Fuhrmann (Stallmeister) des Königs ist einer der ersten Hofbedienten, und genießt eines besondern Vertrauens.

***) So Duschmanta in der Sacontalá im fünften Akt.

strafen. Am härtesten werden die Vergehungen gegen Braminen gestraft; aber die Geldstrafen sind bei den Kasten auch desto größer, je höher diese sind *).

Der König ist der Oberbefehlshaber des Heers. Es ist ihm erlaubt Kriege zu führen, nicht blos zur Vertheidigung, sondern auch zur Eroberung **). Die Gesetze sind hier keineswegs unsern philosophischen Begriffen angemessen; es sind mehr Vorsichts- und Klugheitsregeln, wann und wie der Krieg geführt werden soll. Mehrere der alt-Indischen Rajahs werden daher auch als Eroberer geschildert, deren Herrschaft sich über ganz Indien vom Westmeer bis zum Ostmeer, und von den nördlichen Gebirgen bis zu dem Südende ausgedehnt habe ***); aber keinem werden außerhalb seinen Grenzen, wie den Aegyptischen und Babylonischen Eroberern, große Kriegszüge beigelegt. Selbst in seiner Mythologie bleibt Indien beinahe gänzlich eine Welt für sich; daher wird die Geographie der Nation sofort fabelhaft, sobald sie über die Grenzen des Landes hinausgeht.

Eine der wichtigsten, aber auch eine der schwierigsten, Fragen ist die: in wie fern der König als Eigenthümer des Grundes und Bodens betrachtet ward; und ob es also für die Anbauer Landeigenthum gab, oder ob sie nur als bloße Pächter betrachtet wurden? Da bekanntlich unter der Mongolischen Herrschaft, so weit diese sich

*) *Menu* VIII, 338.

**) *Menu* VII, 101 sq.

***) Wie z. B. in den oben erwähnten alten Inschriften zu Munghir ꝛc.

ausbreitete, die letztere Einrichtung, wenn gleich unter sehr milden Formen, die herrschende war, so ist dadurch die Vorstellung gewöhnlich geworden, daß dieß auch schon früher, als Indien noch sich selbst überlassen war, der Fall gewesen sey. Der Uebergang des Landeigenthums in bloße Pachtung kann auch ohne förmliche Aufhebung des erstern durch den bloßen Druck geschehen; wenn die Lasten der Grundbesitzer so groß werden, daß sein Eigenthum keinen Werth mehr behält; und in wie fern dieß auch schon in frühern Zeitaltern der Fall in Indien gewesen sey, muß ich dahin gestellt seyn lassen. Die Frage ist hier aber nur, in wie fern in den Gesetzen des Menu und den andern ältesten Indischen Denkmählern jene Lehre des allgemeinen Landeigenthums der Fürsten sich findet? Schon die obigen Erörterungen über die Indischen Gemeinheiten zeigen deutlich, daß man unmöglich von solchen Vorstellungen ausgehen konnte; und die Gesetze Menu's begünstigen sie nicht nur nicht, sondern sagen auch gerade das Gegentheil. "Weise, heißt es *), welche die Vorzeit kennen, erklären, daß ein bebautes Feld dessen Eigenthum ist, welcher das Holz ausrottete, oder es reinigte und pflügte; wie eine Antelope dem ersten Jäger gehört, welcher sie tödtlich verwundete." Kann Landeigenthum deutlicher bezeichnet werden? In den Indischen Gesetzen ferner, werden die Formen bei der Veräußerung des Landes sorgfältig aufgezählt **); und wie kann diese ohne Eigenthum statt finden? Nir-

*) *Menu* IX. 44.

**) Indian Digest. III, p. 432.

gend endlich, wo von der Kaste der Vaisyas die Rede ist, die gar nicht blos die Kaufleute, sondern auch die, welche Ackerbau und Viehzucht treiben, umfaßt, werden diese als Pächter geschildert. Allerdings aber müssen die Fürsten, so gut wie die Tempel und Heiligthümer, bedeutende Ländereien als Domainen gehabt haben, wovon die vielen Verleihungen von Land, wovon schon oben Beispiele angeführt sind, die Beweise geben.

Waren aber gleich die Könige nach den ältesten Indischen Einrichtungen keinesweges Eigenthümer der Ländereien, so gestatteten ihnen doch die Gesetze Abgaben davon zu erheben, die wahrscheinlich den wichtigsten Theil ihrer Einkünfte ausmachten. Die Vorschriften darüber, wie viel der König erheben darf, sind bei Menu sehr genau *). In gewöhnlichen Zeiten ein Achttheil der Erndte; in Zeiten hoher Noth aber wohl ein Viertheil. Dagegen soll die Abgabe von beweglichen Sachen nie über den zwanzigsten Theil des Gewinns betragen. Uebrigens werden die Abgaben ganz auf die erwerbende Classe gelegt. Die Braminen, also auch ohne Zweifel

*) *Menu* X, 120. Der beigefügte Commentar sagt: In guten Zeiten 1/12, in schweren Zeiten 1/8 oder 1/6, welches das Mittel ist; und nur in Zeiten hoher Noth 1/4 des Ertrags. Noch einige genauere Bestimmungen finden sich VII, 130. 131. über die Abgaben von Baumfrüchten, Fleisch, Honig, Butter etc., wovon von dem reinen Gewinn 1/6 gestattet wird. Auch der Ramajan III, 170. gestattet dem Könige 1/6 von dem Ertrage des Landes.

ihre Ländereien, sind frei *); die von der dienenden Klasse, Handwerker und Arbeiter, müssen durch ihre Arbeit zu nützen suchen, bezahlen aber (setzt der Commentator hinzu,) niemals Abgaben **).

Eine andere Quelle der Einkünfte für die Könige sind die Abgaben von dem Handel, und die Zölle. In die Leitung des Handels werden dem Könige große Eingriffe verstattet. Er darf die Ausfuhr der Waaren verbieten; oder auch sich vorbehalten. Er läßt Verordnungen ergehen über den Kauf und Verkauf der Güter; er setzt den Marktpreis; ihm gebühren fünf vom Hundert von dem an dem Verkauf gemachten Gewinn. Ueber die Zölle, sowohl auf den Flüssen als auf den Straßen, werden mehrere Bestimmungen gegeben; wer den Zoll betrügt, soll achtmal so viel bezahlen als die falsch angegebenen Waaren werth sind ***).

Wenn wir den Geist dieser ältesten Indischen Verfassungen und Gesetze betrachten, so zeigt sich auf der einen Seite darin zwar ein Keim von Republikanismus, der jedoch nicht zu allgemeiner politischer Freiheit reifte. Jener Keim lag in der Verfassung der Gemeinheiten; aber er konnte sich nicht weiter entwickeln, weil die Kasteneinrichtung dieß nicht gestattete. Die Macht der Fürsten ward nur durch die Priesterkaste, nicht aber durch die Nation als solche, beschränkt; und der, wenn auch

*) *Menu* VII, 133. Doch mit dem Zusatz: Braminen die die Vedas verstehen.

**) *Menu* X, 120.

***) *Menu* VIII, 400-406.

dadurch gemilderte, Despotismus verräth sich doch dadurch, daß auch in Menu's Gesetzen auf das Strafrecht des Königs die ganze königliche Autorität gegründet wird. "Strafe", heißt es *), "beherrscht das ganze Menschengeschlecht, und hält es in Ordnung." Auch wird die, sonst so milde, Gesetzgebung barbarisch, bei der Bestimmung einzelner Strafen, besonders bei Vergehungen gegen Braminen **). Stand neben dem Kastengeist auch hier die durch die Polygamie anders geformte häusliche Gesellschaft der Ausbildung freier Verfassungen entgegen? Wie man auch immer darüber denken mag, in dem Sinn des Europäers reiften diese auch an den Ufern des Ganges nicht!

Die bisherigen Untersuchungen führen uns jetzt von selbst auf die über den ältesten Indischen Handel. Es ist aber weniger der Verkehr mit dem Auslande, worüber theils bei den Untersuchungen über die Phönicier und Babylonier schon Manches gesagt ist, theils in den Untersuchungen über die Aegypter im folgenden Theile noch Mehreres gesagt werden muß, als vielmehr der aus dem eigenen Kunstfleiß hervorgehende innere Verkehr, worüber ich einiges Licht verbreiten möchte; wiewohl auch der auswärtige Handel nicht ganz ausgeschlossen werden kann. Voraus jedoch wird nöthig seyn, über die Quellen dieser Untersuchung und ihre Benutzung Einiges zu bestimmen.

*) *Menu* VII, 18.

**) Man sehe z. B. *Menu* VIII, 270. 271.

Die reichste dieser Quellen, und auch zugleich die reinste, ist ohne Zweifel jene Schiffreise des rothen oder Indischen Meers, wahrscheinlich aus dem ersten, spätestens aus dem zweiten, Jahrhundert unserer Zeitrechnung, welche dem Arrian beigelegt wird *); die Reise eines Kaufmanns, der von Aegypten aus die westliche Küste der dießseitigen Halbinsel selber besuchte; und über die Schifffahrt nicht nur, sondern auch über die Waaren uns genaue Nachrichten ertheilt hat. In den gegenwärtigen Untersuchungen, wo von dem Indischen Handel vor dem Römischen und Macedonischen Zeitalter die Rede ist, würde es allerdings unerlaubt seyn, Alles was von diesen Zeiten gesagt wird, auf frühere übertragen zu wollen; aber eben so wenig läßt sich leugnen, daß diese Quelle mit gehöriger Vorsicht dennoch auch für die früheren Zeiten benutzt werden kann. Verkehrt würde es seyn, wenn man die Nachrichten des Arrian's von dem auswärtigen Handel, wie er in seinen Zeiten war, in seinem ganzen Umfange auf die frühern übertragen wollte; und daher habe ich schon früher, wo von diesem

*) Periplus maris Erythraei in *Hudson*. Geogr. min. Vol. I. Der vortreffliche Commentar von D. *Vincent* von dem seitdem zugleich mit der Schiffreise des Nearch's eine neue, sehr verbesserte, Ausgabe unter dem Titel: *The Commerce and the Navigation of the Ancients in the Indian Ocean*, in two Volumes. Lond. 1807. 4. erschienen ist, erspart mir die geographischen und viele andere Discussionen, die hier ohnehin nicht an ihrem Platze seyn würden, da ich keineswegs einen Commentar über jene Schrift schreibe,

die Frage war, von dieser Quelle keinen Gebrauch gemacht. Aber etwas anders ist es, wenn die Rede von dem Kunstfleiße und dem dadurch belebten innern Verkehr der Nation ist. Hier ergiebt sich schon zum Theil aus den Nachrichten des Schriftstellers selbst, daß Vieles weit über seine Zeiten hinausgehe; und so Manches tritt hier jetzt in sein volles Licht, wenn wir das, was Er uns sagt, mit den ältern, uns nun zugänglichen, Indischen Quellen vergleichen. Wir werden also nicht dem Vorwurf uns aussetzen, die Zeitalter zu verwechseln, wenn wir diese Grundsätze uns vorschreiben, und nach ihnen den Gang der Untersuchung einrichten.

Die Inder selbst erscheinen in ihren ältesten Gedichten als handelndes Volk; es gehört zum Glück und Wohlstand eines Landes, daß reisende Kaufleute mit ihren Waaren in Sicherheit von einer Stadt zur andern ziehn *). Aber es wird auch in der Gesellschaft den Kaufleuten ein hoher Rang eingeräumt. Bei dem feierlichen Einzuge Rama's in seine Hauptstadt gehen ihm entgegen "alle Männer von Rang mit den Kaufleuten und allen Häuptern des Volks." Erst nach ihnen kamen die Krieger und die übrigen Gewerbetreibenden und Künstler **).

Der innere Verkehr von Indien konnte nie ganz unbeträchtlich seyn, weil er in einem gewissen Grade von der Natur vorgeschrieben ist. Die sandigen Küsten der Halbinsel bringen die ersten Bedürfnisse des Lebens, be-

*) Ramajan III, p. 97.

**) Ramajan III, p. 245.

sonders den Reis, nicht in hinreichender Menge hervor, um nicht der Zufuhr aus den Gangesländern zu bedürfen. Dagegen besitzen sie vorzugsweise die Gewürze, nahmentlich den Pfeffer, und von Kostbarkeiten ausschließend die so gesuchten Perlen, und auch die Edelsteine. Der wichtigste Stoff zur Bekleidung, die Baumwolle, ist zwar über ganz Indien verbreitet, und wird auf den Küsten der Halbinsel wie in den Gangesländern mit gleichem Fleiße verarbeitet; aber die daraus verfertigten Gewebe sind wiederum so verschieden, daß dadurch ein wechselseitiger Austausch herbeigeführt ward. Die Lebensart der höhern Stände, besonders an den Höfen und in den Städten, wird uns so geschildert, daß sie schon eine Menge Bedürfnisse voraussetzt *); welche ohne einen sehr lebhaften innern Verkehr nicht befriedigt werden konnten; und die beständige Erfahrung in Asien, daß die Wohnsitze der Fürsten auch die Hauptplätze des inländischen Verkehrs werden, bestätigt sich auch in dem alten Indien. Man vergleiche das Bild, das uns der Ramajan von der Stadt Ujadhya entwirft **). "Sie

*) Ramajan III, p. 98. In der Beschreibung der Trauer über den Tod des Königs Duscha Ruta, wodurch dieses glänzende Leben gestört wird. "Sonst hörte man in der Stadt stets ein großes Geräusch von Männern und Weibern, gleich streitenden Heeren. Die Vornehmen gingen und kamen auf Wagen, auf Elephanten, auf Pferden. Die Lustgärten waren voll von Besuchern der Freunde und Liebenden." In allen ähnlichen Beschreibungen zeigt sich stets der Zustand einer hohen Civilisation im gesellschaftlichen Leben.

**) Ramajan I, p. 94.

war voll von Kaufleuten und Künstlern jeder Art; man fand Ueberfluß an Gold, Edelsteinen und Kostbarkeiten; jeder trug hier köstliche Kleider, Armbänder und Halsbänder." Und an einer andern Stelle, bei der Trauer nach dem Tode des Königs: "die Opfertische sind leer, die Laden, wo man Blumenkränze verkaufte, sind verschlossen; die Geldwechsler und Kaufleute zeigen sich nicht wie sonst" *). Mag man auch bei diesen Beschreibungen abrechnen was der Poesie angehört, so zeigen sie uns doch, wie der Inder eine reiche und blühende Stadt sich dachte; und er dachte sich nur das, was er kannte.

Die Menge edler Metalle, besonders die Menge von Gold, ist es, die billig unsere Aufmerksamkeit rege macht. Ohne Gold- und Silbergruben **) war Indien stets wegen seines Reichthums daran berühmt. So war es auch schon in den frühesten Zeiten. In dem Ramajan wird oft das Gold als in großer Menge vorhanden erwähnt. Zu dem Hochzeitgeschenk der Sita wird ein ganzes Maaß voll Goldstücke, und viel unverarbeitetes Gold gegeben. Goldene Wagen, goldene Geschirre von Elephanten und Pferden, goldene Glöckchen daran, sind

*) Ramajan III, p. 128.

**) *Plin.* VI, 20. führt zwar Gold- und Silbergruben in dem Berge Capitalia an; der als der höchste der Ghautgebirge von ihm erwähnt wird; ich kenne aber dafür keinen weitern Beweis. Auch der Periplus p. 36. spricht von Goldgruben am untern Ganges, wo doch keine sind; jedoch nur mit einem: Man sagt.

Gegenstände der Pracht und des Luxus *); und aus den Untersuchungen über die Perser ist bekannt, daß die ihnen unterworfenen Inder das einzige Volk waren, das seinen Tribut nicht in Silber, sondern in Gold entrichtete **). Die Menge des Goldes in Indien läßt daher immer mit Sicherheit auf einen bedeutenden auswärtigen Handel, und den Verkehr mit goldreichen Ländern, zurückschließen. Wo diese letzten zu suchen seyen, wird unten deutlicher werden, wenn wir die Verbindung mit Tibet, und dem jenseitigen Indien werden dargethan haben; hier bemerke ich nur, daß aus dem Periplus erhellt, daß der Handel mit Indien in der Römischen Periode so wie nachmals großen Theils mit baarem Gelde geführt werden mußte; das als Einfuhrartikel *mehrmals* erwähnt wird ***). Wer erinnert sich nicht *auch der* Klagen des ältern Plinius über die Summen, welche der Handel mit Indien jährlich verschlang †)? Wie ist es auch anders zu erwarten, als daß das Land, das fast alle Gegenstände des Bedürfnisses wie des Luxus hervorbringt, viel giebt und wenig nimmt; und daher die Waagschale bei dem Umtausch zu seinem Vortheil sinken

*) Ramajan I, p. 605. 606. So auch in dem Eingange zum Mahabarat. Frank Chrest. I, 147.

**) S. oben B. I, S. 480.

***) 3. B. p. 28. Δηνάριον χρυσοῦν καὶ ἀργυροῦν, mit dem selbst ein Wechselhandel gegen das einheimische Geld ἐντόπιον νόμισμα statt fand. Die Indischen Goldmünzen hießen καλτεις p. 76., die jetzigen Calais.

†) *Plin.* Hist. nat. XII, 18.

sieht? Nicht also in zufälligen Umständen, sondern in der Natur der Dinge lag es, wenn Indien, sobald es auswärtigen Handel hatte, sich an edlen Metallen bereicherte.

Dieser Gegenstand führt von selbst auf die Frage: ob die Inder geprägtes Geld hatten, und wie hoch das Alter desselben hinaufsteigt? Daß edle Metalle, Gold und Silber, besonders jedoch Gold, Tauschmittel in dem ältesten Indien waren, leidet keinen Zweifel; aber sie konnten dazu dienen, auch ohne gemünzt zu werden. Dürften wir geradezu den Uebersetzungen trauen, so müßte das gemünzte Geld schon zu einem hohen Alter in Indien hinaufsteigen. Es kommt ganz ausdrücklich in dem Mythus des Krischna vor; aber ungewiß ist es, ob die Stelle aus dem Mahabarat, oder dem Bagavat, oder einem der andern Puranas entlehnt ist *). In dem Ramajan werden Goldstücke, und unverarbeitetes Gold einander entgegen gesetzt **); es ist doch aber damit noch nicht erwiesen, daß die Goldstücke ein Gepräge hatten. In den Gesetzen des Menu wird sehr genau das Gewicht der Panas und Racticas von Kupfer, Silber und Gold, bestimmt; aber nicht gesagt, in wie fern sie ein Gepräge haben. Das oben erwähnte Königsverzeichniß bei Tiefenthaler giebt zugleich Nachricht über die Veränderungen

*) *Polier* I, p. 456. une grande quantité d'argent monnoyé.

**) Ramajan I. p. 606. 'He also gave a full Ujoota (of pieces) of gold; and a like quantity of unwrought gold. Auch werden Geschenke von zwanzig und zehn Croren gemacht, III, p. 114.

der Münzen bei einzelnen Königen; ich weiß aber nicht, worauf sich diese Nachrichten gründen *), und wie wenig Glauben sie verdienen, ist schon oben bemerklich gemacht **). In dem Periplus kommen ausdrücklich Indische Goldmünzen vor, Kaltris genannt, die gegen das Griechische und Römische Geld mit Vortheil umgesetzt wurden ***). Aber welchen Gehalt und welches Gepräge auch das älteste Indische Geld gehabt haben mag, so muß der Gebrauch desselben sehr alt seyn. Dieß beweiset die Erlaubniß, Geld auf Zinsen zu leihen, und die genauen Bestimmungen, welche über den zu nehmenden Zins in den Gesetzen des Menu sich finden. In der Sacontalà wird der wieder gefundene und gebrachte

*) Diesem Verzeichniß zufolge schlug schon der *König* Savein, der 35ste aus dem ersten der 9 Geschlechter, dem der Pandos, Gold- und Silbermünzen mit dem Bilde der Sonne. Rajah Sernaut, aus dem zweiten Geschlecht, setzte zuerst seinen Namen darauf. Rajah Bempal, aus dem siebenten Geschlecht, setzte den Namen und das Bild einer Gottheit darauf; und Rajah Gobentschand aus dem achten Geschlecht gab zuerst den bisher viereckten Rupien eine runde Gestalt. — Woher weiß jedoch der Vf. dieß Alles? Daß diese Verzeichnisse keinen Glauben verdienen, ist schon oben gezeigt. Finden sich noch Indische Münzen, die über unsere Zeitrechnung hinaufgingen? Ich weiß von keinen, von denen dieß gewiß wäre. Es giebt allerdings viele Indische Münzen mit irgend einem Emblem; aber durchaus ohne alle Inschriften oder Zeitbestimmungen.

**) S. oben S. 265.

***) Peripl. p. 26. 36.

Ring mit Geld bezahlt *); und in dem Hitopadesa sind Geldwechsler öfter vorkommende Personen **).

Edelsteine und Perlen, beides einheimische Produkte, gehörten zu den ältesten Kostbarkeiten, und also auch Handelsgegenständen, Indiens; sie werden selbst ausdrücklich in Menu's Gesetzen nebst den Korallen und gewebten Zeugen den Vaisyas als die beßten Gegenstände desselben empfohlen; nach deren Preise sie sich sorgfältig erkundigen sollen ***). Es wäre überflüssig, davon Beweise aus Schriften anzuführen †); da selbst schon die ältesten Bildwerke der Nation in ihren Felsentempeln die Beweise davon geben. Zufolge des Periplus wurden Edelsteine jeder Art aus dem Innern nach dem Hafen von Nelkynda gebracht ††); einzeln werden genannt Diamanten und Rubine †††). Wenn man weiß, daß die Diamanten in Indien zu Hause sind *), so wird man daraus den Schluß ziehen, daß einige der dortigen Gruben schon sehr alt seyn müssen. An einer andern Stelle werden die Onyxe erwähnt, die aus Ozene, also aus den Ghaüt-Gebirgen, nach Barygaza gebracht wer-

*) Works of *Jones* VI, p. 280.

**) Ibid. p. 27. 44. 47.

***) *Menu* IX, 329.

†) Wer sie dennoch wünscht, lese den Gita-Govinda; wo von dem, noch jetzt üblichen, Schmuck der Mädchen in Indien häufig die Rede ist; und den Ramajan III, p. 157.

††) *Λιθία διαφανῆ παντοῖα ἐκ τῶν ἔσω τόπων.*

†††) *ἀδάμας* und *ὑάκινθος*.

*) S. oben B. I, S. 100. cf. *Vincent* II, App. p. 6.

den, und wovon ich schon an einer andern Stelle gesprochen habe *).

Wenn gleich die Perlen ein wahrscheinlich eben so alter Schmuck in Indien als die Edelsteine, und nicht weniger dort einheimisch sind, so ist es doch um so auffallender, daß wir die Perlenfischereien in den bisher bekannten Werken der Inder, so viel ich weiß, nicht erwähnt finden; da doch die Gegend, wo sie waren, da, wo Rama die berühmte Brücke schlug, als er Ravuna bekriegte, die Inseln und Untiefen zwischen Ceylon und dem festen Lande, zu denen gehört, welche in der Indischen Mythologie vor andern berühmt sind. Gewiß aber ist nur unsere so beschränkte Kunde der Indischen Litteratur Schuld daran; denn der Mythus, den Arrian vom Herkules erzählt, er habe die Perle gefunden, und, um seine Tochter Pandäa damit zu schmücken, sie im ganzen Indischen Meer aufsuchen lassen, war Indischen Ursprungs **). Daß diese Fischerei über die Zeiten Alexanders ging, ist klar, weil schon seine Begleiter davon sprachen ***). Dem Verfasser des Periplus verdanken wir die Nachricht, daß bei Manaar zwischen Cey-

*) Peripl. p. 28. S. II. 212.

**) *Arrian.* Op. p. 174. Καὶ ταῦτα μετεξέτεροι Ινδῶν Ἡρακλέους λέγουσι. Wenn man in Herkules den Phönicischen Völkerstamm sieht, könnte man sonst die Sage auch so erklären, daß die Phönicier die Fischerei in dem Indischen Meer getrieben hätten; so gut wie sie es in dem Persischen thaten.

***) *Arrian.* Op. p. 194.

lon und dem Continent die Perlen nicht blos gefischt, sondern auf dieser Insel auch gebohrt wurden *). Es ist wohl keinem Zweifel unterworfen, daß diese Einrichtungen schon sämmtlich uralte Einrichtungen waren **); da ohne das Bohren die Perle nicht brauchbar ist; das Bohren selbst aber viele Kunst erfordert. In dem Zeitalter des eben erwähnten Schriftstellers war der Hauptmarkt für den Perlenhandel in der Stadt Nelkynda oder Neliceram ***).

Der Gebrauch, und die künstliche Verarbeitung des Elfenbeins zum Putz, steigt in Indien in eben so hohe Zeiten hinauf. Ohrgehänge und Halsketten von Elfenbein sind der gewöhnliche Schmuck der Götterbilder auf Elephante, wie sie es auch noch in Alexanders Zeiten waren †). Besonders muß die Kunst, es zu Ketten zu verarbeiten, weit getrieben seyn; denn diese Ketten scheinen wie aus Einem Stück geschnitten.

Webereien haben, so weit die Geschichte und selbst die Sage reicht, in Indien zu den wichtigsten Manufakturen gehört. Die Natur versorgte Indien mit den rohen Stoffen, vor Allen der Baumwolle; und die Sage selbst hat nicht einmal eine Nachricht davon aufbewahrt, wer der Erfinder des einfachen Weberstuhls ist, der seit

*) Geogr. Min. I, p. 34. Manaar heißt hier die Insel des Epiodorus; vermuthlich von einem Griechen, der sie entdeckte.

**) Peripl. p. 32.

***) Nördlich von Calicut, 12° N. B.

†) *Arrian.* Op. p. 179.

jenen undenklichen Zeiten in Indien seine Gestalt nicht verändert zu haben scheint. Die Mannigfaltigkeit der Zeuge, welche Gegenstände des Handels waren, ist schon in dem Periplus so groß, daß man zweifeln darf, ob sie seitdem sich noch vermehrt hat. Wir lesen in ihm von den feinsten Bengalischen Musselinen; von groben, mittlern und feinen, von einfarbigen und gestreiften, Zeugen; von grobem und feinem Kattun; von bunten Gürteln und Shawls; von feinem und grobem Purpur, so wie von goldgestickten Zeugen; von gesponnener Seide; und von Pelzwerken aus Serika *). Wenn es gewiß ist, daß damals schon diese Mannigfaltigkeit von Geweben in Indien sich fand, so ist es schon an sich wahrscheinlich, daß sie auch schon lange vorher vorhanden gewesen sey. Denn dieser Kunstfleiß war nicht *erst eine* Frucht des Verkehrs mit dem Auslande; es wurden vormals wie jetzt zuerst die inländischen Bedürfnisse damit gestillt. Wir können freilich, da wir keine frühere, dem Periplus ähnliche, Schrift besitzen, auch keine so genaue Aufzählung der Zeuge und Gewebe, wie sie hier sich findet, erwarten; daß sie aber im Ganzen dieselben waren, ist nicht schwer zu zeigen. Die Griechen und Macedonier sahen schon um vier Jahrhunderte früher dasselbe, als sie mit Alexander und seinen nächsten Nachfolgern nach Indien kamen. Die baumwollenen Gewänder der Inder erregten bereits ihre Aufmerksamkeit durch ihre außerordentliche Weiße. Sie beschreiben das Ober- und Untergewand daraus, wie es noch jetzt getragen

*) Man sehe Peripl. p. 13. 16. 22. 28. 32. 36.

wird *). Zu ähnlichen Schlüssen führen die Nachrichten des Propheten Ezechiel **). Daß jene bunten und prächtigen Gewänder, welche Tyrus und Babylon aus der Ferne erhielten, zum Theil Indischen Ursprungs waren, wird man nach dem, was oben von dem Umfange des Phönicischen und Babylonischen Handels gesagt ist, schwerlich bezweifeln ***). Aber noch ältere, und noch wichtigere, Zeugnisse giebt uns aus Indien selbst der Ramajan. Die bunten Kleider, die gewöhnliche Tracht der Bürger von Ujadhya, wurden schon oben bei der Beschreibung dieser Stadt erwähnt †). Aber eine Hauptstelle ist die, wo die Hochzeitgeschenke beschrieben werden, die der König von Videha seiner Tochter Sita giebt ††). Sie bestehen in wollenen Tüchern, Pelzwerk, Edelsteinen, weicher Seide, vielfarbigen Kleidern, herrlichem Schmuck, und kostbaren Fuhrwerken jeder Art. Unter den wollenen Tüchern — was kann man anders verstehen, als jene Shawls aus Caschmir, die noch jetzt der Schmuck der Frauen des Orients, so wie gegenwärtig auch des Abendlandes sind? Nur die feinsten Webereien dieser Art konnten einer Königstochter, zumal als Hochzeitgeschenk, würdig seyn. Das hohe Alter dieser so gesuchten Gewebe erhält also dadurch einen neuen Beweis. Aber auch grobe wollene Zeuge oder Decken wer-

*) *Arrian.* Op p. 179.

**) Ezech. 27, 23. 24.

***) S. oben Th. II.

†) S. oben S. 153.

††) Ramajan I, p 605.

den erwähnt, die über die Wagen gespannt wurden *). Das Pelzwerk, auch in warmen Ländern, wie in China, so gesucht, da es mehr als Schmuck wie zur Erwärmung getragen wird, konnte nur aus den nördlichen Ländern kommen. Die Seidenzeuge mögen vielleicht in jenen Zeiten in Indien am unerwartetsten seyn. Es ist aber nicht die einzige Stelle, wo sie in dem Ramàjan vorkommen. Seidene Kleider sind festliche Kleider; selbst in dem Innern der königlichen Harems. So bei dem ersten Empfange der vier Schwiegertöchter des Königs Duscha-Rutha in Ujadhya **). "Kuschulia, Surmitra, die schöne Keikeji, und die andern Weiber des Königs, bereit ihre Schwiegertöchter zu umarmen, empfingen die beglückte Sita, Urmila von hohem Ruhm, und die beiden Töchter des Kuscha-Dwaja. Alle diese Frauen, kostbar gekleidet in Seide, in froher Unterhaltung, gingen eilig in die Tempel der Götter, Räuchwerk zu opfern." Waren diese seidenen Kleider die Staatskleider in den fürstlichen Harems, so läßt sich daraus schon erwarten, daß sie ausländische Stoffe waren, worauf ich unten wieder zurückkomme.

Außer diesen Kleidungsstoffen ward aber in Indien von den ältesten Zeiten her auch Baumrinde dazu verarbeitet. Herodot sowohl als Ctesias erwähnen die daraus bereiteten Gewänder ***). Aus der Sacontalà

*) Ramajan I, I, p. 201.

**) Ramajan I, p. 627. Man vergleiche III, 204. 282.

***) *Herod.* III, 98. ἐσθὴς φλοΐνη. Bei *Ctes.* Indic. 22. ἱμάτια ξύλινα.

erhellt, daß dieß die Kleider der frommen Einsiedler und der Büßenden waren *). Sacontalà trug einen Mantel dieser Art; sie werden ausdrücklich den prächtigen Kleidern entgegengesetzt, welche ihr von den Devanis geschenkt wurden, als sie die Gemahlin des Duschmanta ward **). Dieser König selbst legte sie an, als er Büßender wurde ***). Man kann also wohl nicht zweifeln, daß es die gröbern Kleider, im Gegensatz gegen die feinen Musseline und seidenen Kleider, waren. Ihre Verfertigungsart finde ich zwar nicht beschrieben; merkwürdig ist aber die Stelle in der Sacontalà, wo es heißt daß sie in der Sonne getrocknet werden †). Sie mußten sich also, scheint es, von denen der Südsee-Inseln unterscheiden, die keine Nässe ertragen. Oder wurden sie bei ihrer Verfertigung benetzt, und dann in der Sonne getrocknet?

Unter den Nahrungsmitteln steht bereits in dem Ramajan der Reis oben an. Die verschiedenen Arten desselben werden unterschieden; und in der glücklichen Stadt Ujadhya ist der Schali, oder der in der kalten Jahrszeit gewachsene, den man für den besten hält, das gewöhnlichste Nahrungsmittel ††). Eine der lehrreichsten Stellen ist das Verzeichniß der Speisen und Getränke, mit denen der Rajah Vuschischta das wohlgenährte Heer

*) Works of *Jones* VI., p. 225. 226.

**) Ib. p. 257.

***) Ib. p. 283.

†) Ib. p. 289.

††) *Ramajan* I., p. 104.

des Wischwa-Mitra bewirthet *). "Jeder bekam was er begehrte, Zuckerrohr, Honig, Laja **), Mireja ***), Wein, und köstliche Liquors; vielerlei Speisen, in Haufen gleich Bergen, zum Saugen, zum Lecken, zum Kauen, zum Trinken †); zubereiteten Reis, Zuckerwerk und Gebackenes; nebst großen Gefäßen voll geronnener Milch und Molken. Alles nach den sechs Arten des Geschmacks, und ausgetheilt hier und dort; in Gefäßen bei Tausenden, angefüllt mit dem verdickten Saft des Zuckerrohrs." Auffallen wird es hier zuerst, daß, obwohl von dem Unterhalt eines Heers die Rede ist, dennoch keine Fleischspeisen erwähnt werden. Das Zuckerrohr wird nicht blos in dem Ramajan, sondern auch im Menu ††) und in dem Periplus als Gegenstand der Ausfuhr †††) erwähnt. Der Saft wird *theils ausgesogen*, theils verdickt in Gefäßen aufbewahrt; aber von dem Raffiniren des Zuckers findet sich keine Spur. Starke und berauschende Getränke kannte das alte Indien von mehr als Einer Art. Aber der Gebrauch derselben war nicht allgemein. Der Ramajan unterscheidet die Suras, welche sich den Genuß derselben erlaubten, von

*) *Ramajan* I, p. 463. Man vergleiche damit die Beschreibung des Festes das Bhurdmaja giebt; III, 296.

**) Ein Gericht aus Reis.

***) Ein gegohrnes Getränk aus Molassen und Wasser.

†) Der Leser versetze sich nach Indien, wo das Zuckerrohr und manche saftvolle Früchte ausgesogen, das Gefrorne geleckt, und der Betel gekaut wird.

††) *Menu* VIII, 341.

†††) Peripl. p. 9.

den Usuras, die sich ihn versagten *); Sekten, die schon ein hohes Alterthum gehabt haben müssen, da sie in dem uralten Mythus der Nachkommen des Aditi, (dieß sind die Suras,) und des Diti (der Usuras) vorkommen.

Unter den starken Getränken wird bereits im Ramajan allerdings mehrmals Wein erwähnt. Will man darunter Wein aus Trauben verstehen, so müßte es aus der Fremde eingeführter Wein seyn; denn in Indien selbst ward, so viel mir bekannt ist, nie Wein gekeltert **). Ich trage jedoch großen Zweifel, ob da, wo Wein erwähnt wird, Traubenwein darunter zu verstehen sey. Ward er auch vielleicht schon damals in Indien eingeführt, so war er doch wohl, so wenig wie er es jetzt ist, das Getränk bei den Armeen. Viel wahrscheinlicher ist es, daß Palmenwein darunter zu verstehen sey. Dieser konnte allenthalben in Indien selber bereitet werden; und ward zur Zeit des Periplus außerdem auch aus Arabien eingeführt; weshalb er hier auch Arabischer Wein genannt wird ***). Die gewöhnlichsten starken Getränke indeß scheinen in Indien die abgezogenen gewesen zu seyn. In dem Ramajan werden die aus Früchten und aus Zuckerrohr erwähnt †). Bei Menu werden sie in drei Hauptarten abgetheilt ††): in die welche aus

*) *Ramajan* I, p. 416 et ibi not.

**) In dem Periplus kommt Wein mehrmals unter den Einfuhrartikeln vor; wie p. 22. 28., damals aus Italien und Syrien.

***) Peripl. p. 21.

†) *Ramajan* III, 289.

††) *Menu* XI, 95.

dem Zuckersatze, dem zermalmten Reis, und der Madhuca-Blume *) bereitet werden. Die Benennung dieses letztern ist mir nicht weiter bekannt; unter den beiden ersten kann man aber nichts anders als unsern Arrak und unsern Rum verstehen. Alle drei werden dort den Braminen untersagt.

Indien ist das Vaterland der Gewürze; und daß seit uralten Zeiten das Abendland sie von dorther erhielt, ist aus den Untersuchungen über den Phönicischen Handel bereits klar geworden. Wenn sie in den wenigen Schriften der Inder selbst, auf welche wir uns bisher nur berufen können, nicht besonders erwähnt werden, so wird man deshalb an ihrem Verbrauch in dem Lande selber nicht zweifeln. Es ist Zufall; denn weder Menu noch der Ramajan hatten besondere Veranlassung, von dem Zimmt oder Pfeffer zu sprechen. Daß aber der Pfeffer als Handelsartikel schon früh der Westlichen Welt bekannt war, ist schon aus Theophrast gewiß, der selbst die verschiedenen Arten desselben unterscheidet **). Mit diesem Gewürz war auch sein Name, wahrscheinlich über Persien, nach dem Occident gewandert ***). Ich zweifle nicht, daß er aus dem südlichen Malabar, Coschin, und der Nachbarschaft kam; wo noch bei Cosmas, im sechsten Jahrhundert, wie jetzt, sein Vaterland ist.

*) Sie soll die Bassia *Linn.* seyn.

**) *Theophrast.* Hist. Plant. IX, 22.

***) Der Sanskrit-Name ist Pippali, woraus das πιπερὶ. piper, Pfeffer ꝛc. gebildet ist. *W. Hunter* Remarks on the species of pepper in As. Res. IX, p. 384.

Anders ist es mit den Räuchwerken. Sie sind von verschiedener Art. Theils einheimische, wie das Sandelholz, das mehrmals der Ramajan und der Gita-Govinda erwähnt *); und welches das gewöhnlichste Räuchwerk nicht nur in Indien, sondern auch in China ist; theils ausländische, wie vor Allen der Weihrauch. Räuchwerke überhaupt, besonders aber der Weihrauch, gehörten von den ältesten Zeiten her nicht blos zu den Opfern, sondern waren auch im Privatleben, vor Allen bei feierlichen Gelegenheiten, in Indien unentbehrlich. Man vergleiche z. B. im Ramajan Bhuruta's Einzug in die Stadt seines Großvaters **). "Die Einwohner hatten die Straßen gewässert, mit Sand bestreuet, mit wohl geordneten Gefäßen mit blühenden Stauden besetzt. Die Stadt war geschmückt mit Blumenketten; und duftete von Weihrauch, und süß riechendem Räuchwerk." Die Menge des Weihrauchs verdient besonders bemerkt zu werden, da er kein einheimisches, sondern aus Arabien eingeführtes Produkt ist. Manche andere einheimi-

*) Ramajan III, p. 125. und öfter. Ghita-Govinda S. 58. 65. 84. Es wächst nach ihm vorzüglich auf den Hügeln von Malaya. Auch wird ein wohlriechendes Oel daraus bereitet; wenn nehmlich das Holz pulverisirt, und mit Oel eingerieben wird. Eine gelehrte Untersuchung über dieses Holz liefert Beckmann Waarenkunde B. II, St. I. S. 112 fg. Es ist höchst wahrscheinlich von dem gelben Sandelholze, das am besten auf Malabar wächst, nicht von dem rothen, zu verstehen.

**) *Ramajan* I, p. 636.

sche Räuchwerke werden in dem Periplus erwähnt, deren uralten Gebrauch man auch schwerlich bezweifeln wird, da sie im Lande wachsen.

Es ist hier nicht der Ort, die Gegenstände des Handels alle ängstlich aufzuzählen, welche schon in der ältesten Indischen Geschichte vorkommen. Sklavinnen zur Bevölkerung des Harems *); Farbewaaren wie Lakka **) und Indigo ***); neben den edlen auch unedle Metalle, vor allen der berühmte Indische Stahl †); und manche andere Waaren werden erwähnt. Aber auch die bisher angeführten werden schon hinreichen, eine Ansicht von dem Umfange des uralten Indischen Handels in Rücksicht seiner vornehmsten Gegenstände zu geben.

Die Natur des Landes brachte es aber auch mit sich, daß der Indische Binnenhandel sich von dem des übrigen Asiens in Rücksicht der Art und Weise wie er geführt wurde, unterscheiden mußte. Er konnte, und braucht auch, hier nicht so wie in den großen Ländern des innern Asiens, durch Caravanen geführt zu werden. Zwar blieben sie auch hier nicht ganz ungewöhnlich. Die

*) *Ramajan* I., p. 606. König Junuka fügt hier zu seinen andern Geschenken tausend Sklavinnen mit goldenen Halsbändern.

**) *Ctesias* Ind. cap. 21.

***) Das Indische Schwarz (*μέλας Ινδικὸν* in dem Periplus p. 22.), so wie Cinnober p. 18. Noch jetzt bildet der Indigo, (dort Nil genannt) den Hauptzweig des Handels von Indostan nach Buchara.

†) *Ctes.* Ind. 4.

schöne Erzählung im Nalus, wo die fliehende Damajanta sich einer Handelskaravane anschließt, giebt ein Beispiel davon *). Aber die lasttragenden Thiere sind hier gezähmte Elephanten; die deshalb in der Nacht von ihren wilden Brüdern überfallen und zerstreut werden; und außerdem scheint diese Karavane nicht sowohl Privatleuten, als dem Könige gehört zu haben **). Der größere Theil Landes, die ganze Halbinsel, mit Gebirgen angefüllt, verstattet wenig oder gar nicht den Gebrauch des Kameels ***). Die mäßigen Entfernungen, und die verbreitete Civilisation, geben auch den einzelnen Reisenden Sicherheit. Die Fahrt auf den Flüssen, und die Küstenschifffahrt, erleichterten ungemein den Transport der Waaren. Der Ganges und seine Nebenflüsse sind die großen Straßen des Handels in dem nördlichen Indien; auch die Schifffahrt auf den Flüssen der Halbinsel wird erwähnt †); und Kunststraßen, wie wir sie nachmals zwischen dem Ganges und Indus finden ††), waren vermuthlich schon früher vorhanden. Die großen Heerstraßen werden im Ramajan nicht nur öfter erwähnt †††), sondern es kommt auch eine eigene Klasse

*) Nalus ed. *Bopp* p. 88 etc. S. ben S. 176.

**) Sie heißt die Caravane des Königs Chandir; Nalus p. 91.

***) Der Periplus p. 29. bemerkt ausdrücklich, daß die Waaren aus den innern Handelsplätzen auf Karren (ἁμάξαις) nach den Küstenstädten geschafft wurden.

†) Peripl. p. 31. Flußzölle bei *Menu* VIII, 406.

††) *Strab.* p. 1010.

†††) Peripl. p. 34.

von Leuten vor, welche mit ihrer in Stand-Setzung beauftragt waren *). Der Verkehr zwischen der östlichen und westlichen Küste ward aber nach Arrians Nachrichten durch im Lande selbst gezimmerte Schiffe geführt **); und daß dieses schon viele Jahrhunderte vor seinen Zeiten eben so gewesen seyn muß, wird Niemand bezweifeln, sobald er sich des hohen Alters der Perlenfischerei in der Straße von Ceylon, und der dazu erforderlichen Anstalten, erinnert. Erscheinungen, wie der Karavanenhandel sie in den andern Ländern des Orients darbietet, würden also Indien wohl fremd geblieben seyn; hätten nicht die Schaaren der Wallfahrtenden und Büßenden dafür gewissermaßen überflüssigen Ersatz gegeben. Nicht einzeln, sondern in zahlreichen, ja zahllosen, Haufen strömen sie nach den heiligen Plätzen, wo wohl Hundert-

*) High roads; wie z. B. III, 228.

**) Die Hauptstelle ist im Ramajan III, 226. Bei den Anstalten, als Bhuruta seine Reise antreten wollte. "Leute wurden aufgeboten, welche die verschiedenen Theile der Straßen kannten; geschickte Zimmerleute, Gräber, Mechaniker, gemiethete Tagelöhner mit Karren, Holzhauer u. s. w." Ob man hier an förmliche Kunststraßen denken muß, wird zwar nicht gesagt; diese giebt es auch noch jetzt in Indien nicht; wohl aber gebahnte oder geebnete Heerstraßen. Gleichwohl p. 231. "Brücken werden gebaut; Felsen durchbrochen; Kanäle und Brunnen angelegt; die Straßen mit Blumen und Bäumen bepflanzt. So ausgeschmückt gleichen sie der Straße der Götter." Meilenzeiger, sonst dem Orient nicht fremd, werden nicht erwähnt.

tausende zusammen kommen, wie in Benares, Jagernaut u. a.; und die Bedürfnisse einer so großen Menschenmenge erzeugen von selbst einen Handel, der mit der Andacht sich vereinigt *); und Märkte und Messen zur natürlichen Folge hat. So konnten also jene Tschultris, deren Anlage die Religion auch hier zur Pflicht machte, und in denen die Baukunst nicht selten sich in ihrem Glanze zeigte, wenn auch nicht die gleiche, doch

*) Als Beispiel führe ich nur die Erzählung des Capt. Hardwike As. Res. VI, p. 312. von der Wallfahrt und Messe zu Hurdwar am Ganges, 30° N. B. an. "Diese Messe, heißt es, ist eine jährliche Versammlung der Hindus, um an der heiligen Stelle im Ganges zu baden. Die versammelte Menge konnte mäßig auf 21/2 Million angeschlagen werden; nach dem Verzeichniß ihrer bezahlten Abgaben. Sind gleich religiöse Gebräuche ihr erster Zweck; so bedient man sich doch auch dieser Gelegenheit Geschäfte zu machen; und treibt einen sehr ausgebreiteten Handel. Bei diesem Zusammenfluß der Völker war es höchst interessant die Gestalten, Kleidungen, Sitten der Bewohner so vieler Länder, wie von Kabul, Kaschmir, Lahore, Tibet, Siringagur, und den Ebenen von Hindostan zu sehen. Aus einigen dieser entfernten Gegenden unternehmen ganze Familien, Männer, Weiber, und Kinder die Reise; einige zu Fuß; andere zu Pferde; noch andere, besonders Weiber und Kinder, in großen Karren, mit Matten überspannt, die ihnen während der Messe zugleich als Wohnungen dienen." Und doch ist Hurdwar keiner der heiligen Plätze vom ersten Range! — Märkte und Messen werden ausdrücklich erwähnt im Ramajan III, 482.

eine ähnliche, Bestimmung haben, als die Karävanfereien in den Ländern des Orients.

War aber gleich der Handel nicht so wie anderwärts in Indien Karavanenhandel, so bedurfte er doch gewisser Plätze, die Mittelpunkte und Stapelplätze desselben waren. Sie fanden sich zum Theil im Innern; zum Theil aber auch an der Küste; und sind von dem Verfasser des Periplus angegeben. Er nennt drei dieser Plätze; im Norden der Halbinsel Ozene; und im Innern derselben die beiden Plätze Tagara und Pluthana. Der erste derselben, Ozene, ist, wie schon oben gezeigt, die jetzige Hauptstadt des Scindiah, eines der mächtigsten Marattenfürsten, Ougein; das aber schon von Arrian als eine alte Hauptstadt, die vormals Residenz gewesen, geschildert wird *). Ozene war erst-

*) Peripl. p. 27. 28. Das jetzige Ougein steht Eine Englische Meile von dem alten. Dieß letztere ist, wahrscheinlich durch ein Erdbeben, verschüttet; wie die Sage will, in dem Zeitalter des Vicramaditya. In der Tiefe von 15 bis 18 Fuß findet man ganze Mauern von Backsteinen, von außerordentlicher Größe; Pfeiler; mancherlei Geräthschaften, und Münzen. Sogar ein Vorrath von Weizen ward gefunden. Neben diesen Ruinen ist der Grottenpallast, den der Mythus dem Rajah Bhirtuny, Bruder des Vicramaditya, beilegt. Er enthält Höfe, Gallerien und Gemächer, deren Wände mit Reliefs verziert sind; es ist aber unmöglich, das ganze Labyrinth zu untersuchen, weil Vieles verschüttet ist. S. die Beschreibung desselben von Will. Hunter in As. Res. VI, p. 36. Gewiß also ist Ougein eine der ältesten Städte Indiens; auch ist sie noch ein hei-

lich der Stapelplatz für den innern Handel, indem die umliegende Landschaft ihre Bedürfnisse von dorther zog; ferner aber auch für den auswärtigen Handel, indem von dort die inländischen Erzeugnisse, Onyxe, Musseline, grobe und feine Kattune, nach dem Hafen Barygaza zur Ausfuhr gebracht wurden; wahrscheinlich auch noch Produkte entfernterer nördlicher Gegenden, worauf ich unten zurückkommen werde. Ozene gehörte von jeher zu den heiligen Städten; und zwar vom ersten Range; das Land, zwei Koß im Umkreise, wird für heilig gehalten *). Es ist daher ein Ziel der Wallfahrten. Jährlich, zu einer bestimmten Zeit, versammelt sich hier eine große Menschenmenge. So erklärt sich also leicht, wie es, als Residenz, und als heiliger Ort, ein Hauptplatz des inländischen Handels werden konnte.

In dem Innern von Dekan werden die beiden Plätze Tagara und Pluthana erwähnt; sie werden ausdrücklich die beiden wichtigsten Handelsplätze von Dekan genannt **). Tagara ist, wie wir schon oben bemerkten, das alte Deoghur, der Götterhügel, berühmt durch seine uralten Pagoden; und durch das, gleich daneben liegende, noch berühmtere Ellore ***). Also auch hier haben wir wieder einen Beweis, daß der

liger Platz; und Alles führt darauf, daß es ursprünglich eine ganz gleiche Anlage wie die von Ellore, Elephante u. s. w. war.

*) Ayeen Acberi II, p. 546.

**) Peripl. p. 29.

***) S. oben S. 37.

Binnenhandel von Indien an eins der berühmtesten Heiligthümer, seit Jahrtausenden das Ziel der Wallfahrten, geknüpft war. Tagara heißt noch in dem Periplus eine der größten Städte; woraus wir auf die lange Periode ihres Glanzes zurückschließen können. Grobe und feine baumwollene Zeuge, Musseline verschiedener Art, und auch andere einheimische Erzeugnisse, wurden von dort auf sehr beschwerlichen Wegen nach dem Hafen Barygaza zur weitern Ausfuhr gebracht.

Ungewiß dagegen ist die Lage von Pluthana. Nach der jetzigen Lesart des Periplus müßte man es zwanzig Tagereisen südlich von Barygaza suchen; Tagara aber soll zehn Tagereisen von Pluthana östlich liegen. Man könnte am ersten auf den Ort Patual rathen; der gegen 30 Meilen westlich, also zehn Tagereisen, wie man sie mit beladenen Karren (nach dem Ausdruck des Periplus,) in beschwerlichen Bergwegen machen kann, von Tagara entfernt ist; allein die Entfernung von Patual nach Ougein beträgt nicht zwanzig, sondern wenigstens dreißig Tagereisen. Anerkanntermaßen aber ist die Stelle des Periplus lückenhaft; man muß also bei Vermuthungen stehen bleiben. Auf jeden Fall lag dieß Pluthana mitten in den Ghautgebirgen; denn es war der Marktplatz für die Onyxe, die von da, auf gleich beschwerlichen Wegen, nach Barygaza gebracht wurden *).

Der lebhafteste Verkehr im Innern fand indeß, wie man nach dem Obigen nicht bezweifeln wird, in den nördlichen Theilen, den Ganges-Ländern, statt. Hier

*) Peripl. l. c.

lief die königliche Heerstraße von Taxila am Indus durch Lahore nach Palibotra am Ganges, deren zuerst, so viel wir wissen, Megasthenes erwähnt, die, nach Schoenis gemessen, 10000 Stadien betrug *). Allerdings läßt sich zweifeln, ob sie älter war als Alexander, da Arrian ihrer nicht ausdrücklich erwähnt; und die Ausmessung nach Schoenis nicht Indisch sondern Persisch ist. Aber die Leichtigkeit, mit der Alexander vorrücken konnte, und der so häufige Gebrauch der Wagen bei den Indern, zeigen deutlich, daß es in diesen Gegenden an gebahnten Straßen nicht fehlen konnte. Schon in dem Ramajan wird ausführlich die Reiseroute beschrieben, die von Ujadhya über den Ganges bei Hastinapur und den Jumna durch Lahore nach der Stadt Giniberaja im Innern des Panjab ging; auf welcher Rama nach dem Tode seines Vaters nach Ujadhya abgeholt ward **).

Das Bisherige wird wenigstens einiges Licht auf den innern Handel von Indien werfen. Vielleicht wird sich dieser noch etwas weiter aufklären, wenn wir damit die Untersuchung über den auswärtigen Handel,

*) *Strabo* p. 1010. Daß 10000 statt 20000 Stadien zu lesen sey, hat Casaubonus gezeigt. Es ist dieß dieselbe Straße, von der *Plinius* H. N. VI, 21. spricht; und die *Wilford* As. Res. IX, p. 48 etc. nebst einigen andern zu erläutern versucht hat; bei denen aber auch nur die Frage entsteht, da wir sie erst aus spätern Schriftstellern kennen, ob ihr Alter in die Zeiten hinaufreicht, von denen wir handeln.

**) Ramajan III, 105 etc.

jedoch nach den obigen Beschränkungen, verbinden, wie er schon in den Zeiten vor den Ptolemäern statt gefunden hat. Ich werde dabei nach denselben kritischen Grundsätzen verfahren, indem ich spätere Nachrichten, namentlich die, welche der Periplus des Arrian's enthält, nur in so weit nutze, als sie entweder an und für sich selbst sich schon auf frühere Zeiten beziehen; oder in Verbindung mit früheren Nachrichten auf diese ein Licht werfen. Immer aber bitte ich die Leser, die Bemerkung sich gegenwärtig zu erhalten, welche gewiß schon die bisherigen Untersuchungen bestätigt haben, und die nachfolgenden noch mehr bestätigen werden, daß der eigene innere Handel des Orients wenigen Veränderungen, meist nur mäßigen Abbiegungen der Straßen, unterworfen gewesen ist; die großen Veränderungen desselben aber meist sich nur auf die veränderten Handelswege nach dem Occident bezogen.

Die Natur des Landes und seiner Produkte, und der Charakter der Nation, trugen beide dazu bei, daß der Handel der Inder mehr passiv als aktiv war. Die Erzeugnisse Indiens waren stets die gesuchtesten der westlichen Welt; sie brauchten sie also nicht selber Andern zuzuführen; sie konnten warten daß diese kamen und sie holten. Der Charakter der Nation ist ohne jene kühne Thätigkeit, welche die außerordentlichen Unternehmungen sucht. Sie lieben das Abentheuerliche in ihren Mährchen; sie selbst ziehen Ruhe mit der stillen Thätigkeit, wie sie der Pflug oder der Weberstuhl erfordert, den gewagten Unternehmungen vor. Ihr Indien, ihr Jambu-Div, ist ihnen die Welt. Im Norden trennte sie ein

schwer zu übersteigender Gebirgwall von dem übrigen Asien; die andern Seiten ihres Landes umgab das Meer; und wenn nicht Gesetze, (Menu's Gesetzbuch enthält nichts darüber;) doch Sitte oder Herkommen schlossen sie vom Meer aus; wir wissen nicht, daß die Inder je Seefahrer waren.

Diese Bemerkung indeß ist nur von der Nation im Ganzen zu verstehen. Sie schließt keineswegs aus, daß Einzelne als Kaufleute übers Meer gingen, sich in fremden Ländern niederließen, und durch Handel, sich bereicherten. Die Kaufleute, die zur See handeln, und dem Könige Geschenke bringen, werden im Ramajan ausdrücklich erwähnt *). Kein Gesetz hat dieses je verboten; vielmehr kommen bei Menu Verordnungen vor, die dieß stillschweigend erlauben; indem im Handel alle Contrakte, die sich auf die zu laufende Gefahr bei See- und Landreisen beziehen, ausdrücklich für gesetzmäßig erklärt werden **). Auch erklärt die Religion nicht, wie die der Aegypter, das Meer für unrein. Es hat seinen eigenen Beherrscher; und nach einem physischen Mythus entstand das Meer — der Golf von Bengalen — durch die Ergießungen des heiligen Stroms, des Ganges ***). Jeder weiß, daß Indische Kaufleute, Banianen genannt, über das Meer gehen, und in fremden Städten sich niederlassen. "Der Handel des glücklichen Arabiens", sagt ein neuerer Schrift-

*) Ramajan III, p. 237.

**) *Menu* VIII, 157.

***) Ramajan I, p. 400.

steller *), "ist ganz in den Händen der Banianen von Guzurate, die vom Vater auf den Sohn sich im Lande niedergelassen haben. Die Regierung beschützt diese Art Weltbürger; und legt ihnen eine, ihren vermutheten Reichthümern angemessene, Abgabe auf." Höchst wahrscheinlich ist es schon seit uralten Zeiten nicht anders gewesen. "Ein Schiff", heißt es im Hitopadesa **), "braucht man, um über den Ocean zu reisen." "Zwölf Jahre", wird an einer andern Stelle erzählt ***), "war ein Kaufmann auf Reisen gewesen, und kam mit einer Ladung Edelsteine zurück." Das deutlichste Beispeil giebt in der Sacontalà der Bericht von dem Kaufmann Danavriddi, dessen unermeßliches Vermögen dem Könige anheim fiel, weil er kinderlos auf einer Seereise umgekommen war †). Will man außer diesem *noch einen* historischen Beweis, so giebt ihn der Periplus; der neben den Arabischen und Griechischen auch der Indischen Kaufleute, der Banianen, erwähnt, welche sich des Handels wegen an der N. Seite der Insel Socotora niedergelassen hatten ††).

Das Bisherige wird hoffentlich einiges Licht über die Art und Weise verbreiten, wie die Inder an dem auswärtigen Handel Theil nahmen. Wurden gleich von

*) Aus den Nachrichten des Hrn. Cloupet in Allgem. Geogr. Ephem. 1810. Nov. S. 235.

**) Works of *Jones* VI, p. 94.

***) Ib. p. 80.

†) Ib. p. 292.

††) Peripl. p. 17. Sie heißt die Insel des Dioscorides.

ihnen weder die Karavanen gebildet, noch die Schiffe bemannt, so schloß dieses doch keineswegs die Theilnahme Vieler, und die Reisen Einzelner, aus. Es ist jetzt Zeit, diesen auswärtigen Handel nach seinen einzelnen Richtungen zu verfolgen. Er ging aber nach drei Weltgegenden: nach Norden, Osten, und Westen. Von jedem muß einzeln geredet werden.

Der Handel nach Norden bezieht sich auf die Verbindung mit China *). Daß trotz aller Hindernisse, welche die Natur durch unersteiglich scheinende Gebirge und durch Wüsten in den Weg gelegt hatte, dennoch von uralten Zeiten ein Verkehr zwischen diesen Ländern statt gefunden habe, scheint keinem Zweifel ausgesetzt; weil wir Chinesische Waaren in Indien treffen. Der Ramajan erwähnt, wie oben bemerkt ist **), der seidenen Zeuge und Gewänder, als einer Tracht in den Harems der Großen. Ob die reichen Hochzeitkleider in der Sacontalà nach diesem gleichfalls für seidene gehalten werden müssen ***), überlasse ich dem Ermessen der Leser. Aber in dem Periplus werden sowohl seidene Zeuge, als auch gesponnene Seide, als von außen eingeführte Handelsgegenstände genannt †). Daß aber die Seide ein eigenthümliches Product von China

*) Daß der Name China Indisch sey, und aus Indien zu uns kam, hat *Vincent* II, p. 574. 575. bereits bewiesen.

**) S. oben S. 328.

***) Works of *Jones* VI, p. 257.

†) Peripl. p. 36.

und dem westlich daran stoßenden Tongut, oder den Ländern sey, welche das Alterthum unter dem nicht immer genau bestimmten Namen Serika begriff, ist eine so allgemein bekannte Sache, daß sie nicht erst eines Beweises bedarf. Es frägt sich also nur, auf welchem Wege dieser Verkehr statt fand, und wie er getrieben wurde?

Ein Verkehr zu Lande hat unleugbar zwischen Indien und China bestanden, und besteht vielleicht noch. Aber die Dunkelheit, welche über diesen Gegenstand ruht, ist nicht ganz aufzuhellen, da fast kein Europäer diese Reise gemacht hat. Ich setze daher zuerst das Zeugniß des Periplus her, welches die Sache an und für sich außer allem Zweifel setzt. An der Ostküste der Halbinsel erwähnt er zuerst der Gegend von Masalia, die sich einen großen Theil der Küste herzieht; und *wo viele* baumwollene Zeuge verfertigt werden *). Daß dieß Masulipatan sey, lehrt Lage, Name und Erzeugniß unwidersprechlich **). Weiter führt er uns zu den Mündungen des Ganges, wo sich ein Handelsplatz desselben Namens findet, wo Betel, Perlen, und die feinsten Musseline verkauft werden. Weiterhin folgt die Insel (oder Halbinsel) Chryse, das östlichste der Länder; (die jenseitige Halbinsel mit Ava, Pegu, Malakka). Nördlich von dieser, längs dem Ocean, liegt ein Land, in welchem sich im Innern die große Stadt Thina findet ***).

*) Peripl. p. 35.

**) Man sehe darüber *Vincent* II., p. 523.

***) Peripl. p. 36. Πόλις μεσόγειος μεγίστη, λεγομένη Θῖνα, ἀφ' ἧς τό τε ἔριον, καὶ τὸ ὀθόνιον τὸ Ση-

"Von daher wird die rohe Seide, die gesponnene Seide, und das Seidenzeug zu Lande durch Baktrien nach Barygaza gebracht. Außerdem aber nach Limyrika, den Ganges herunter." Aus diesen letzten Worten ist klar, daß die Seide auf zwei Wegen, dem ersten westlichen, ganz zu Lande über Baktrien, dem andern östlichen, den Ganges herunter nach Indien kam. Die Stadt Thina, mag sie nun Peking *) oder eine andere der großen Städte des westlichen China's seyn, war auf jeden Fall in diesem Lande der große Stapelplatz des Seidenhandels. Es frägt sich nun erstlich, durch wen? und ferner, auf welcher Straße jener Landhandel geführt ward?

Die erste Frage, durch wen? beantwortet sich auf eine wahrhaft überraschende Weise durch jenes Zeugniß des Ctesias, das ich als die älteste Spur einer Verbindung der westlichen Welt mit China schon bei einer andern Gelegenheit angeführt habe **). "Die

ρικὸν εἰς τὴν Βαρύγαζαν διὰ Βακτρῶν πεζῇ Φέρεται· καὶ εἰς τὴν Λιμυρικὴν πάλιν διὰ τοῦ Γάγγου ποταμοῦ. Daß das Thina des Periplus im Norden, d. i. in Serica oder China, gesucht werden muß, geht aus den Worten desselben ganz klar hervor. Ptolemaeus und andere Schriftsteller setzen ihr Thinae nach Malacca, bey dem jetzigen Tenasserim. Man sehe über diese Angabe, und die Ursache derselben, Mannert V., S. 234. 275.

*) Wenn man sie nämlich für einerlei mit der Serum metropolis bei Ptolemaeus hält. Andere halten dafür Sotschuen.

**) S. Th. II. S. 219.

Inder", sagt er *), "welche die Nachbaren der Baktrier sind, ziehen in die goldreiche Wüste bewaffnet in Schaaren von tausend oder zweitausend Mann. Sie kommen aber, wie man sagt, von diesen Zügen erst im dritten oder vierten Jahr nach Hause zurück." Daß jene Wüste die Wüste Cobi, die Inder aber die nördlichsten Inder, oder die Anwohner des Paropamisus seyen, ist bereits oben gezeigt. Jene Reisen durch die Wüste aber, in so zahlreichen Karavanen gemacht, und in einem so langen Zeitraum, wohin konnten sie anders gerichtet seyn, wohin konnten sie anders führen als nach China? Freilich erwähnt der Schriftsteller, der nur von dem Golde gehört hatte, zu dessen Aufsuchung die Reise unternommen werden sollte, der Seide nicht, die er wahrscheinlich nicht kannte. Aber daß das Gold auch durch die Seide zu gewinnen war, und daß man das Haupterzeugniß von China nicht wird unbenutzt gelassen haben, bedarf wohl keines Beweises. So waren es also diese Nordinder, d. i. die Bewohner von Kabul und Badagschan, welche die Erzeugnisse China's in zahlreichen Karavanen abholten, entweder um sie selber weiter zu verführen, oder durch ihre Nachbarn, die Baktrier, weiter verführen zu lassen; in deren Lande sich höchst wahrscheinlich der erste große Platz des Zwischenhandels, sowohl für Medien

*) Ap. *Aelian.* Hist. An. IV., 27. Man vermißt diese Stelle in den Sammlungen der Bruchstücke des Ctesias, weil sie erst am Ende des Capitels steht. Daß die Notiz aber noch aus Ctesias geschöpft sey, lehrt der Zusammenhang mit dem vorhergehenden klar.

als das eigentliche Indien, fand. Auf jeden Fall gingen sie durch Baktrien nach Indien *); und nach Barygaza. Ob ganz zu Lande, oder den Indus herunter? bleibt zwar der Vermuthung überlassen; aber daß auf dem Indus und seinen Nebenflüssen schon vor Alexanders Zeiten eine lebhafte Schifffahrt muß statt gefunden haben, erhellt deutlich aus Alexanders Indischer Expedition. Er konnte in so kurzer Zeit eine so zahlreiche Flotte hier zusammenbringen, daß er den größten Theil seiner Armee darauf einschiffen, und so über Pattala, dem Hafen und Handelsplatz in dem Delta des Indus, bis zu seinen Mündungen gelangen konnte.

Die zweite Frage: auf welchem Wege der Handel geführt ward, läßt sich beantworten, in so fern man die etwas spätern Nachrichten darüber, wozu uns hier die Natur der Dinge berechtigt, auch auf die früheren Zeiten anwendet. Diese Nachrichten finden sich bei Ptolemäus **); indem er die Entfernungen vom Euphrat bis nach Serika, nach den Angaben des Marinus, berechnet. Er nennt als Hauptstation des Handels den steinernen Thurm, der unter gleicher Parallele (42° N. B.) mit Byzanz, und der Hauptstadt der Seres liegend, von dieser um sieben Monate entfernt sey.

*) Nach den neuesten Nachrichten der Russen ist Buchara gegenwärtig der Hauptplatz, wo sich die Karavanen bilden, die nicht blos nach Indien, Persien und dem Russischen Asien, sondern auch nach China ziehn. Was jetzt Buchara ist, war einstens Bactra.

**) *Ptol.* I., c. 11. 12.

Man gelange zu diesem steinernen Thurm durch einen Paß, wo die von Süden herkommende Kette des Imaus sich mit der nach Norden ziehenden vereinigt; d. i. wo an der W. Grenze der kleinen Bucharei sich die große Kette des Taurus in die beiden Arme spaltet, welche die weite Ebene der Wüste Kobi begrenzen.

Erst vor Kurzem ist über jene Angabe des Ptolemäus ein neues Licht verbreitet, und selbst erwiesen worden, daß jenes, für die Geschichte des Handels so wichtige, Denkmahl noch vorhanden sey. Wir verdanken diese Nachricht Hrn. Wilford, der sie aus dem Munde eines Russen erhielt, Namens Czernischew; der im Jahre 1780 als Sklave eines Usbek-Kaufmanns die Reise von Bochara über Kaschgar und Jerken nach Kaschmir hatte mitmachen müssen; und darauf nach erhaltener Freiheit in Bengalen ankam. "Jene Bergkette", sagt Wilford nach seiner Aussage *), "hat gegen Indien und China eine gewaltige Höhe; ist aber am leichtesten von der N. W. Seite zu ersteigen, bei dem steinernen Thurm und der Station der Kaufleute, die nach China handeln. Der steinerne Thurm ist noch vorhanden, unter dem Namen Chasotun, oder die vierzig Säulen **); und ist in allen jenen Ländern berühmt. Noch jetzt ist dieser Platz der Sammelplatz der Kaufleute; sie nennen ihn Takt Soleiman, oder den Thron des Salomo.

*) In As. Res. VIII, p. 323.

**) Wie bei den Persern der Pallast von Persepolis Tschil-Minar heißt. — Ist es das Heiligthum der Sonne in der Wüste, bei Ctesias? Ind. c. 8. s. oben Bd. I., S. 102.

Dieser steinerne Thurm steht zur Linken, oder nördlich der Straße, auf dem hervorspringenden Ende einer schmalen Bergkette, die scharf mitten in der Ebene endet *). Dieß Ende, aus einem derben Felsen bestehend, ist in eine regelmäßige Form gehauen, mit zwei Reihen jede von zwanzig Säulen. Die vordere Seite ist in einem sehr verfallenen Zustande; die obere Reihe der Säulen steht noch, die untere mit ihrem Gebälk ist zerstört. Es ist ein bewundernswürdiges Werk, und wird von den Eingebornen übermenschlichen Wesen zugeschrieben." Die neuesten mir mitgetheilten Russischen Nachrichten aus Buchara bestätigen diese Angaben. Buchara ist jetzt, wie vormals Baktra, der Stapelplatz auch des Indisch-Chinesischen Handels. Es halten sich über 300 Banianen in Buchara auf; auch läuft noch jetzt die Straße von da nach Indien über Baktra, das zwölf Tagereisen entfernt ist. Der Weg von Buchara nach China geht über Sarmakand, Cokan, nach Takt Soleiman, oder den steinernen Thurm, nebst der benachbarten Stadt Osch, wo man ins Gebirge kommt.

Dieser sogenannte Thurm war also ein sehr ansehnliches Gebäude; wahrscheinlich eine große Karavanserei, mit einem daneben stehenden Heiligthum. Noch jetzt ist er, nach Russischen Nachrichten, das Ziel zahlreicher Wallfahrten. Man findet dort den Wunderstein **), der die Kankheiten heilen soll. Man bedurfte bei dem Eingange in die Wüste eines solchen Denkmahls; und leicht

*) Unter 41° N. B., 96 1/2° d. L.

**) Vielleicht der Stein Yusche? s. B. I., S. 103.

mochte auch schon hier ein nicht unbedeutender Marktplatz seyn. Die Straße aber, wie die Zeit, welche die Indischen Kaufleute auf der Reise nach China gebrauchten, werden jetzt deutlich *). Wenn wir Kabul, oder auch Baktra, als den Ort der Abreise annehmen, so ging der Zug erst N. O. bis gegen 41° N. B. Hier erstieg man das Gebirge, und langte durch den Paß Hoschàn bei dem steinernen Thurm an. Der Weg ging von da auf Kaschgar, jenseit des Gebirges am Rande der Wüste Kobi; von da durch die Wüste, vermuthlich über Kotan und Aksu; (alte Städte, deren Namen man in dem Casia und Auxazia des Ptolemäus wiederfindet:) dann ferner durch die Coschotei nach Sedschu an der Grenze von China; und, wofern unter der Metropolis von Serika, wie nach der Angabe des Ptolemäus man es glauben muß, Peking zu verstehen ist **), bis zu dieser, allerdings sehr alten, Stadt. Dieser ganze Weg beträgt über 500 Meilen; und wenn die Hinreise, der

**) Czernischew gieng von Kogend nach Kaschgar, und gab folgende Stationen an: Von Kogend nach Cucan 2 Tagereisen; nach Machalan 1; nach Gherabà und Chasotun 1; dem Paß Hoschan 1; den Bleiminen 10; nach Girrel und dem Eingange in die Ebene 2; nach Caschgar 1 Tagereise. Auf der, nach einer Russischen Handzeichnung entworfenen, Charte von dem Lande der Kirgisen; Weimar 1804. findet man die Orte: Cucan (Kotschan;) Machalan (Murgalan;) den Paß Hoschan (Adjan) und Caschgar angeführt nach den angegebenen Entfernungen.

*) Die von Ptolemaeus angegebene Breite ist beinahe ganz richtig.

dortige Aufenthalt, und die Rückreise nicht weniger als drei Jahre erforderten, wird man dieß nicht übertrieben finden *).

Aber der Periplus kennt noch einen zweiten Weg, auf welchem, den Ganges herunter, die Seide zu dessen Mündung, und von da nach Limyrika gebracht ward **). Diese Straße ist zwar die kürzere, aber auch die beschwerlichere. Sie kann keine andere seyn als durch die hohen Gebirge von Tibet, in deren Innerm der Ganges entspringt. Wie große Hindernisse indeß hier auch die Natur in den Weg gelegt hat, so ist es doch gewiß, daß Religion und Gewinnsucht sie überwinden; und auch schon seit lange überwunden haben. Indem die Lamaische Religion ihren Bekennern Wallfahrten zu ihrem Oberpriester vorschreibt, der in dem Innern von Tibet seinen Sitz hat, reizt sie zu der Reise dahin; auch besitzen wir eine Reiseroute des Dalai Lama selbst, von seiner Residenz bis nach Peking, wohin der Kaiser Kien-Long ihn eingeladen hatte; wo er aber an den Blattern seinen Tod fand ***). Aber mit diesen Namen sonst

*) Von neuern Reisenden hat der schon oben B. I., S. 123. erwähnte Missionar Goez die Reise gemacht. Sein Weg gieng von Cabul über Samarkand, Caschgar, Jerken, wo die Karavane von Cabul ihre Waaren mit einer andern aus China austauschte, nach Peking. *Purchase* Pilgrimages III., p. 312.

**) Peripl. l. c.

***) Die Reise ward gemacht im Jahr 1780. Die urkundlichen Nachrichten davon stehen hinter *Turner* Account of an Ambassy to Tibet, p. 443. 457. Die Hauptstationen waren:

set es, daß ein Zweig des Pelzhandels, wovon ich oben bei den Scythen sprach, über Serika nach Indien ging. Und die Gewißheit darüber giebt uns der Eingang des Mahabarat *). Will man bereitetes Leder darunter verstehen, so kann es auch nicht unwahrscheinlich seyn, daß die Bereitung des Saffians, und anderer feiner Lederarten, die noch jetzt, — unentbehrlich zu den pantoffelartigen Fußbekleidungen der Großen beiderlei Geschlechts — in Asien zu Hause sind, es auch schon in jenen frühern Zeiten waren. Für gewiß aber sehe ich es an, daß dieser Handel weit über die Zeit des Periplus hinaufging; und uralt war. In dem Ramajan sind Thierhäute **) unter den Hochzeitgeschenken der Königstochter Sita, neben den Shawls, seidenen Kleidern und Edelsteinen. Sie gehören also offenbar zu den *Kostbarkeiten* und fremden Waaren; mag man nun kostbare Lederarten oder Pelzwerke darunter verstehen wollen.

Aber noch einen dritten Handelszweig beschreibt der Periplus, der eben so merkwürdig als schwierig ist; weshalb ich die ganze Stelle hersetze. "Nach Thina, heißt es ***), ist nicht leicht zu kommen; und wenige kehren von dort zurück. Die Gegend liegt unter dem kleinen Bär; und soll an das Schwarze und Caspische Meer stoßen; wo der See Maeotis in den Ocean mündet. An der Grenze von Thina erscheint jährlich ein Volk, unge-

*) Hier werden die Felle durch pelles villosae übersetzt. *Frank* Chrestom. Sanscrit. I., p. 147.

**) Deer-Skins. *Ramajan* I., p. 605.

***) Peripl. p. 36. 37.

stalt von Körper, mit breiten Gesichtern, und eingedrückten Nasen. Sie nennen sich Sesatae *), und gleichen den Wilden. Sie kommen mit Weib und Kind, und tragen große Lasten in Matten, den Weinreben ähnlich. Dann bleiben sie an einem Orte zwischen ihren und Thinas Grenzen. Hier begehen sie einige Tage lang ein Fest; indem sie auf ihren Matten ruhen; und kehren dann in das Innere ihres Landes zurück. Dann kommen die Bewohner von Thina; lesen ihre Matten auf; ziehen die Halme heraus, den sogenannten Betel **); schlagen die Blätter zusammen, indem sie Kugeln daraus machen; und durchziehen sie mit den Fasern des Halms. Es giebt aber dreierlei Arten, den größern, mittlern, und kleinern. So werden diese drei Arten verfertigt; und von denen, die dieß thun, nach Indien gebracht. Was aber weiter (über Thina) hinausliegt, ist unerforschtes Land, sey es weil die Kälte und der heftige Frost das Reisen erschweren; sey es weil die Götter es so gewollt haben." — Aus dieser Beschreibung gehen folgende Schlüsse klar hervor:

*) Bei Ptolemaeus Besatae.

**) Πέτρος. Den Indischen Namen wird man in dieser griechischen Form nicht verkennen. Der sonst gewöhnliche Name des Betels in dem Periplus ist Malabathrum, μαλάβαθρον; Vincent II., p. 735. so werden aber auch hier die fertigen Kügelchen genannt. Denn die Namen der drei Arten sind: Malabathrum hadrosphaerum; mesosphaerum; und microsphaerum. Es kann also keinem Zweifel unterliegen, daß von der Verfertigung des Betels die Rede sey.

Erstlich: Die Waare wovon die Rede ist, ist durchaus nicht zu verkennen, stände auch der Name selbst nicht da; es ist der Betel d. i. die in das Betel-Blatt gewickelte Areka-Nuß, die bekanntlich zum Kauen gebraucht wird. Sollte auch die Beschreibung der Verfertigung desselben nicht ganz richtig seyn, so treffen doch die Hauptsachen zu. Der Betel ist eine Art Pfeffer-Pflanze; die Frucht wächst auf Reben, deren Blätter um die Areka-Nuß gewickelt werden.

Zweitens: Die Völkerschaft der Sesaten gehört zu dem Stamm der Mogolen. Es ist unmöglich sie treffender zu beschreiben, als hier geschehen ist. Sie sind Nomaden; die des Handels wegen an die Grenze von Serika kommen; das Fest das sie feiern, ist, wie gewöhnlich, zugleich ein Markt. Sie setzen ihre mitgebrachten Waaren an die Serer ab; und diese befördern sie alsdann nach Indien.

Drittens: Jener Markt wird aber in einer nördlichen Gegend gehalten; denn China überhaupt hat schon eine so nördliche Lage, daß es an die, wegen der Kälte nicht zu bereisenden, Länder stößt.

In diesem letzten Punct aber liegt die Schwierigkeit. Der Betel wächst nur in heißen Ländern, im diesseitigen und jenseitigen Indien, auf Malabar und in Arrakan *). Er kann also nicht aus dem fernen Norden nach Indien gebracht werden. Auch der Ausweg den

*) So hatte auch der Vf. schon oben p. 32. ganz richtig bei Nelkynda gesagt: das Malabathrum käme dahin aus den innern Gegenden; nämlich Malabar.

Vincent betritt, indem er ihn aus Arrakan durch Tartaren aus Tibet bringen läßt, führt meines Erachtens nicht zum Ziel *). Der Verfasser dachte sich offenbar jenen Marktplatz im hohen Norden; und die Sesaten als Einwohner von Mittel-Asien, unter gleicher Breite mit dem Schwarzen und Caspischen Meer; und zwar dem nördlichsten Theil des erstern, dem Maeotischen See.

Aber auch das steht nicht zu leugnen, daß der Verfasser von diesen nördlichen Ländern, die er nicht selber sah, sondern nur aus Hörensagen kannte, sehr verworrene Begriffe hatte. Sollten wir ihm also Unrecht thun, und verstoßen wir gegen die Gesetze der Critik, wenn wir annehmen, daß er zwei verschiedene Erzählungen mit einander verwechselt, und in einander verflochten habe; die eine von jenem nördlichen Marktplatz und Verkehr; die

*) *Vincent* II, p. 527. Unter den Tartaren versteht Vincent, Tartars of Lassa, oder Tibet. Aber die Tibetaner haben keineswegs die Mongolische Gesichtsbildung. Wilford As. Res. IX. p. 60. giebt eine andere Erklärung, der zu Folge die Sesaten, die Bisaten, ein wandernder Stamm an der Grenze von Bengalen, seyn sollen, der von Körbeflechten lebt. Aber die Schwierigkeit wird dadurch nicht gehoben; da die Sesaten Arrians nicht in diese, sondern in viel nördlichere, Gegenden gesetzt werden. Ich kann daher meine Vermuthung einer Vermischung oder Verwechselung zweier Erzählungen durch Arrian nicht aufgeben. Der Schlüssel zu dieser Verwechselung scheint mir auch nicht schwer zu finden zu seyn. Er ist sehr wahrscheinlich in der Vertauschung der Namen Thina und Tzina zu suchen, wie China schon bei Cosmas Indopleustes heißt.

andere von dem Betel-Handel, den er mit Unrecht dahin versetzte? Ich nehme mir nicht heraus darüber zu entscheiden; aber daß die Sesatae nach dem Verfasser ein nomadischer Mongolenstamm waren, dieß scheint mir eben so wenig zu bezweifeln, als daß man sie nach seiner Beschreibung in Mittel-Asien, nicht aber im südlichen Tibet, suchen muß. Waren sie vielleicht, wie wir nach Stamm und Wohnsitz vermuthen müssen, ein Zweig von Herodot's Issedonen, die wir als nomadisches Handelsvolk oben *) haben kennen lernen, so klärt sich dadurch jener Handelsverkehr durch Mittelasien zugleich auf; und es wäre nicht mehr zweifelhaft, daß eine Kette von Handelsvölkern von China aus nach Indien nicht weniger als nach dem Schwarzen Meer sich ausdehnte. Daß wir aber berechtigt sind jene Nachrichten des Periplus nicht blos von seiner Zeit zu verstehen, daß sie in viel frühere Zeiten hinaufgehen, dieß wird man nicht bezweifeln können. Der Gebrauch des Betels ist ein alter einheimischer Gebrauch in Indien. Jener nördliche Verkehr Indiens aber überhaupt stand mit dem Alexandrinischen durchaus in gar keiner Verbindung; und konnte also auch nicht erst die Folge davon seyn.

Die zweite Richtung des Indischen Handels ging nach Osten, d. i. nach der jenseitigen Halbinsel, den Ländern Ava, Pegu, und Malakka. Zwar kommen diese Länder nicht unter diesen Namen bei den Indern vor; aber Unga, dessen mächtigen Rajah der Ramajan erwähnt **), soll nach der einstimmigen Erklärung der

*) S. Th. II. 313.

**) Ramajan I, p. 159.

Pandits Ava seyn *); und Yamala wird durch Malakka erklärt **). Der Verkehr mit diesen Ländern konnte nur Seehandel seyn; aber es bedurfte dazu nur der leichten Schifffahrt über den Golf von Bengalen. Daß diese zur Zeit des Periplus statt fand, geht aus demselben klar hervor, da an der Küste Koromandel selbst der Platz angegeben wird, von dem aus man hinüber nach Chryse schiffte ***). Dieser Name, der bei Ptolemäus unstreitig Malakka bezeichnet †), scheint in dem Periplus überhaupt die jenseitige Halbinsel zu umfassen. Wie weit indeß jene Verbindung schon über die Zeiten des Periplus hinausging, läßt sich nicht mit Gewißheit bestimmen. Keine Waaren werden erwähnt, welche mit Sicherheit dahin deuteten; wenn man nicht das Gold dazu rechnen will, von dessen Menge die Halbinsel bei den Griechen den Namen Chryse erhielt; ein Beweis, daß es ein Gegenstand der Ausfuhr war. Wahrscheinlich ist aber das höhere Alter dieser Verbindung allerdings auch noch aus andern Gründen. Denn erstlich: in Indien selber wurden die Schiffe gebaut, mit denen man sowohl die Küste von Koromandel befuhr, als auch nach dem Ganges, und nach der jenseitigen Halbinsel hinüber ging. Sie wurden nach ihrer Größe mit verschiedenen Namen belegt ††). Dieß beweiset, daß es ein alter ein-

*) Ramajan I, p. 119. et ib. Not.

**) *Wilford* in As. Res. VIII, p. 302.

***) Peripl. p. 34.

†) Man sehe Mannert V, S. 242 fg.

††) Peripl. l. c. Die kleinere Art, deren Kiel nur aus Ei-

heimischer Handel war; den nicht erst etwa der Verkehr mit den Griechen erzeugte. Dann aber sprechen dafür die Handelshäfen und Handelsplätze, welche die Küste Koromandel von uralten Zeiten her besaß. Masulipatam mit seinen Webereien, so wie den Handelsplatz Ganges, oberhalb der Mündung dieses Stroms, haben wir bereits aus dem Periplus kennen lernen; und wenn diese, wiewohl Niemand es bezweifeln wird, schon um vieles älter waren, sollten es nicht auch die dortige Schifffahrt, und der dortige Verkehr gewesen seyn? Die Küste Koromandel, besonders die südliche Hälfte, ist bei Ptolemäus mit einer ganzen Reihe von Emporien besetzt. Und so fällt hier auch vielleicht ein Lichtstrahl auf die oben beschriebenen Ruinen der Wunderstadt Mavalipuram *). Sie heißt noch im Zeitalter des Ptolemäus, — wenn wir sein Maliarva, der Lage gemäß, dafür annehmen wollen, — eine Handelsstadt; und

nem Balken bestand, (μονόξυλα) womit man längst der Küste von Koromandel schiffte, hießen Sangara; die größere, womit man nach Malakka ging, Colandiophonta. Der letzte Name scheint zusammengesetzt. Sollten sie Malaiischen Ursprungs seyn? Dann wäre zugleich damit dargethan, was ich kaum bezweifele, daß jene Schifffahrt durch die Malaien getrieben ward. In Marsden's Malaiischem Wörterbuch habe ich zwar nicht diese (was kaum zu erwarten steht, da es Benennungen aus der Schiffersprache sind;) aber wohl ähnliche Wörter gefunden, die meine Vermuthung bestätigen können.

*) S. oben S. 53.

die Größe und Pracht ihrer Anlagen bestätigt dieß. In welchem Sinn sie aber Handelsstadt, und große Handelsstadt, seyn konnte, deutet ihre Lage an. War sie einst, in unbekannten Jahrhunderten, der Hauptplatz des Zwischenhandels zwischen dem jenseitigen und diesseitigen Indien, so wie in spätern Zeitaltern es Malakka war, so ist dadurch ihr Glanz auch hinreichend erklärt.

Dasselbe gilt von dem benachbarten Ceylon. Durch die Begleiter Alexanders kam der Ruf von Taprobane, als der ersten der Indischen Inseln, und ihren Perlenfischereien, nach Europa. Er stieg mit dem Fortgange der Zeit. Bei Ptolemäus sind ihre Küsten mit Handelshäfen besetzt *); und wenn wir es auch nicht wagen, die genaue Kunde, die er nicht blos von ihnen, sondern auch von dem Innern der Insel hatte, aus Phönicischen Quellen abzuleiten, so zeigen doch die gewaltigen Monumente, die sich noch auf ihr finden, daß es eine Zeit gegeben haben muß, wie es nach Cosmas noch im sechsten Jahrhundert unserer Zeitrechnung gewiß der Fall war **), wo diese Insel der Mittelpunkt des

*) *Ptol.* VII. C. 12.

**) Cosmas indicopleustes ap. Montfaucon Bibl. Patr. II. p. 336. Die Stelle ist zu wichtig für Ceylon und den alten Indischen Handel, als daß ich sie nicht hieher setzen sollte. "Taprobane, bei den Indern Selandiv, ist eine große Insel im Indischen Ocean, wo der Hyacinth-Stein (Rubin) gefunden wird; jenseit des Pfefferlandes (Malabar). Andere kleine Inseln in zahlloser Menge liegen in der Nähe, (die Malediven). Auf der Insel herrschen zwei Könige; der eine hat das Hyacinthen- (Edelstein) Land, (das innere Bergland);

Indischen Handels war, wozu die Natur selbst durch ihre Lage und ihre vortrefflichen Häfen sie bestimmte.

der andere die Küste, mit den Häfen und Handelsplätzen. Aus ganz Indien, Persien und Aethiopien, denen sie in der Mitte liegt, kommen eine Menge Schiffe dahin, so wie sie auch deren aussendet. Aus dem Binnenlande, wie aus China (τζινιτζα) und andern Handelsstädten bekommt sie Seide, Aloë, Nägelein, und andere Produkte, und schickt sie auswärts nach Malabar, (Μαλα), wo der Pfeffer wächst; und Calliene, wo der Stahl und die Gewänder herkommen; denn auch dieß ist ein großer Handelshafen. So auch nach Sind, an der Grenze Indiens, wo der Moschus und Bibergeil herkommt; und nach Persien, Jemen, und Adule. Und aus allen diesen Plätzen bekommt sie die Produkte, und schickt sie wieder in das Innere, mit ihren *eigenen*. So ist also Selandiv ein großer Handelsplatz, der, in der Mitte Indiens gelegen, aus allen Häfen Waaren empfängt, und sie allen schickt." Aus dieser Stelle ist also klar, daß Ceylon um 500 unserer Zeitrechnung der Hauptplatz des Indischen Zwischenhandels war. Dasselbe war sie auch gewiß um 300 Jahr früher im Zeitalter des Ptolemäus, wie aus seinen Nachrichten hervorgeht. Nicht weniger war sie es aber auch im Zeitalter des K. Claudius, nach Plinius Nachrichten; Hist. Nat. VI, 24. Aus seinem Bericht erhellet aber auch, indem er sich auf die Nachrichten **der Alten** beruft (prisci memorant;) d. i. der Alexandrinischen Schriftsteller, und auch der Begleiter Alexanders, "durch die zuerst der Ruf von Taprobane, daß es eine Insel sey, nach Europa verbreitet worden"; daß sowohl im Zeitalter der Ptolemäer, als auch schon Alexanders, Ceylon diese Wichtigkeit gehabt hatte. Und wenn wir sie ihr denn auch nur noch um

Die Westküste der diesseitigen Halbinsel enthielt in den Zeiten des Periplus eine Reihe von Häfen, von denen Barygaza in dem nördlichen, und Muziris nebst Nelkynda in dem südlichen Theil, die wichtigsten waren. Das erste ist das, seit wenigen Jahren unter Brittische Herrschaft gekommene, Beroach; dessen Glanz in spätern Zeiten durch das benachbarte Surate verdunkelt wurde; Muziris in Limyrika findet man in Mangalore, Nelkynda in Neliceram wieder *). Aelter als diese, wenigstens traf es Alexander schon als bedeutenden Platz, scheint Pattala, nach den Aufklärungen von Pottinger, nicht, wie man sonst glaubte, Tatta, sondern

etwa anderthalb Jahrhunderte früher (was wohl Niemand unwahrscheinlich finden kann,) beilegen wollen, so kommen wir schon auf historischem Wege zu dem Resultat, daß Ceylon von etwa 500 vor Christo, bis 500 nach Christo, also ein volles Jahrtausend hindurch, wozu es seine Lage zu bestimmen scheint, der große Markt des Indischen Zwischenhandels von Adule an der Küste Afrika's, Jemen, Malabar, und dem jenseitigen Indien bis nach China war. Dagegen erscheint in der Indischen Mythologie, und den ältesten Epopöen, Ceylon nicht in dieser Gestalt; sondern als das Fabelland; und das hohe Alter von diesen erhält auch dadurch wieder eine Bestätigung. — Ueber die noch vorhandenen alten Denkmähler auf Ceylon sehe man vor Allen *Bertolacci* view of the agricultural, commercial and financial interest of Ceylon, Lond. 1817. Besonders über die Ruinen von Mandotta, und die Riesenteiche, dort, und in der Gegend von Trinkomale.

*) Man sehe die Charte von Vincent. Die Bestimmungen von Mannert weichen etwas ab.

vielmehr das jetzige Hydrabat *); in dem Delta des Indus gelegen, unter 25° N. B., gewesen zu seyn. Wenn Pattala, wie man will, im Sanskrit Handelstadt heißt, so beweiset es die uralte Schifffahrt, den Indus herunter; daß aber nicht weniger eine lebhafte Schifffahrt von Pattala nach Yemen statt fand, bezeugt, schon um drei Jahrhunderte früher, Agatharchides **). Von den übrigen sey es mir erlaubt noch Kalliena, das neue Gallian, zu bemerken, gleich gegen Bombay und den Inseln Salsette und Elephante über; zum Beweis, daß auch in der Nähe dieser Heiligthümer der Handel einst seinen Sitz aufgeschlagen hatte. Es wird ausdrücklich ein vormals bedeutender Handelsplatz genannt, der aber durch einen König Sandanes seine Wichtigkeit verlohren habe ***).

Von diesen und andern Plätzen nun ward der Indische Handel nach Westen getrieben. Daß es voreilig seyn würde den blühenden Zustand desselben, wie ihn der Periplus beschreibt, auf frühere Zeitalter übertragen zu wollen, ist bereits oben bemerkt; aber dieß gilt nur von dem unmittelbaren Verkehr Indiens mit Aegypten; der erst unter der Römischen Herrschaft den Umfang erhielt, den er selbst unter den Ptolemäern noch nicht gehabt hatte. Daß aber unabhängig von diesem eine uralte Verbindung zwischen Indien und Arabien statt gefunden hatte, und mittelbar durch den Zwischenhandel

*) B. I. S. 362.

**) Geogr. Min. I, p. 66.

***) Peripl. p. 30.

alsdann nicht weniger mit den Handelsplätzen am Nil, wie am Euphrat und Tigris, dieß habe ich großentheils schon in den Untersuchungen über die Phönicier und Babylonier dargethan; und wird in denen über die Aegypter und Aethiopier noch deutlicher werden. Ohne das schon Gesagte zu wiederholen, oder dem am letztern Orte erst zu Sagenden vorzugreifen, setze ich nur hier hinzu, daß nicht blos Arabien die Produkte Indiens bezog; sondern auch Indien die Produkte Arabiens. Der Weihrauch gehört diesem Lande als eigenthümlicher Handelsartikel, wenn er auch zum Theil aus Afrika dort eingeführt ward. Wie allgemein der Gebrauch des Weihrauchs in Indien war, ist oben gezeigt; Indien erhielt ihn aber nach dem ausdrücklichen Zeugniß des Periplus aus Arabien *); und hat ihn gewiß von jeher von dort erhalten, von woher auch die übrige Welt ihn erhielt.

Aber außer dieser Verbindung Indiens mit Arabien, giebt uns der Periplus noch von einer andern nicht weniger merkwürdigen mit der gegenüber liegenden Küste von Afrika, die wir unter der allgemeinen Benennung von Zanguebar, d. i. der schwarzen oder Kaffernküste, begreifen, Nachricht. Nachdem er nämlich die Handelsplätze bis zu dem südlichsten ihm bekannten, dem

*) Peripl. p. 18. Der Hauptplatz des Weihrauchhandels an der Arabischen Küste war Mocha. Dahin kamen die Schiffe aus Barygaza und Limyrika, und tauschten gegen Baumwollzeuge ꝛc. den Weihrauch von den Beamten des Königs ein. Der Weihrauchhandel war, wie es scheint, in Mocha ein Monopol des Hofes.

Vorgebirge Rhapta, jetzt Delgado *), aufgezählt, und den Handel dahin von Aegypten aus geschildert hat, setzt er hinzu **): "Auch werden aus den innern Plätzen von Ariake (Concan) und von Barygaza in eben diese jenseitigen Häfen regelmäßig eingeführt die dortigen Erzeugnisse: Getreide, Reis, Butter ***), Oel aus Sesamum, gröbere und feinere Baumwollenzeuge, und der Honig aus Rohr, den man Zucker nennt. Einige Schiffe sind ausdrücklich dahin bestimmt; andere treiben diesen Handel nur gelegentlich, und im Vorbeifahren." Es fällt in die Augen, daß diese Schifffahrt mit dem Griechisch-Indischen Handel gar nicht zusammen hing; sondern vielmehr für sich bestand; und eben deßhalb ohne Zweifel eine viel ältere Schifffahrt war. Aus der Folge wird auch klar, daß es Araber und Arabische Schiffe waren, welche diese Küste befuhren, weil dieselbe zwar unter mehrere kleine Häuptlinge getheilt, diese aber wieder von Arabischen Fürsten abhängig waren †). Es war aber, sagt Arrian, eine regelmäßig eingerichtete

*) Unter 10° S. B. Man sehe die Charte bei *Vincent* T. II, p. 121.

**) Peripl. p. 8.

***) Ghee, ausgelassene Butter, unentbehrlich in Indien bei den Opfern und Speisen. Diese kennt auch Ctesias. Sein Oel aus Milch, Ind. c. 22., ist nichts anders. So ist es mit mehrerem, was man bei diesem Schriftsteller für ungereimte Mährchen erklärt. Seine Hundsköpfe z. B. scheinen die Parias, oder eine andere unreine Kaste, zu seyn.

†) Peripl. p. 10. 18.

Schifffahrt; welches in jenen Meeren auf nichts anders deuten kann, als daß sie mit den Monsuns geschah. So haben wir also hier den deutlichen Beweis von einem durch Araber unterhaltenen uralten Seehandel zwischen Indien und der gegenüber liegenden Afrikanischen Küste; wir sehen, wie und durch wen Indische Produkte nach Afrika kamen; wenn gleich eine ungleich stärkere Einfuhr derselben noch durch den Zwischenhandel im glücklichen Arabien mag statt gefunden haben. "Hier war", sagt der Periplus, "Muza, (das jetzige Moccha,) ganz bewohnt von Arabern, die Schiffer und Seeleute waren, und welche jenseits in Barygaza den Handel mit den eigenen Erzeugnissen ihres Landes trieben" *).

Befremdend ist es, unter diesen in dem Periplus das Gold nicht erwähnt zu finden. Die Ostküste von Afrika enthält in dem südlichen Theile die Goldländer; und wenn wir in den folgenden Zeiten sehen, daß der Austausch des Afrikanischen Goldes gegen die Gewürze und Gewebe Indiens seinen regelmäßigen Gang hatte; so entsteht von selbst die Frage, sobald wir wahrnehmen, daß ähnliche Einrichtungen und Verhältnisse auf dem Indischen Meer bereits statt fanden wie nachmals, ob dieser Umsatz nicht auch bereits in ein höheres Alter hinaufsteige? Zu der Zeit des Periplus gingen die Niederlassungen, oder wenigstens die Herrschaft, der Araber an der Ostküste Afrika's schon bis Rhapta herunter **); so wie sie in Plinius Zeiten schon auf Ceylon einheimisch

*) Peripl. p. 12.

**) Peripl. p. 10.

waren; und ihren Kultus dort eingeführt hatten *). Es ist erwiesen, daß sie das Indische Meer befuhren; — sollten sie auf die Waare nicht geachtet haben, welche die Gewinnsucht immer am ersten rege macht? Allerdings fehlt es uns an einem bestimmten Zeugniß der unmittelbaren Handelsverbindung zwischen Indien und Ost-Afrika. Will man indeß die Fahrten nach Ophir nicht auf Yemen beschränken, sondern, wie ich es für wahrscheinlich halte, bis auf die Ostküste von Afrika ausdehnen, so haben wir den Beweis, daß die Goldländer Afrika's bereits in Salomo's Zeiten nicht unbekannt waren, und die Bewohner von Yemen sich durch sie bereicherten. Auf diese Weise konnten sie, wenn nicht unmittelbar, doch mittelbar nach Indien gelangen; und die Reichthümer, welche dieses Land an Gold besaß, klären sich auch dadurch wieder auf.

Wie man aber auch hierüber denken mag; (denn ich gebe dieß für nicht mehr als wahrscheinliche Vermuthung;) so bleibt darum die frühere Beschiffung des Indischen Oceans, und der Verkehr der Völker, welche seine Ufer bewohnten, im Ganzen nicht minder gewiß. Ihn beweiset unwiderleglich der Verbrauch der Indischen Produkte in der westlichen Welt; d. i. in Aegypten und dem westlichen Asien; und eben so erwiesen ist es, daß von uralten Zeiten her die Araber die Zwischenhändler waren, welche als Seefahrer des Verkehrs der Völker um das Indische Meer sich bemächtigt hatten; wie sie ihn ungestört auch nachmals bis auf die Portugiesischen Entdeckungen behielten.

*) *Plin.* VI, 24.

Die bisherigen Untersuchungen, indem sie auf Afrika deuten, führen von selbst auf einen Punkt, den ich bis auf das Ende dieses Bandes verschoben habe; da er gewisser maßen den Uebergang von Asien nach Afrika gründet: die Verwandtschaft, welche zwischen den Indern und den Aegyptern statt fand. Unter dem Ausdruck Verwandtschaft will ich aber blos die Aehnlichkeit beider Völker verstanden wissen. Es ist keinesweges meine Absicht, die Abstammung des einen von dem andern zu behaupten. Wenn ich neben der vielfachen Aehnlichkeit auch nicht minder die Verschiedenheiten beider werde dargelegt haben, so soll es dem Leser überlassen bleiben, ob diese Vergleichung zu dem Schluß einer Abstammung des einen von dem andern führt, oder nicht? Wenn ich hier aber von diesen Völkern spreche, so bemerke ich im voraus, daß ich darunter nur die höhern Klassen, oder Kasten, des einen wie des andern verstehe, welche durch das größere Interesse, daß sie durch ihre Bildung einflößen, mit Recht für das Volk selber genommen werden mögen.

Viele und merkwürdige Aehnlichkeiten drängen sich allerdings hier dem Beobachter auf. Zuerst schon in dem physischen, in der Farbe, und in der Form des Kopfs. Die hellere Farbe der höhern Kasten in Indien ist oben bemerkt worden; daß es in Aegypten nicht anders war, geht schon aus den noch übrigen Malereien dieser Nation hervor; und wird im folgenden Theile mit unwidersprechlichen Gründen dargethan werden. Aber auch die Form des Kopfs. Aus der Sammlung des Hrn. Hofrath Blumenbach liegt der Schädel einer Mumie und

eines Bengalesen vor mir. Man kann nichts ähnlicheres in Rücksicht der Form und des Baues der festen Theile sehen. Der Besitzer selber erklärt sie für die ähnlichsten in seiner zahlreichen Sammlung.

Aber gewiß nicht geringer, und noch um vieles mannigfaltiger, sind die Aehnlichkeiten, welche sich in Rücksicht der Verfassung, des Kultus, der Kunst, der Lebensart und der Sitten darbieten.

Die Verfassung der Alt-Indischen und Alt-Aegyptischen Staaten trägt offenbar denselben Charakter. Die dortigen Staaten sind Priesterstaaten. Die Gesetzgebung mit allen wissenschaftlichen Kenntnissen ist in den Händen einer Priesterkaste, oder eines Priesterstamms, der die Könige beschränkt; die nicht aus seiner Mitte, sondern aus der Kriegerkaste genommen werden. Der Hof dieser Könige hat dieselbe Form. Ihre Macht und ihre Geschäfte sind dieselben, so wie ihre Umgebungen sich ähnlich sind.

Die Entstehung der Staaten und die Verbreitung der politischen Kultur scheint einen gleichen Gang genommen zu haben. Auch Aegypten enthielt ursprünglich mehrere kleine Staaten; die, bei der Beschränktheit des Raums, sich nur leichter und dauernder zu Einem großen Reiche vereinigen konnten, als dieses in Indien leicht möglich war, wo die Natur durch Gebirge, Wüsten und Ströme, dieser Vereinigung fast unüberwindliche Hindernisse in den Weg gelegt hat.

Die ganze Verfassung ruhte in beiden Ländern auf einer Kasteneintheilung; die, in den höhern Kasten sich gleich, nur in den niedern die Verschieden-

heit zeigt, welche das Lokal herbeiführen mußte. Unreine Kasten werden in Aegypten wie in Indien von den reinen unterschieden. Die Priesterkasten in beiden Ländern haben eine vielfache Aehnlichkeit. Ihre Besitzungen und ihre Rechte sind dieselbigen; ihre Lebensart ist an ein ähnliches Ritual geknüpft; ihre Trachten, ihre baumwollenen Kleider, sind sich gleich. Sie sind verheirathet; aber es giebt darum doch keine Priesterinnen. Sie haben heilige Schriften, deren Lesung nur ihnen erlaubt ist. Sie gründen ihre Herrschaft auf dieselben Mittel nicht blos als Priester, sondern zugleich als Astrologen, Aerzte, Richter u. s. w. Also überhaupt auf ihre Kenntnisse.

Die Kriegerkasten scheinen gleichfalls in beiden Ländern große Aehnlichkeit gehabt zu haben; nur daß sie in Aegypten mächtiger blieb als in Indien; und doch fand sie sich auch dort gemüßigt, endlich auszuwandern. Ihre Kleidung, ihre Rüstung scheinen sich ähnlich gewesen zu seyn *). Sie hatten Streitwagen, aber keine Reiterei; nur der Gebrauch der Elephanten im Kriege ging den Aegyptern ab.

Die niedern Kasten werden sich in allen solchen Staaten nach örtlichen Umständen und Verhältnissen bil-

*) Man vergleiche die Abbildung zweier Ketris nach einem Indischen Gemälde bei v. Dalberg: Ueber die Musik der Inder Tab. II. mit den vielen Abbildungen der Aegyptischen Krieger in der Description d'Egypte. Merkwürdig ist es, daß der Kopfputz jener beiden Ketris derselbe ist, wie er bei den Indischen Kriegern in der Descript. d'Egypte Vol. II, Pl. 10. erblickt wird. S. Th. II, S. 820.

den. Landeigenthum fand ursprünglich in den Aegyptischen Staaten so gut wie in den Indischen statt. Joseph benutzte eine Hungersnoth dazu, das Landeigenthum in dem Staat Aegyptens, wo er lebte, von den Besitzern auf den König übertragen zu lassen.

Die Frage: ob die Aegyptischen Gottheiten von den Indischen herstammen? muß ich den Forschern der Religionsgeschichte überlassen zu beantworten. Ueber Wahrscheinlichkeiten wird man hier schwerlich hinausgehen können. Daß bei gewissen Aegyptischen Gottheiten dieselben Ideen zum Grunde liegen, wie bei gewissen Indischen, steht nicht zu leugnen; aber daraus folgt noch nicht, daß das eine Volk sie dem andern gegeben habe. Der Dienst des Lingam war in Aegypten so gut wie in Indien einheimisch; aber konnte nicht jedes Volk ihn für sich eingeführt und erfunden haben?

Auffallend aber sind die vielen Aehnlichkeiten, die in dem äußern Kultus sich zeigen. Der Kultus ist an gewisse Heiligthümer und an gewisse Plätze gebunden. Opfer, blutige und unblutige, sind Vorschriften der Religion bei beiden Völkern. Sie waren es indeß auch bei andern. Die Religion verlangt Wallfahrten; daher die zahllosen Versammlungen bei den Festen. Diese sind mit Büßungen, ja mit Aufopferungen, verbunden. Nicht blos das Baden in dem Fluß, sondern auch das Ertrinken in demselben, giebt die Heiligkeit *). Die Processionen sind sich in einigen Stücken ähnlich. Die Götterbilder werden nicht blos getragen, sondern auf ungeheuern Gerüsten auf vierrädrigen Wagen von einem

*) *Herod.* II, 90.

Tempel zum andern gefahren *). Der Thierdienst findet sich in beiden Ländern; ist aber doch in Indien nicht so allgemein, und nicht so ausgebildet worden, wie in Aegypten. Man verehrt zwar den Stier Nundi so gut in Indien, wie den Apis in Aegypten; und die Kuh ist in beiden Ländern ein heiliges Thier; und darf am Nil so wenig geopfert werden **) wie am Ganges. Aber von einem Kultus, der andern Thierarten erwiesen sey, hören wir doch in Indien nichts; und die ganze Vorstellung von der Thierwelt war auch hier, wie aus dem Obigen zur Genüge erhellt, ganz anders als in Aegypten.

Die Vorstellungen von den Schicksalen nach dem Tode sind bei beiden Nationen fast dieselben. Die Priesterlehre nimmt die Seelenwanderung an. In dem Volksglauben herrscht eine gleiche Vorstellung des Hades. Ja selbst das berühmte Aegyptische Todtengericht findet sich bei den Indern mit wahrhaft überraschender Aehnlichkeit wieder ***).

Die Kunst hat bei beiden Völkern im Ganzen offenbar einen ähnlichen Gang genommen. Die Baukunst war die vorherrschende Kunst, der die Skulptur und die Mahlerei bei beiden Nationen nur als Gefährtinnen dien-

*) *Herod.* II, 63. S. oben S. 76.

**) *Herod.* II, 18.

***) Man sehe *Polier* II. p. 426. Jamray, der Todtenrichter, hat auch hier zwei Gehülfen, von denen der eine die guten, der andere die bösen Handlungen aufzählt. Die Aehnlichkeit ist in der That so groß, daß man die erst seit kurzem bekannt gewordenen Abbildungen der Aegyptischen Todtengerichte fast ganz darnach erklären könnte.

ten. Aegyptische Baukunst ist freilich keineswegs genau dieselbe mit der Indischen Baukunst; aber ein gleicher Gang scheint bei beiden doch nicht zu verkennen. Die Indische ging offenbar hervor aus Grottenanlagen. Einen ähnlichen Charakter trägt auch die Aegyptische. Die innere Einrichtung der großen Tempel, die Theile, woraus sie bestehen, die Säulenhallen mit flachen Dächern, von einem Walde von Säulen gestützt, die Pyramidenform der großen Eingänge, oder Pylonen, erinnern unwillkührlich die Beschauer der einen an die andern *). In den Verzierungen herrscht derselbe Geschmack und dieselbe Verfahrungsart. Kolossalische Gebilde von Göttern und Thieren; Reliefs an den mit Stucko überzogenen Wänden; und diese wieder mit Farben angestrichen **); die Eingänge der Heiligthümer bei festlichen Gelegenheiten mit Flaggen geschmückt ***); dieß Alles sieht man in Indien; wie man es in dem alten Aegypten sah. Aber auch allerdings wieder Verschiedenheiten! Nur der Charakter der Kunst war im Ganzen in beiden Ländern derselbe. Die weitere Ausbildung trägt in dem Einen wie in dem Andern den Stempel des Lokalen. Die Verzierungen der Kapitäle z. B. sind in beiden Ländern von einheimischen Pflanzen hergenommen. Dazu kam noch ein anderer sehr wichtiger Unterschied. Die Grotten waren in Indien, wo man die Leichnahme

*) S. oben S. 71. in Vergleichung mit den Untersuchungen über die Aegypter.

**) As. Res. VI, p. 389.

***) Ramajan III. p. 209. 212. in Vergleichung mit der Titelvignette von Th. II. B. II.

verbrennt, die Wohnungen der Lebenden; in Aegypten, wo man Alles aufbot sie zu erhalten, die Wohnungen der Todten. Welchen Einfluß dieß auf die Kunst haben mußte, wird erst unten bei den Untersuchungen über die Aegypter deutlicher werden. Skulptur und Mahlerei scheinen bei beiden Völkern ungefähr dieselbe Stuffe erstiegen zu haben. Beide unternahmen es, in dem Relief große Compositionen darzustellen; und vielleicht übertrafen die Aegypter darin noch die Inder. Die Malerei blieb bei beiden ohne Farbenmischung und ohne Perspektive.

Beide Völker hatten Litteratur; aber die Aegypter, so viel wir wissen, keine so reiche, am wenigsten eine so reiche poetische Litteratur, wie die Inder. Ihnen fehlte, wie es scheint, das Epos, an dem die Volksbildung der Indischen Nation in einem so hohen Grade hing. Wie hätte auch in dem engen Nilthale, auf beiden Seiten eingeschlossen von Wüsten, eine Poesie gedeihen können, wie in der üppigen Indischen Welt? Ihnen fehlten, so viel wir wissen, alle andern größern Dichtungsarten. Und wenn sie auch an den, dem Hermes beigelegten Büchern heilige Schriften hatten, so scheinen diese doch nicht in gleichem Grade wie die Vedas die Quelle der Priesterreligion gewesen zu seyn. Die Geschichtskunde, ohne feste Chronologie, beschränkte sich in beiden Ländern auf Geschlechtsregister von Königen, und Sagen von den Unternehmungen Einzelner derselben. Aber die Aegyptische hing weit mehr an Monumenten als die Indische.

Aber die größte Verschiedenheit beider Völker erscheint in ihrer Schreibkunst. Die Aegypter hatten ihre Hieroglyphen; bei den Indern zeigt sich von ihnen keine

Spur. Sie haben, so viel wir wissen, nur Buchstabenschrift gehabt. Die Aegypter hatten diese zwar auch; die Anwendung derselben konnte aber bei ihrer so viel beschränktern Litteratur nicht so umfassend werden, wie bei den Indern. Welchen Einfluß hat aber nicht die Hieroglyphe nicht blos auf die Litteratur, sondern auf die ganze Ausbildung, sowohl die wissenschaftliche, (man denke nur an die Astronomie), als auf die religiöse und den Kultus bei den Aegyptern gehabt? Ständen Indische und Aegyptische Religion in einer so genauen Verbindung, als einige neuere Forscher es anzunehmen geneigt sind, — hätten die Vedas in Aegypten, hätten die Hieroglyphen in Indien fremd und unbekannt bleiben können?

In der Lebensart und den Sitten beider Völker herrscht die Uebereinstimmung, welche bei der Verschiedenheit der sie umgebenden Welt darin herrschen konnte. Ackerbau war die Hauptbeschäftigung von beiden. Die Hauptprodukte des Ackerbaus, Weizen und Reis, sind dieselben. Beide verbanden damit einen Kunstfleiß, wozu andere Erzeugnisse ihres Landes, vor Allen die Baumwolle, sie gleichsam aufzufordern schienen. Webereien, bei beiden mehr das Geschäft der Männer wie der Weiber, steigen auch bei beiden in ein hohes Alterthum hinauf. Der einfache Aegyptische Weberstuhl ist derselbe wie der Indische; so wie der Alt-Aegyptische Pflug, wie wir ihn jetzt auf den Denkmählern der Thebais abgebildet sehen, dem Indischen ähnlich erscheint. Die häusliche Gesellschaft hatte bei beiden Völkern dieselbe Einrichtung. Polygamie war erlaubt, wenn sie gleich deßhalb nicht

allgemein war; und so mußten auch so viele ihrer Gesetze, die damit in Verbindung standen, sich ähnlich bleiben.

Diese vergleichenden Umrisse beider Völker geben dem Leser Stoff zu manchen Betrachtungen, und mußten vorangeschickt werden, ehe wir den Boden von Afrika betreten. Fern sei es von uns hier unsern Gesichtskreis im voraus beschränken, und eine Abstammung der Aegypter von den Indern behaupten zu wollen. Ich glaube daran keineswegs. Aber wenn der uralte Verkehr der Völker der südlichen Welt aus dem Bisherigen schon erwiesen ist, und aus der Folge noch deutlicher werden wird, so hat doch auch die Meinung nichts Unwahrscheinliches, sondern ist vielmehr ganz der Indischen Sitte gemäß, daß Indische Kolonisten, Familien von Banianen, nach Afrika hinüber gegangen seyen, und ihren Kunstfleiß, vielleicht auch ihren Kultus, mit sich gebracht haben. Die Einwendung, daß die Inder kein seefahrendes Volk gewesen sein, beweiset dagegen nichts. Die Aegypter waren dieß noch weniger, und doch wissen wir, daß Kolonien von ihnen nach Kreta und nach Griechenland gingen. So gut wie sie dieses wahrscheinlich in Phönicischen Schiffen thaten, konnten es die Inder in Arabischen. Welches Gewicht man auch auf die Indische Sage, und auf das ausdrückliche Zeugniß des Eusebius legen will *), welche die Einwanderungen vom Indus nach Aegypten bestätigen, so liegt wenigstens in der Sache selbst nichts Unwahrscheinliches; da die Gewinnsucht dazu reizen mußte. Wie hätte überhaupt auch ein so volkreiches, und in einzelnen Theilen so leicht

*) Man sehe *Marsham* Chronicon p. 335.

übervölkertes, Land wie Indien ohne die Aussendung von Kolonien bleiben können; hätten auch nicht innere Stürme, — man braucht nur an die Verdrängung der Anhänger des Budda zu erinnern, — diese herbeiführen müssen.

Wäre aber auch eine Abstammung der Aegypter von den Indern historisch erwiesen *), was sie nicht ist, und schwerlich je seyn wird, so wäre damit der eigenthümliche Gang der Aegyptischen Kultur keinesweges geleugnet. Nur der Keim wäre herübergebracht worden, der in einem andern Boden und unter einem andern Himmel sich anders entfalten mußte, als in dem Indischen. Denn nie vergesse es der Leser, daß hier von dem Zeitraum nicht von Einem, sondern von vielen Jahrhunderten die Rede ist. Auch aus Aegypten wurden solche Keime wieder nach Griechenland verpflanzt; und wie ganz anders waren die Früchte, die sie hier trugen, als an den Ufern des Nils?

Nicht mit beschränktem, sondern unbefangenem Blick, verlassen wir also Asien, um die Erscheinungen zu würdigen, welche für Staatenbildung und Völkerverkehr uns Afrika darbieten wird. Sollte es uns gelingen, auch hier einheimisch zu werden, wie wir es in Asien zu werden versuchten, so wird auch der Nebel, der über ihm ruht, sich zerstreuen; und neue und belehrende Aussichten werden sich unserm Auge darbieten!

*) Man kann nicht annehmen umgekehrt der Inder von den Aegyptern. Daß die Indische Kultur in den Gangesländern aufblühte, glaube ich erwiesen zu haben. Aegyptische Kolonien konnten aber nicht sich am Ganges niederlassen. Ihre Wohnsitze wären auf der Küste Malabar gewesen.

Beilagen.

I.

Ueber die Quellen der Geographie des Ptolemäus, ob sie Griechischen oder Tyrischen Ursprungs sind *)?

(Zu Th. II. S. 6.)

Die Frage von den Quellen der Erdkunde des Ptolemäus ist von dem zu früh verstorbenen D. Brehmer in Lübeck, in seinem Werke: Entdeckungen aus dem Alterthum Th. I. 2. Lübeck 1822. zuerst in Anregung gebracht, und auf eine neue Weise beantwortet worden. Man nahm sonst stillschweigend an, daß diese Quellen blos Griechischen Ursprungs seyen: D. Brehmer stellt dagegen die Behauptung auf, daß sowohl bei dem Werke des Ptolemäus als den dasselbe

*) Der folgende Aufsatz ist ein Auszug aus der, der K. Societät der W. am 17. Juli 1824. vorgelegten, Abhandlung: De fontibus Geographicorum Ptolemaei, tabularumque iis annexarum; num ii Graecae an vero Tyriae originis fuerint? und kann zugleich als Supplement zu den: Historische Werke Th. III. gegebenen Auszügen der Societätsabhandlungen des Verf. angesehen werden. Die Abhandlung selbst wird in Commentat. Rec. Vol. VI. erscheinen.

begleitenden Charten, die einem gewissen Agathodämon, der im fünften Jahrhundert in Alexandrien gelebt haben soll, beigelegt werden, Phönicischen oder Tyrischen Ursprungs sey. Ptolemäus nemlich, oder eigentlich sein Vorgänger Marinus von Tyrus, der kurz vor ihm lebte und schrieb, und dessen Werk er nur verbesserte, habe ein alt-Tyrisches Chartenwerk, welches in mehreren Blättern oder Tafeln, (wahrscheinlich eben so vielen, als jetzt das Werk des Ptolemäus begleiten, deren 26 sind,) die ganze den Tyriern bekannte Welt darstellte, vor Augen gehabt; und darauf seine Beschreibung und seine Charten gegründet. Dieses alt-Tyrische Chartenwerk sey eine Frucht der See- und Landreisen der Phönicier gewesen, die sie des Handels wegen unternahmen, und welche die Entwerfung solcher Charten zur *natürlichen* Folge haben mußten, da sie ein fast unerläßliches Bedürfniß wurden. Das Werk und die sie begleitenden alten Charten wären also eigentlich eine Phönicische Handelsgeographie. Ein ganz neues Licht würde also dadurch auf diesen Gegenstand, und zugleich auf das gesammte höhere Alterthum zurückfallen; die Weltkunde und Welthandel jenes Volks würden dadurch auf einmal aus dem Dunkel hervortreten, in das sie bisher gehüllt waren.

Ehe wir die Gründe dieser Behauptung vorlegen und zu würdigen suchen, wird es nöthig seyn, über das Werk des Ptolemäus und die dasselbe begleitenden Charten einige Notizen vorauszuschicken. In den acht Büchern, die es enthält, giebt der Verfasser in dem ersten einige Nachrichten über die Veranlassung und den Zweck

seines Werks; nebst einer Anweisung zur Verfertigung von Landkarten. Die sechs folgenden enthalten fast nur bloße Verzeichnisse von Städten, Bergen und Flüssen; jedoch stets mit Beifügung ihrer Länge und Breite: nach den drei Welttheillen, und den in ihnen enthaltenen Ländern; der achte und letzte endlich ein Verzeichniß von 350 Städten, mit Beifügung der Dauer des längsten Tages, zu der Bestimmung ihrer Breite, und der Entfernung von Alexandrien östlich oder westlich nach der Zeitangabe, zur Bestimmung der Länge. Nach dem eigenen Bericht des Ptolemäus bestimmte ihn zu dieser Unternehmung das Werk seines nächsten Vorgängers, des vorher erwähnten Marinus von Tyrus; der zu Anfang des zweiten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung gelebt haben muß; wie Ptolemäus in der Mitte desselben. Dieser Marinus hatte drei, stets verbesserte, Ausgaben seiner Geographie veranstaltet, von denen die beiden ersten mit Charten begleitet waren; die zu der dritten hatte er nicht mehr liefern können. Dieses Werk war nach Ptolemäus Versicherung mit großem Fleiß gearbeitet; indem Marinus alle ältern und neuern Reisenachrichten benutzt, und darnach sein Chartenwerk (πίναξ γεωγραφικός) verfertigt habe. Die Charten der zweiten Ausgabe paßten indeß nicht mehr zu der sehr verbesserten dritten, zu der er keine Charten mehr liefern konnte, und dieß hätte zu vielen Irthümern geführt; indem die Schüler des Marinus diese Charten der dritten Ausgabe hätten anpassen wollen. Auch in dieser dritten Ausgabe sey indeß aus neuern Nachrichten noch manches zu verbessern. Er, Ptolemäus, wolle also das Werk

des Marinus im Einzelnen, wo es nöthig sey, verbessern, sonst aber ihm folgen; und zugleich in dem letzten Buch eine Anweisung zur Chartenzeichnung geben *). — Hieraus wird also das Verhältniß, in welchem das Werk des Ptolemäus zu dem des Marinus steht, sich ergeben. Es ist nur das, im Einzelnen verbesserte, Werk des letztern; das erste und das letzte oder achte Buch ausgenommen, welche unstreitig ganz dem Ptolemäus gehören.

Das Werk des Ptolemäus ist nun in mehrern der bessern Handschriften, zu denen vor Allen eine in der kaiserlichen Bibliothek zu Wien, und eine andere in der St. Markus Bibliothek zu Venedig gehören, mit einer Reihe alter Landcharten versehen; 26 an der Zahl, von denen 10 Europa, 4 Afrika, 12 Asien gewidmet sind. Diese Charten werden in den Handschriften einem gewissen Agathodämon beigelegt; es heißt am Ende: Ἀγαθοδαίμων μηχανικὸς Ἀλεξανδρεὺς ὑπετύπωσε. Dieser Agathodämon war also ein mechanischer Künstler zu Alexandrien. Dieß ist Alles, was wir von ihm wissen. Die gewöhnliche Behauptung, daß er im fünften Jahrhundert gelebt habe, beruht blos auf der Annahme, daß er derselbe mit einem Grammatiker Agathodämon sey; an den einige Briefe von Isidorus Pelusiota geschrieben sind. Diese Behauptung ist aber nicht nur ohne allen Grund, sondern auch höchst unwahrscheinlich, da der Mechaniker schwerlich zugleich Grammatiker war. Er kann aber sehr gut der Zeitgenosse des Ptolemäus, und sein Gehülfe bei Verfertigung der Charten

*) *Ptol.* Geogr. I, Cap. 6. 17.

gewesen seyn. Denn daß Ptolemäus selber sein Werk habe mit Charten begleiten wollen, läßt nach mehreren seiner Äußerungen sich kaum bezweifeln *). In unsern Ausgaben sind aber diese Charten nicht unverändert geblieben, wenn gleich die darin enthaltenen Nachbildungen von ihnen sind. Die erste, mit Charten versehene, Ausgabe ist die Römische vom Jahre 1478 **); die in der vom Jahre 1490 wieder abgedruckt sind. Die zweite ist die Ulmer vom Jahre 1482, die mit den Charten von Nicolaus Donis, einem Benedictiner aus dem Kloster Reichenbach, versehen ist. Es ist ein Irthum anzunehmen, wie gewöhnlich geschieht, daß alle Charten in unsern Ausgaben von Nicolaus Donis herstammen; an denen in den beiden Römischen Ausgaben hat er keinen Antheil gehabt. Wie viel in diesen Charten verändert worden, wird erst eine genauere Vergleichung mit den Charten in den Handschriften lehren. Die in den Römischen Ausgaben scheinen am wenigsten verändert zu seyn. Neue Namen sind nicht eingetragen, sondern nur in einzelnen Fällen aus Ptolemäus selber supplirt. Auch die Umrisse und Gestalten der Länder,

*) Besonders Lib. I, cap. 19.

**) Eine frühere von 1475, die editio princeps, (denn daß die seynsollende von 1462 fälschlich diese Jahrzahl trage, ist schon von Fabricius und andern bemerkt;) ist ohne Charten. — Bekanntlich geben alle ältern Ausgaben die lateinische, oft veränderte und verbesserte, Uebersetzung des Jacob Angelus. Die erste Griechische Ausgabe erschien durch Erasmus zu Basel bei Frobenius 1533.

wo sie fehlerhaft waren, scheinen unverändert gelassen zu seyn.

Die genauern Bestimmungen darüber müssen wir dem künftigen Bearbeiter des Ptolemäus überlassen. Wir kommen jetzt auf die Gründe, welche der D. Brehmer für seine Behauptung anführt.

Der erste Grund wird aus eigenen Andeutungen des Ptolemäus hergenommen *). Der Verfasser bezieht sich auf die Stelle, wo es heißt: "Marinus sey auf mehrere Reisenachrichten gestoßen, als früher zur Kunde kamen. Er sey die Schriften fast aller seiner Vorgänger durchgegangen; habe das, was jene oder er selbst unrichtig geglaubt, verbessert. Dieß erhelle aus der Berichtigung mehrerer Ausgaben des Chartenwerks, (πίνακος γεωγραφικοῦ) **)." — Aber das hier erwähnte Chartenwerk ist ja das des Marinus; von dem er wiederholt verbesserte Ausgaben nach dem Obigen besorgt hatte. Die Stelle beweiset also nichts für die Meinung von D. Brehmer; sie ist ihm vielmehr entgegen. Denn ausdrücklich werden darin ja Reisenachrichten, ältere und neuere, als die Quellen seines Werks genannt; keineswegs aber ein altes Tyrisches Chartenwerk.

Ein anderer Grund des D. Brehmer für seine Behauptung ist der: Es sey unmöglich gewesen, nach den bloßen Namenverzeichnissen und Angaben des Ptolemäus die bei seinem oder des Marinus Werke befindlichen Char-

*) Brehmer Entdeckungen I, S. 25.

**) *Ptol.* I, 6.

ten ohne ein leitendes Vorbild so richtig und naturgemäß zu zeichnen, als sie jetzt vor uns liegen *). Da der Verfasser nicht nach den Charten der Handschriften, die er nicht einsah, sondern der Ausgaben urtheilte, so würde allerdings erst durch ihre Vergleichung auszumachen seyn, ob und wie viel in den letzten verändert worden. Aber auch abgesehen davon wollen wir es dem Verfasser gern einräumen, daß ohne Vorbilder keine in so weit richtige Umrisse der Länder sich hätten geben lassen, als die alten Charten darbieten. Aber wir bezweifeln es auch nicht, daß schon vor Marinus Landcharten da gewesen sind, deren er sich bedienen konnte. Wir müssen es selbst höchst wahrscheinlich finden, daß die Phönicier Versuche in der Entwerfung von Welttafeln, und selbst Darstellungen einzelner Länder gemacht haben. Wissen wir doch aus Herodot, daß die Asiatischen Griechen, ihre Nachbarn und Handelsfreunde, deren besaßen **). Daß sich keine Nachricht davon findet, ist kein Einwurf; denn wo will man sie suchen? Jene Versuche können allmählig verbessert worden seyn, und in so weit dem Marinus als Vorbilder gedient haben, daß durch Hülfe seiner Verbesserungen daraus jene leidlich richtigen, aber doch immer noch unvollkommenen, Umrisse der Länder und Küsten hervorgingen, wie wir sie in den alten Charten finden. Marin, der aus Tyrus war, und dem auch wohl ohne Zweifel die Alexandrinischen Schätze zu Gebote standen,

*) Entdeckungen I, S. 37.
**) *Herod.* V, cap. 49.

konnte darin die Hülfsmittel für seine Chartenzeichnungen finden. Daß aber schon ein so vollendetes uraltes Chartenwerk, als unmittelbare Frucht des ältesten Tyrischen See- und Landhandels, vorhanden gewesen sey, dieß ist wenigstens eine Annahme ohne Noth.

Ferner, sagt der Verfasser, viele der Namen, die bei Ptolemäus vorkommen, verrathen ihren Phönicischen Ursprung. — Gewiß sind viele Namen in der alten Geographie Phönicischer Herkunft. Aber folgt daraus, daß sie aus einem uralten Chartenwerk hergenommen sind? Mußten sie nicht, wenn sie schon geraume Zeit im Umlaufe waren, auch von den Griechen in ihre Verzeichnisse und Charten aufgenommen werden?

Doch der wichtigste Grund, den der Verfasser für seine Meinung anführt, ist noch zurück. Er nimmt diesen her aus dem außerordentlichen Umfang der Ptolemäischen Weltkunde, wenn man diese mit der seiner Griechischen Vorgänger, eines Eratosthenes und Strabo, vergleicht. Und allerdings dieser Unterschied ist im höchsten Grade auffallend. Eratosthenes lebte und schrieb in Alexandrien; er war selbst Vorsteher der dortigen Bibliothek. Wir müssen also annehmen, daß die Hülfsmittel, welche diese darbieten konnte, ihm zu Gebote standen. Strabo, der doch auch eine Zeitlang zu Alexandrien sich aufhielt, und die dortigen Schätze benutzen konnte, tritt bei den entfernten Ländern und Weltgegenden in seine Fußstapfen; und hat

*) Brehmer Entdeckungen I. S. 24.

mit einigen Ausnahmen, wovon die Quellen in unsern frühern Untersuchungen nachgewiesen sind *), die Sache nicht viel weiter gebracht. Strabo hat vom Norden von Asien noch gar keine Kenntniß; das Caspische Meer ist ihm ein Busen des großen Oceans; seine geographische Kunde von Indien ist im höchsten Grade beschränkt. Er kennt im diesseitigen Indien kaum ein paar Städtenamen; von Taprobane blos einige ältere Sagen; vom jenseitigen Indien Nichts. Das Wenige, was er mehr von Arabien weiß, war meist aus den mündlichen Erzählungen des Feldherrn Aelius Gallus geschöpft, dessen Bekanntschaft er in Aegypten genoß. Von Aethiopien kennt er wenig mehr als die Küsten; in Lybien geht seine Kunde nicht über Ammonium hinaus. Daß er von dem Norden Europa's, von der Elbe bis zum Caspischen Meer, nichts wisse, gesteht er selbst. Wie ganz anders Ptolemäus! Im Osten unserer Erde tritt hier Indien aus seinem Dunkel hervor. Und wenn gleich die Gestalt desselben verzeichnet ist, so finden wir doch eine hinreichende Kunde, nicht blos der Küsten und der Küstenstädte, sondern auch des Innern. Kennt er doch auf Taprobane allein über 20 Oerter, Städte und Häfen! Auch das jenseitige Indien erscheint hier zum ersten mal. Arabien, an den Küsten wie im Innern, ist voll von Namen. Nicht weniger ausgezeichnet ist seine Kunde des Nordens der Erde. Er kennt, (wenn auch nicht Norwegen und Schweden,) doch die Halbinsel von

*) Commentationes de fontibus Strabonis in: Commentationes Reg. Soc Gotting. Vol. V.

Jütland und ihre Bewohner. Nicht blos die Völker Germaniens, auch die des jetzigen Polens und Litthauens bis zur Ostsee sind ihm bekannt, deren oft verdorbene Namen durch einen verstorbenen hiesigen Gelehrten verbessert und geordnet sind *). Das Caspische Meer ist ihm nicht mehr ein Busen. Er weiß, daß es auch noch nördlich von demselben ausgedehnte Länder giebt.

So entsteht also die Frage: ob in der Zwischenzeit, die zwischen Strabo und Marinus, und wiederum zwischen Marinus und Ptolemäus verfloß; also überhaupt etwa in den ersten anderthalb hundert Jahren unserer Zeitrechnung, die Erdkunde so große Fortschritte gemacht habe, daß der so erweiterte Umfang, in dem sie in den Werken jener Männer erscheint, sich daraus erklären lasse? Bei der Dürftigkeit unserer Nachrichten, besonders aus der letzten Hälfte dieses Zeitraums, dem Zeitalter der Antonine, werden wir diese Frage freilich nur immer unvollkommen beantworten können, doch aber ist es gewiß, daß sowohl Kriege, als Handel zu Wasser als zu Lande, viel dazu beitrugen.

Kriege bereits in dem Zeitalter des Augustus. Die Germanischen Kriege; sowohl die im nordwestlichen

*) *Gatterer, an populorum Letticorum origines liceat a Sarmatis repetere?* Commentatio III, in *Commentat. Soc. Gotting.* Vol. XII, p. 210 etc. Der Abhandlung ist auch eine verbesserte Lettische Völkercharte nach Ptolemäus beigefügt.

Germanien; als die Verbindung mit Marbodus im südöstlichen; aus deren Geschichte bereits Strabo seine Nachrichten über Germanien schöpfte *). Nach den Zeiten des Augustus und Tibers die Kriege in Britannien, die unter Claudius anfingen und bis Domitian dauerten; und nicht nur die Unterwerfung des südlichen Britanniens, sondern auch die Umschiffung des nördlichen durch Agricola zur Folge hatten; wie wir aus Tacitus wissen. Demnächst unter Nero theils die Kriege gegen die Parther; theils die seit der Wegnahme Mauretaniens selten aufhörenden Grenzkriege mit den Völkern des innern Lybiens, den Garamanten und andern, bis zu der großen Wüste hin. Bereits unter Domitian fingen die Kriege an der Donau gegen die Dacier an. Wie diese durch Trajan siegreich geendigt, und Dacien selbst zur Provinz gemacht ward, ist aus der Geschichte bekannt. Aber auch seine Asiatischen Feldzüge, sowohl gegen die Parther, als gegen die Araber, mußten die Länder- und Völkerkunde nicht wenig erweitern. Wozu denn endlich im Zeitalter des Ptolemäus die Markomannischen Kriege kamen, die auch nördlich von der Donau einen bedeutenden Umfang erhielten.

Aber noch mehr als diese Kriege trug der Handel in diesen Zeiten zu der Erweiterung der Weltkunde bei. Daß durch ihn die Länder von der Donau bis zur Ostsee bekannt wurden, ist bereits von einem frühern Geschichtschreiber gezeigt **). Besonders aber war es der

*) S. meine Abhandlungen.

**) *Gatterer* l. c.

Süden der Erde, der in dieser Periode immer mehr durch den Handel aus dem Dunkel hervortrat. Die Einnahme Aegyptens durch die Römer legte dazu den Grund. Wir wissen aus Plinius, daß seit dieser Zeit ein sehr lebhafter und regelmäßiger Verkehr zwischen Aegypten und Indien eröffnet wurde, (der unter den Ptolemäern nur mittelbar über Arabien statt gefunden zu haben scheint;) indem jährlich aus Myos Hormus am Arabischen Meerbusen ganze Flotten mit den Monsuns nach Indien gingen, welche die diesseitige Halbinsel und Taprobane besuchten *), von woher schon unter Claudius eine Gesandtschaft nach Rom geschickt ward **). Der Indische Ocean mit seinen Küstenländern und Inseln trat in dem Zeitraum, wovon wir reden, dadurch auf eine ähnliche Weise aus dem Dunkel hervor, als in den letzten funfzig Jahren der große Ocean.

Aber gewiß sind in diesem Zeitraum, besonders in der letzten Hälfte desselben, dem der Antonine, und also auch des Ptolemäus, die Südländer Asiens, Arabien und Indien, in ihrem Innern durch Land- oder Karavanen-Reisen nicht weniger erforscht worden, als die Küsten durch Schiffreisen. Dieß gilt besonders von der Regierungsperiode von Antoninus Pius. Ein ungünstiges Geschick hat gewollt, daß gerade die Regierungsgeschichte des edelsten Herrschers, der vielleicht je auf einem Thron saß, beinahe eine völlige Lücke bei dem Untergange fast

*) *Plin.* Hist. nat. VI, 24.

**) *Plin.* VI, 26.

aller Geschichtschreiber bildet. Es ist aber gewiß, daß diese Zeiten für die Erweiterung des Welthandels und also auch der Erdkunde höchst wichtig waren. Da Hadrian bei dem Anfange seiner Regierung nicht nur den Frieden mit den Parthern abschloß, sondern auch die von seinem Vorgänger gemachten Eroberungen an sie zurückgab; so erfolgte jetzt unter ihm und Antoninus Pius eine vierzigjährige Periode des Friedens in dem innern Asien. Wie wichtig aber diese für den Zustand dieser Länder war, lehren bei dem Untergange der Schriftsteller die noch übrigen, zum Theil erst in dem letzten Jahrzehend aus dem Dunkel hervorgezogenen, Monumente und Ruinen der Städte jener Länder, nicht blos die schon früher bekannten von Palmyra; sondern auch die an der Syrisch-Arabischen Grenze von Gerasa, Petra, und andern. Nicht nur der Charakter der Architektur, sondern auch viele Inschriften geben den unwidersprechlichen Beweis, daß die glänzende Periode dieser Städte, wenn sie auch schon älter waren, doch in das Zeitalter der Antonine fällt; und aus welcher andern Quelle hätten sie, in unfruchtbaren Ländern, zum Theil selbst mitten in Wüsten gelegen, ihren Reichthum schöpfen können, als aus dem Indisch-Arabischen Handel, dessen Straßen damals, und noch geraume Zeit nachher, über sie liefen?

Wenn diese Angaben zeigen, daß im Allgemeinen sich in dem Jahrhundert, das Marinus und Ptolemäus vorausging, die Weltkunde durch Kriege, Handel und Reisen so erweitert hatte, wie wir sie von ihnen dargestellt finden, so müssen wir noch hinzusetzen, daß auch

die Schriftsteller nicht unthätig waren. Schon das Werk des ältern Plinius giebt davon den Beweis. Welchen größern Reichthum geographischer Notizen enthalten nicht die sechs ersten Bücher seines Werks, wenn man sie mit Strabo vergleicht! Wir lernen aus ihnen zugleich, welche Messungen schon unter Augustus, besonders auf Veranstaltung seines Schwiegersohns M. Agrippa gemacht *), und auch zum Theil noch unter Nero in den Ländern oberhalb Aegypten fortgesetzt wurden **). Was aber hier besonders in Betrachtung kommt, sind die Reisenachrichten, sowohl von Schiffreisen (Peripli) als von Landreisen. Der, uns aus dieser Periode noch übrige, Periplus des Indischen Meers von Arrian, ohne Zweifel einem Kaufmann, der die Küsten des diesseitigen Indiens befuhr, giebt eine Probe, wie solche Reisen damals geschrieben wurden. Daß dieses sehr gewöhnlich war, können wir aus Ptolemäus selber darthun; wenn er uns sagt, daß Marinus aus solchen Quellen seine Nachrichten geschöpft habe ***). Selbst die wiederholten verbesserten Ausgaben des Werks dieses Geographen bestätigen dieß; denn woher anders als aus neu erschienenen Reisen hätte er seine wiederholten Verbesserungen hernehmen können? Wir sind hier aber auch nicht ganz im Dunkel. Denn Ptolemäus selber hat uns einige der Reisebeschreiber genannt, die Marin benutzt hatte †). Bei den Küstenländern um das Indi-

*) *Plin.* III, 3.

**) *Plin.* VI, 35.

***) *Ptol.* I, 6.

†) *Ptol.* I, 9-14.

sche Meer waren diese besonders ein Diogenes, ein Theophilus, ein Alexander aus Macedonien, ein Dioscurius, und "viele andere" *), wie er selbst sagt. Bei dem innern Lybien ein Septimius Flaccus, und Julius Maternus **). Bei dem Wege nach Serika die Berichte eines Titianus, der auch Maës hieß, aus Macedonien ***), der Sohn eines Kaufmanns, der durch seine Handelsdiener die Reise hatte machen lassen. Dieß Alles waren Quellen, die Marinus benutzte. Fragen wir aber weiter, worauf denn Ptolemäus seine Verbesserungen des Marinus gegründet habe? so sagt er uns selbst, daß dieß aus neuern ihm mitgetheilten Reiseberichten geschehen sey †). Was die Bestimmungen der Breite und Länge, besonders auch im achten Buch der Dauer des längsten Tages, und der Entfernung von Alexandrien der Zeit nach betrifft; so wird man nicht annehmen wollen, daß diese alle auf wirkliche Beobachtungen, sondern großentheils auf Berechnungen gegründet sind, welche nach den von jenen Reisebeschreibern angegebenen Entfernungen der Örter, eines von dem andern gemacht wurden.

Aus diesem Allen scheint uns so viel zu erhellen, daß wir im Ganzen es uns wohl erklären können, ohne zu einem alt-Tyrischen Chartenwerk unsere Zuflucht zu nehmen, wie Marinus, und nach ihm Ptolemäus die

*) ἐξ ἄλλων πολλῶν Ptol. I, 14.
**) *Ptol.* I, 8.
***) *Ptol.* I, 11.
†) *Ptol.* I, 19.

erweiterte Weltkunde haben konnten, die wir in dem Werk des letztern finden; so bald erwiesen ist, daß die Länder und Meere, die sie uns beschreiben, in ihrem Jahrhundert wirklich bereiset und befahren wurden. Es ist dann wenigstens einleuchtend, daß diese Kenntnisse eben so gut aus gleichzeitigen, als aus uralten Phönicischen Quellen geschöpft werden konnten. Allerdings ist damit noch nicht die Frage beantwortet, welche Hülfsmittel bei allen einzelnen Theilen seines Werks, und den dasselbe begleitenden Charten dem Ptolemäus zu Gebote standen? Allein diese Untersuchung setzt erst eine kritische Bearbeitung des Textes des Ptolemäus, nach den besten Griechischen Handschriften, und eine treue und unveränderte Nachbildung der alten Charten voraus; was wir dem künftigen Herausgeber des wichtigen Werks überlassen müssen. Aber auch selbst alsdann ist bei dem Untergange aller jener Schriften schwerlich zu hoffen, daß sich jene Quellen im Einzelnen auf eine genügende Weise daraus werden nachweisen lassen.

II.

Ueber die Handelsstraßen des alten Asiens.

Ich habe in der, dem ersten Bande beigelegten, Charte zum erstenmal versucht, die Handelswege des alten Asiens, sowohl die zu Lande, oder die Karavanenstraßen, als auch die Schifffahrten, mit kritischer Genauigkeit anzugeben. Es ist zwar davon schon einzeln an den gehörigen Stellen in dem Werk selber Rechenschaft ertheilt; ich glaube aber, daß eine kurze allgemeine Uebersicht derselben, jedesmal mit Anführung der Beweisstellen, besonders deßwegen angenehm seyn wird, weil sich dabei zugleich wird bemerken lassen, in wie fern sie gewiß oder nur wahrscheinlich sind. Als Anhang gebe ich auch noch die Th. II. S. 113. Not. **) versprochene Uebersicht der von dem D. Brehmer auf seiner Charte Asiens verzeichneten Straßen. — Also zuerst nach meinen Untersuchungen:

Die Landstraßen.

I. Phönicisch-Arabische Karavanenstraßen.

Ihre Richtung geht auf Petra in N. Arabien, und von da nach Phönicien.

1. Straße von dem glücklichen Arabien nach Petra. Sie ist gewiß aus Strabo p. 1113., der sowohl ihre Richtung als die Zahl der Tagereisen bestimmt. S. Th. II, S. 110.

2. Straße von dem glücklichen Arabien nach Gerra. Sie ist gleichfalls gewiß aus Strabo l. c. durch die Zahl der Tagereisen, die er angiebt. Das Albus pagus, worüber sie geht, trägt nach D. Seezen (Monathl. Corresp. 1813. Jan. S. 75.) den Namen von der weißen Farbe seiner Berge. Ich habe übrigens zwar diese Straße von Mariaba oder Saba, als der Hauptstadt des Landes, auslaufen lassen, indeß ist es aus der angeführten Stelle des Ezechiels und der andern Propheten deutlich, daß man mit allen Plätzen jenes Landes, die einzeln erwähnt werden, in Handelsverbindung stand.

3. Die Straße von Gerra nach Tyrus. Von dieser Straße fehlt zwar eine genaue Angabe, sie kann aber nicht wohl bezweifelt werden, weil theils Gerra als reiche Handelsstadt geschildert wird; s. oben S. 213. 222. theils die ausdrücklichen Zeugnisse über ihren Landhandel überhaupt, sowohl bei Agatharchides

(Geogr. min. I, 60,) und Strabo p. 1110., als bei den Propheten Ezechiel. 27, 15. Jes. 21, 13. über den Handel mit Tyrus, vorhanden sind; sobald man bei den letztern es als erwiesen annimmt, daß ihr Daden eine der benachbarten Inseln von Gerra im Persischen Meerbusen, wahrscheinlich eine der Baharein-Inseln, war. S. Th. II. S. 234. Ueber die Richtung der Straße von Gerra nach Tyrus haben wir keine gewisse Nachricht. Ich habe die gerade Richtung auf der Charte angegeben, welche mitten durch die große Wüste Arabiens führen würde; und vielleicht kann man aus der angeführten Stelle des Jesais den Beweis hernehmen, daß sie durch solche Gegenden lief. In dem neuern Arabien laufen jetzt die Handelsstraßen aus Hedschar durch das fruchtbare Netsched gerade westlich nach Mekka, oder dem alten Macoraba. (Nach D. Seezen (Monatl. Corresp. 1813. Sept. S. 244.) beträgt die Straße 30 Tagereisen für Karavanen, und geht durch mehrere Orte; hingegen die auf Medina durch eine Wüste). In diesem Fall würde sich hier die Straße mit der aus Yemen vereinigt haben, und dadurch zwar länger aber weniger gefährlich gewesen seyn.

4. Die Straße nach Aegypten, besonders nach Memphis, s. Th. II. S. 118., bedarf keiner weitern Erläuterung, da der Verkehr zwischen Phönicien und diesem Lande keinem Zweifel unterworfen ist.

5. Die Straße, auf der die Phönicier ihren Handel mit Armenien und den Kaukasischen Ländern

trieben, (s. Th. II. S. 128.) ist nirgend bestimmt. Da hier aber lauter bewohnte und kultivirte Länder waren, so gab es schwerlich eine allgemeine Straße; auch der Einzelne konnte hier seinen Weg nach Belieben wählen.

II. Babylonisch-Persische Karavanenstraßen.

A. Straßen nach dem westlichen Asien.

1. Straße von Lydien nach Susa in Persien. Diese Straße ist keinem Zweifel unterworfen, da sie von Herod. V., 52. sowohl nach ihrer Richtung, als der Zahl der Stationen, beschrieben ist; s. Th. II. S. 221. Indeß muß bei Herodot ein Fehler vorgegangen seyn. Denn er giebt die ganze Summe der Stationen auf III an; da sie doch nach den einzelnen Angaben 81 beträgt. Hatte er sich selber beym Aufsummiren verzählt? Oder ist die Schuld der Abschreiber? Die Frage möchte gegenwärtig wohl nicht mehr zu beantworten seyn.

2. Straße von Babylon nach Phönicien. Sie ist nirgends bestimmt angegeben; und vielleicht gab es ihrer mehrere. Daß sie aber über Palmyra lief, ist aus zwei Gründen wahrscheinlich. Denn theils war es der natürlichste Weg, wenn man entweder nicht einen sehr großen Umweg nach Norden, oder auch eine Reise durch die große gänzlich wasserleere Wüste machen wollte; theils wissen wir, daß Palmyra eine schon alte Stadt ist, die nach ihrer Lage wohl gleich ursprünglich keine

andere Bestimmung haben konnte, als der Ruheplatz der Karavanen zu seyn. S. Th. II. S. 127. Sie führte dann nach Thapsakus, den wichtigen Handelsplatz am Euphrat; den man dort bei Circesium passirte; und ging dann südlich durch die Medische Mauer nach Babylon.

3. Straße von Babylon nach Syrien. Die Straße selbst ist bestimmt von Strabo angegeben p. 1084. Es war recht eigentlich eine Karavanenstraße; denn nur von solchen konnte sie gemacht werden, da sie mitten durch die Wüste von Mesopotamien und die dort herumstreifenden räuberischen Horden ging, von denen man den Durchweg erkaufen mußte. Sie lief durch Syrien nach Anthemusias am Euphrat, wo man diesen Fluß passirte. Dann über Bambyca nach Edessa, und von hier in einer Entfernung von drei Tagereisen vom Fluß mitten durch die Steppe, welche die Sceniten oder Nomaden inne hatten, und wo man einige Cisternen fand, nach der Stadt Scene an der Grenze von Babylonien, 18 Schöni (= 15 Meilen) von Seleucia am Tigris. Vielleicht wurde auch die Straße schon von den Phöniciern gebraucht; da aber Strabo seine Zeugen nicht anführt, so ist es unmöglich, ihr Alter zu bestimmen; wenn sie gleich an und für sich keinem Zweifel unterworfen ist.

B. Straßen nach dem östlichen Asien.

I. Straße von Babylon und Susa nach Indien. Man kann die Straße aus beiden Haupt-

städten als Eine ansehen. Zwischen ihnen war ein grosser Verkehr, und der Weg von der einen zur andern ging durch lauter stark bewohntes und kultivirtes Land. *Arrian.* III., 16. s. Th. II. S. 210. Die Wege von diesen Städten nach den Ländern am Indus, konnten aber nicht in gerader Richtung nach Osten gehen, weil man sonst die grosse Wüste zwischen Persis und Medien hätte passiren müssen. Die grosse Handelsstrasse nach Indien ging vielmehr immer nördlich von dieser Wüste durch Medien; und diese Strasse ist also anfangs dieselbe mit dem grossen königlichen Wege an der linken Seite des Tigris, der nach Vorderasien führte, und den wir schon aus Herodot haben kennen lernen. An der Medischen Grenze stieß er aber mit der Indischen Strasse zusammen, die wir aus Strabo und Plinius nach ihren Hauptstationen kennen. Beide Schriftsteller schöpften aber ihre Angaben aus ältern, Strabo aus Eratosthenes, Plinius aus den Begleitern von Alexandrien, dem Beton und Diognetus, den Geographen, (βηματισταὶ, itinerum dimensores,) bei der Armee des Königs. Es läßt also weder der Lauf noch das Alter dieser Straßen sich bezweifeln; nur ist es oft schwer, die Lage der einzelnen Oerter genau zu bestimmen, da die Zahlen bei den Schriftstellern so oft verdorben, und unsere Charten von jenen Gegenden noch so mangelhaft sind. Es kommt aber hier auf solche sehr genauen Bestimmungen auch nicht an, und ich verweise deßhalb vorzüglich auf das Werk von Mannert V. Th. II. Abth.

Wenn die Straße aus Mesopotamien kam, so lief sie ungefähr unter 36° N. B. gerade östlich auf Ekbatana, die Hauptstadt von Medien (*Ptol.* I.,22.), und so weiter in gleicher Richtung über Rages nach den Caspischen Pässen (πύλαι Κάσπιαι). — Alles, was aus dem westlichen Asien nach Osten zog, mußte durch diese Caspischen Thore; da weiter nördlich der Weg durch die Gebirge von Hyrkanien und ihre Bewohner gesperrt wurde, weiter südlich aber die Wüste ihren Anfang nahm. Sie sind also der erste Hauptpunkt, dessen Bestimmung sehr wichtig ist. Ueber ihre Lage ist aber auch kein Streit. Sie fanden sich in der Caspischen Bergkette, die hier Medien von Aria trennt, 35° d. Br. 71° d. L., da, wo sie auf der Charte bezeichnet sind. (Mannert VI., 11. 175. im Vergleich mit der Charte von Rennel.) Nach *Plin.* VI, 17. war es eine acht Römische Meilen lange aber sehr schmale durch die Felsen gehauene Straße.

Von den Caspischen Thoren lief alsdann die große Straße über folgende Oerter: Hekatompylos in Parthien, Alexandrien in Aria, Prophthasia im Lande der Drangä, Arachotus, Ortospana, und von da nach dem Indus. In der Bestimmung dieser Stationen kommen die Angaben des Eratosthenes beym Strabo (p. 782. und 1053.) und des Beton und Diognetus beym Plinius (VI, 17 21.) genau überein; nicht aber immer in den Angaben der Entfernung dieser Stationen unter einander; und daher ist es oft so schwer, die Lage der einzelnen Plätze genau zu bestimmen. In

der Angabe der ganzen Länge des Weges von den Thoren bis zum Indus ist der Unterschied indeß unerheblich. Die Entfernungen von den Kaspischen Thoren an, werden von Beiden auf folgende Weise angegeben:

	Plinius.	Strabo.
Hekatompylos	133 R. M.	1960 Stad. = 245 R. M.
Alexandrien in Aria	566 —	4530 — = 566¼ —
Prophthasia	199 —	1600 — = 200 —
Arachotus	515 —	4120 — = 515 —
Ortospana	250 —	2000 — — 250 —
Alexandria	50 —	
Peucela am Indus	227 —	1000 — = 125 —
	1940 R. M.	15210 Stad. = 1901¼ R. M.
	= 388 Geogr. M.	= 380 Geogr. M.

Dieser Unterschied ist so gering, daß er nicht einmal in Anschlag gebracht werden kann; indessen ist darauf nicht viel zu bauen, da schon Plinius bemerkt, daß die Angaben in den Handschriften von einander abweichen, welches auch die neuern Handschriften lehren. Man sehe *Salmas.* Exercitat. Plin. p. 556. Auch scheint die Summe von 380 Meilen etwas zu groß zu seyn, da sie nach der Lage der Örter auf den neuern Charten nur etwas über 300 geogr. Meilen betragen würde. Allein unsere Länderkunde ist hier noch nicht so genau, daß sich alle Maaße genau bestimmen ließen.

Die erste Station ist Hecatompylos, die Hauptstadt von Parthien. Ihre Lage läßt sich bei der Verschiedenheit der Maaße nur ohngefähr bestimmen. Der

Name Hundert Thore ist offenbar Griechisch, und hatte nach *Polyb.* X, 28. seinen Grund darin, daß hier so viele Straßen zusammen stießen. Es muß also ein wichtiger Platz für den Transito-Handel gewesen zu seyn.

Die zweite Hauptstation ist Alexandria in Ariis, und bis dahin lief, wie Strabo ausdrücklich berichtet, (p. 1053.) die Hauptstraße ungetheilt fort; hier aber theilte sie sich, indem die eine nach Baktrien ging, (wovon bald unten;) die andere aber mit einer südlichen Biegung nach Indien. Es wäre zu wünschen, die Lage von diesem Alexandrien genau angeben zu können. Wir haben aber nur die Bestimmungen, daß die Stadt 566 Millien (östlich) von Hekatompylos, und daß sie am Fluß Arius lag, (*Plin.* VI, 23.) der sich in dem See gleiches Namens (jetzt Zere) verliert. Sie muß also im N. oder N. O. von dem See; und zwar, da Strabo p. 1083. die Straße bis dahin als gerade fortlaufend beschreibt, ungefähr, wenn auch nicht genau, in gleicher Breite mit den Kaspischen Thoren gelegen haben; und war dann einerlei mit Artakoana, der alten Hauptstadt, und dem jetzigen Herat. Hier bog nun die Straße südlich, und ging auf die dritte Station, Prophthasia, in dem Lande der Drangä, entweder das jetzige Zarang, oder doch in dessen Nähe. Die Entfernung dahin betrug nach beiden Schriftstellern gegen 40 Meilen, und man kann also nicht viel irren. Die folgende Station ist die Stadt Arachotus in dem Lande gleiches Namens, der sich noch jetzt in Arokage erhalten hat; wovon aber die Lage sich gar nicht genau

bestimmen läßt; eben so wenig als sich ohne genauere Kenntniß des Landes und der Bewohner die Ursache angeben läßt, weshalb die Straße bis hierher die starke Biegung nach Süden nahm. Diese indeß verlor sie hier, indem sie jetzt nördlich auf Ortospana, und das nur einige Meilen davon gelegene Alexandrien, lief. Dieß letzte Alexandrien ist die Stadt dieses Namens am Fuß des Gebirges Paropamisus, wovon sie daher den Beinamen Alexandrien am Paropamisus trägt. Man hielt sonst diese Stadt gewöhnlich für das jetzige Candahar; es ist aber durch neuere Geographen sehr wahrscheinlich gemacht, daß Ortospana das alte Alexandrien ist; welches dem zu Folge etwa 10 Meilen südlich von Candahar liegt. Man s. Mannert V, II. S. 85. Es war eine wichtige Station des Handels, weil hier die Straße von Baktrien einfiel, und drei Straßen zusammen stießen, (ἡ ἐκ Βάκτρων τρίοδος) worauf ich bald unten zurück komme. Von hier lief alsdann die Indische Straße weiter über den Fluß Choes nach Peucela und Taxila, wo man gewöhnlich den Indus passirte, und Indien betrat.

2. Straßen nach Baktrien und Samarkand.

I. Straße aus dem westlichen Asien nach Baktrien. Sie war dieselbe mit der nach Indien bis nach Alexandrien in Aria. Hier bog sie ab und ging nach Baktrien, ein Weg von 3000, oder nach einer andern Lesart von 2870 Stadien (96 oder 75 Meilen), von wo sie weiter über Marakanda bis zum Jaxartes

(dem Sirr-Fluß) 5000 Stadien (125 Meilen) weit ging, bis an die Grenze von Mittelasien oder der großen Tartarei; dem Lande der Issedonen oder Massageten. (Strabo p. 782.)

2. Straße von Baktrien nach Indien. Bei Strabo (p. 1053.) wird diese Straße nur als eine Fortsetzung der vorigen betrachtet, so daß sie auch von denen gewählt werde, welche von Medien her durch die Kaspischen Thore bis Alexandrien in Aria gezogen waren, und nicht Lust hatten, die südliche, durch ihre Biegungen längere, Straße zu machen. Der Weg ging von Baktrien aus südlich über das Gebirge Paropamisus, und fiel bei Ortospana mit der andern Indischen Straße zusammen, weshalb dieser Platz auch das Trivium von Baktrien her genannt wird. Man kann dieses so verstehen, daß außer den beiden Wegen nach Indien und Baktrien noch ein dritter nach dem Südindus hin ablief, s. Th. II. S. 217.). Allein dieß wäre bloße Vermuthung; und auch ohne dieses entsteht zu Ortospana ein Trivium, wenn man es als den Mittelpunkt der drei Straßen nach Indien, Baktrien, und dem westlichen Asien betrachtet.

3. Straße von Baktrien nach der kleinen Bucharei und Serika. Diese Straße beruht auf der Stelle bei'm Ctesias von den Indischen Karavanen aus Klein-Tibet, die Th. II. S. 219. angeführt und erläutert ist. Der häufige Verkehr zwischen den Baktriern und diesen Indern, die ohnehin Nachbaren waren, ist

aber auch aus eben dieser Stelle so klar, daß es keines weitern Beweises bedarf; und die Straße als eine Straße von Baktrien aus mit Recht auf der Charte angegeben ist. Die Straße von Indien eben dahin fiel mit dieser zusammen; und die Hauptstation für beide war bei dem steinernen Thurm. s. oben S. 349. Die Straße indeß von Serika nach dem Ganges habe ich nur nach Vermuthungen andeuten können.

C. Handelsstraße durch Mittelasien.

Diese Straße, die von den Griechischen Handelsstädten am schwarzen Meer durch die Steppe von Astrakan über den Ural bis zu den Argippäern oder Kalmücken in der großen Tartarei lief, beruht auf den Nachrichten von Herodot, und besonders auf der Stelle IV, 24., die Th. II. S. 298. hinreichend von mir erläutert worden ist. Ich habe sie auf der Charte über die Grenzen der Issedonen fortgeführt, weil oben schon gezeigt ist, daß dieß große, bis nach Serika hin verbreitete, und dem Handel ergebene Volk, hier die Grenznachbaren der Serer waren, mit denen ein starker Verkehr statt fand. Es erklärt sich also daraus hinreichend, wie ein Austausch der Waaren sowohl des östlichen als des südlichen Asiens hier statt finden konnte, da die Issedonen sowohl östlich bis nach Serika, als südlich bis zum Jaxartes reichten, wo die aus Strabo oben angeführte Karavanenstraße von Indien her, endigte. Wie hätte denn auch Herodot die genaue Kenntniß von den vielen Völker-

schaften, die in Sogdiana nomadisirten, haben können, wenn kein Verkehr statt gefunden hätte?

Seereisen.

Die Schifffahrten jener Zeit auf den Asiatischen Meeren, so weit wir sie haben kennen lernen, beschränken sich auf den Arabischen und Persischen Meerbusen, und auf das Indische Meer. Die Zweifel an ihrer Ausführbarkeit fallen weg, sobald man die Umstände bedenkt; theils: daß sie fast blöße Küstenschifffahrten waren, oder doch seyn konnten; theils, daß die Entfernungen nur mäßig waren; und endlich, daß sie durch die halbjährigen Wechselwinde unterstützt wurden. Die Richtungen von diesen, sowohl in den Theilen des Indischen Meers, wovon hier nur die Rede seyn kann, nemlich S. W. im Sommer und N. O. im Winter; so wie auch auf den Arabischen und Persischen Meerbusen, die unter sich überein kommen, nemlich N. im Sommer, und S. in einem Theil des Winters, sind auf der Charte bezeichnet, und werden zeigen, wie sehr die Hinreise und Herreise nach der diesseitigen Indischen Halbinsel in den verschiedenen Jahrszeiten dadurch begünstigt werde. Die einzelnen Schifffahrten: 1. auf dem Arabischen Meerbusen, 2. von dem glücklichen Arabien nach Indien, 3. von dem Persischen Meerbusen aus nach Indien, sind auf der Charte angegeben. Zu dem in dem Werke selber Angeführten habe ich hier nur noch hinzuzusetzen, daß ich als das Ziel in Indien den Hafen Barygaza (Beroach) angegeben habe, der zur

Zeit des Periplus der Haupthafen war. Außerdem scheint aber auch Pattala in dem Delta des Indus schon von alten Zeiten her ein wichtiger Platz gewesen zu seyn, und kommt als solcher in Alexanders Zügen vor. Die weitere Schifffahrt, bis nach Taprobane oder Ceylon, und auch von der Ostküste der Halbinsel bis zum Ganges, war gewiß nichts weiter als Küstenschifffahrt, und brauchte deshalb auf der Charte nicht bezeichnet zu werden. Die Ueberfahrt nach Chryse ist nach dem Periplus angegeben.

Wenn gleich aus den, in der ersten Beilage zu diesem Bande angegebenen Gründen, wir keineswegs uns berechtigt halten können, denen von dem D. Brehmer in seinen Geographischen Entdeckungen aus dem Ptolemäus angegebenen Handelsstraßen, indem er sie nach den Städtereihen dieses Schriftstellers ordnet, ein so hohes Alter beizulegen, wie er will, so wird es doch nützlich seyn, nach der seinem ersten Bande beigefügten Charte von Asien eine Uebersicht in Vergleich mit den unsrigen zu geben. Diese Straßen sind ihren Richtungen und ihren letzten Zielen nach im Ganzen dieselben, die schon auf meinen frühern Charten, aus andern Quellen, nachgewiesen und verzeichnet sind. Nur sind sie von ihm vervielfältigt, und weichen in einzelnen Biegungen ab; eine natürliche Folge, da er sich blos an Ptolemäus hielt. Ich gebe sie in derselben Ordnung, wie ich die meinigen aufgeführt habe.

1. Arabische Handelstraßen. Yemen, Gerra, und Petra sind auch bei D. Brehmer, wie bei mir,

die Hauptpunkte des Arabischen Landhandels; und stehen auch durch die von mir angegebenen Straßen in Verbindung. Nur führt er deren noch mehrere durch das innere Arabien, auf die von Ptolemäus genannten Städte, wie Carnan, Itala, Thumna, Macpha und einige andere, für die ich in meinen Quellen keine Beweise fand.

2. Babylonische Handelsstraßen nach Arabien und Phönicien. Sie gehen bei ihm in gerader östlicher Richtung von Petra auf Babylon, Teredon und Gerra; und in nördlicher Richtung von Petra auf Palmyra, Thapsakus, und Trapezus am schwarzen Meer. Ferner von Babylon nach Gerra. Unmittelbar von Tyrus und den andern Phönicischen Städten sind gar keine Handelsstraßen bemerkt.

3. Babylonische Handelstraßen nach dem östlichen Asien. Die von Babylon und Susa über Ekbatana und die Caspischen Thore, so auch die nach Aria, Ortospana u. s. w. kommt meist mit den meinigen überein. Dagegen führt er auch noch Handelsstraßen durch Carmana nach Gedrosien, wofür ich keine Beweise fand.

4. Die Straße durch Mittelasien geht bei ihm von der Stadt Tanais durch die Landenge zwischen dem Kaspischen Meer und Aral-See auf Maracanda und Baktra.

5. Indische Handelsstraßen; von Baktra auf Taxila; von Ortospana auf Taxila; von Ortospana auf Pattala. Ferner von Pattala auf Barygaza und Soana

am Ganges. Von Taxila auf Delhi. Von Bucephala am Hydaspes auf Uzene, Tagara, Plutana nach Masalia (Masulipatan auf Koromandel).

6. Straßen nach Serika. Straße von Baktra über Taschkent nach dem steinernen Thurm. Von Taxila gerade nördlich eben dahin. Eine dritte von dem Ganges gleichfalls nördlich dahin; von der jedoch nur ein Theil angedeutet ist.

7. Die Seewege aus dem Arabischen und Persischen Meerbusen, jene von Yemen, diese von den Baharein-Inseln, kommen mit den meinigen überein. Nach dem jenseitigen Indien sind keine Straßen verzeichnet; sondern nur der Ort der Abfahrt der Schiffe nach Chryse angegeben, wie auf meiner Charte.